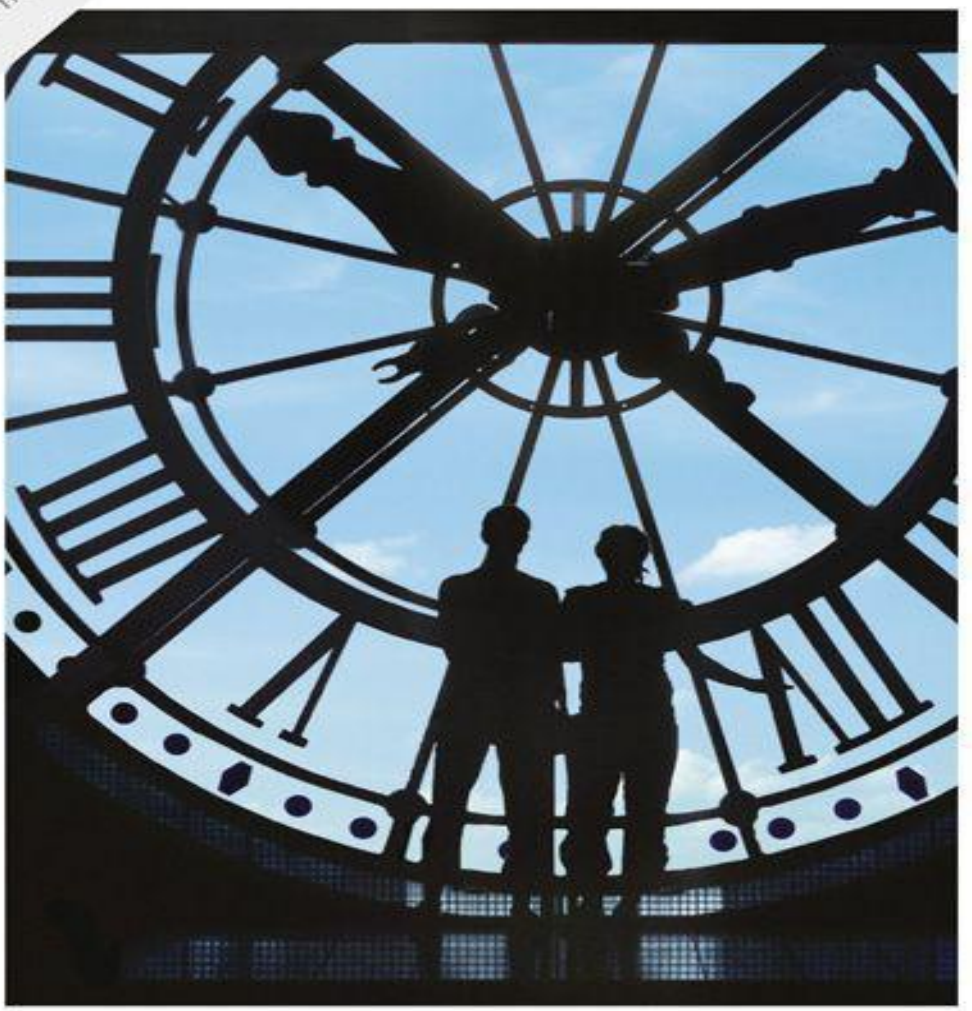
deBook
www.diogenes.ch

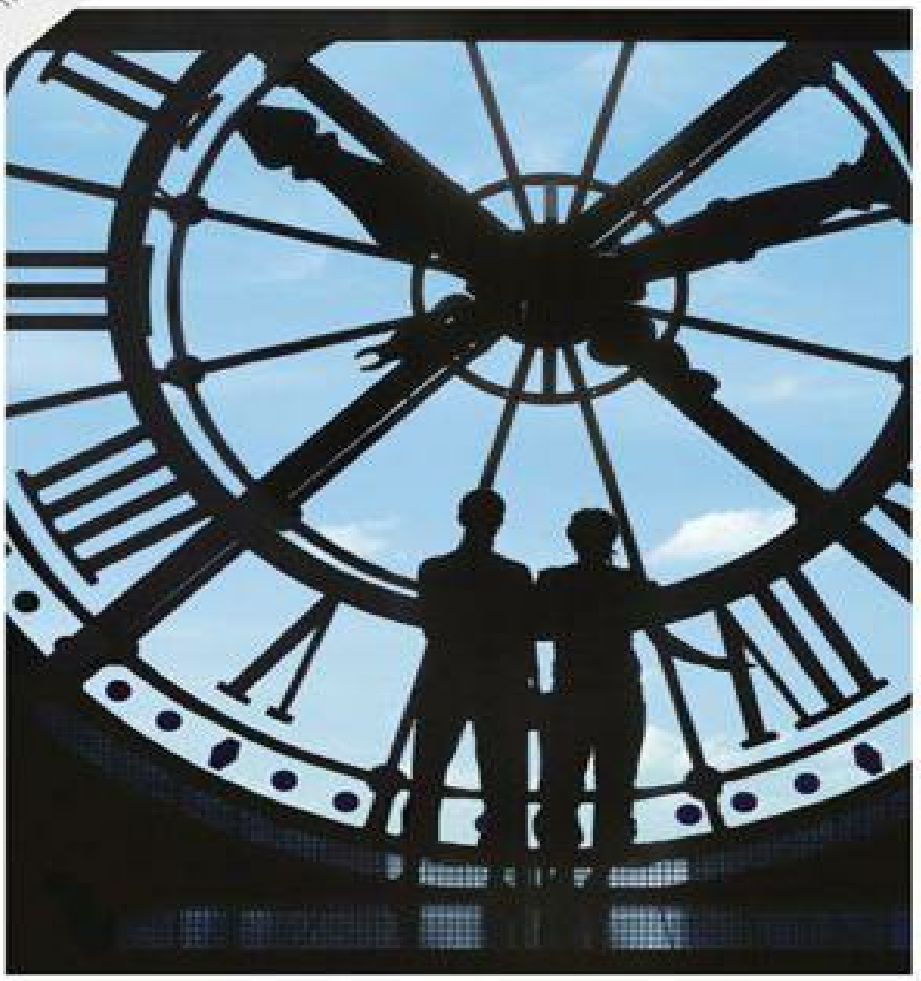


Ian McEwan

Saturday

Roman · Diogenes

deBook
www.diogenes.ch



Ian McEwan

Saturday

Roman · Diogenes

Inhalt

Titelei

Impressum / Copyright

Widmung

Motto

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Danksagungen

Zitatnachweise

Autorenbiographie

Mehr Informationen

Ian McEwan

Saturday

Roman

Aus dem Englischen von
Bernhard Robben

deBook
www.diogenes.ch

Titel der 2005 bei
Jonathan Cape, London,
erschienenen Originalausgabe:
›Saturday‹
Copyright © 2005 by Ian McEwan
Die deutsche Erstausgabe
erschien 2005 im Diogenes Verlag
Umschlagfoto:
Copyright © Damir Frkovic/masterfile/zefa/
blueplanet images (Ausschnitt)

Für Will und Greg McEwan

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2012
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch

ISBN Buchausgabe 978 3 257 23627 9 (2. Auflage)
ISBN E-Book 978 3 257 60028 5

Zum Beispiel? Nun zum Beispiel, was es heißt, ein Mann zu sein. In einer Stadt. In einem Jahrhundert. Im Übergang. In einer Masse. Von der Wissenschaft umgemodelt. Unter organisierter Macht. Gewaltigen Kontrollen unterworfen. In einem durch die Mechanisierung

verursachten Zustand. Nach der jüngsten Enttäuschung radikaler Hoffnungen. In einer Gesellschaft, die keine Gemeinschaft war und die Persönlichkeit entwertete. Auf Grund der multiplizierten Kraft von Zahlen, die das Ich zur Unerheblichkeit verurteilte. Die Rüstungsmilliarden gegen auswärtige

Feinde ausgab, aber für die Ordnung im Lande nicht bezahlen wollte. Was der Brutalität und Barbarei in den eigenen großen Städten Tür und Tor öffnete. Zur gleichen Zeit der Druck von Millionen Menschen, die entdeckt haben, was gemeinsame Anstrengungen und Gedanken erreichen können. Wie

Megatonnen von Wasser auf dem Grund des Ozeans die Organismen gestalten. Wie die Gezeiten Steine glätten. Wie die Winde Klippen höhlen. Die schöne Supermaschinerie öffnet ein neues Leben für unzählige Menschen. Möchtest du ihnen das Recht zum Leben absprechen? Möchtest du sie auffordern, zu

arbeiten und zu hungern, während du köstliche altmodische Werte genießt? Du – du selbst bist ein Kind dieser Masse und ein Bruder aller anderen. Oder aber ein Undankbarer, ein Dilettant, ein Idiot. Da, Herzog, dachte Herzog, weil du nach dem Beispiel fragst, da siehst du, wie die Dinge

laufen.

Saul Bellow: *Herzog*

Eins

Henry Perowne, ein Neurochirurg, wacht einige Stunden vor Tagesanbruch auf und merkt, daß er in Bewegung ist, daß er im Sitzen die Decke zurückschlägt und aufsteht. Wann genau ihm das bewußt wird, weiß er nicht, doch scheint es auch nicht von Bedeutung zu sein. Und

obwohl ihm derlei noch nie passiert ist, macht es ihm keine Angst, es überrascht ihn nicht einmal, denn seine Glieder sind entspannt, die Bewegungen angenehm, Rücken und Beine fühlen sich ungewöhnlich kräftig an. Er steht am Bett, nackt – er schläft immer nackt –, und richtet sich zu ganzer Länge auf; er nimmt den ruhigen Atem seiner Frau wahr, die winterlich kühle

Schlafzimmerluft auf der Haut. Auch das ist ein angenehmes Gefühl. Der Wecker zeigt zwanzig vor vier. Er hat keine Ahnung, warum er nicht mehr im Bett liegt: Er muß sich nicht erleichtern, weder ein Traum noch ein unerledigtes Problem vom Vortag noch der Zustand der Welt plagen ihn. Es ist, als sei er, so wie er da im Dunkeln steht, gänzlich entwickelt und ohne

jeden Ballast Stoff geworden aus dem Nichts. Trotz der frühen Stunde und der vielen Arbeit in letzter Zeit ist er nicht müde, auch macht ihm kein neuer Fall zu schaffen. Genaugenommen fühlt er sich sogar hellwach, klar im Kopf und unvermutet hochgestimmt. Wie von allein und ohne einen festen Vorsatz geht er zum nächstgelegenen der drei Schlafzimmerfenster, wobei

er sich so leicht und gelöst bewegt, daß er zu schlafwandeln oder zu träumen glaubt. Sollte das der Fall sein, wäre er enttäuscht. Träume interessieren ihn nicht, da findet er die Möglichkeit schon ergiebiger, daß dies real sein könnte. Er ist ganz er selbst, kein Zweifel, er weiß, daß der Schlaf vorüber ist: Zwischen Schlaf und Wachsein trennen, die

Grenzlinie ziehen zu können, daran erkennt man einen gesunden Verstand.

Das Schlafzimmer ist groß und spärlich eingerichtet. Während er mit beinahe komischer Leichtigkeit durch den Raum schwebt, betrübt ihn für einen Moment die Vorstellung, daß diese Erfahrung enden wird, doch verflüchtigt sich der Gedanke wieder. Henry steht am Mittelfenster und zieht

behutsam, damit Rosalind nicht aufwacht, den großen, hölzernen Klappladen auf. Er denkt dabei an sich und nimmt gleichzeitig Rücksicht. Er will nicht gefragt werden, was er gerade treibt – was könnte er darauf schon erwidern und warum mit dem Versuch einer Antwort diesen Augenblick zerstören? Er öffnet den zweiten Laden, faltet ihn in den

Rahmenkasten und schiebt leise das Fenster in die Höhe. Es ist um einiges größer als er selbst, gleitet aber, vom verborgenen Bleigewicht gezogen, schwerelos nach oben. Als ihn die Februarluft umweht, spannt sich seine Haut, doch macht ihm die Kälte nichts aus. Vom zweiten Stock blickt er in die Nacht, sieht die Stadt im eisig weißen Licht, die knochig kahlen Bäume auf

dem Platz und zehn Meter unter ihm den schwarzen Eisenzaun wie eine Reihe aufgestellter Speere. Es ist ein, zwei Grad unter Null, die Luft ist klar. Das gleißende Licht der Straßenlampe blendet nicht alle Sterne aus, Reste von Sternbildern hängen am Südhimmel über der Regency-Fassade der gegenüberliegenden Platzseite. Diese Fassade ist eine Rekonstruktion, ein

Nachbau – der Stadtteil Fitzrovia wurde im Krieg mehrmals von der Luftwaffe getroffen –, und direkt dahinter ragt der Post Office Tower auf, tagsüber städtisch, schäbig, doch nachts, in Dunkel gehüllt und nur dezent angestrahlt, ein kühnes Denkmal optimistischerer Tage.

Und nun, was sind das jetzt für Tage? Verwirrend und beängstigend findet er sie

meist, wenn er sich im wöchentlichen Trott die Zeit nimmt, darüber nachzudenken. Doch im Moment sieht er das anders. Er beugt sich vor, stützt sich an der Fensterbank auf den Handflächen ab und freut sich über die klare Luft, die unbelebte Szenerie. Seine Augen – ohnedies gut – scheinen noch schärfer als sonst zu sein. Er kann den Glimmer im Pflaster des zur

Fußgängerzone erklärten Platzes erkennen, den durch Kälte und Entfernung zu beinahe etwas Schönem verhärteten, an Schneeflocken erinnernden Taubenkot. Ihm behagt die Symmetrie der schwarzen Eisengitterstäbe und ihrer noch dunkleren Schatten, das Muster der kopfsteingepflasterten Abwasserrinne. Die überquellenden Abfallkörbe

lassen eher an Wohlstand als an Müll denken, die leeren Bänke um den kreisrunden Park harren gelassen ihrer täglichen Benutzer – vergnügte Büromannschaften, ernste, strebsame Jungen aus dem indischen Wohnheim, Liebespaare im stillen Drama oder Glück, zwielichtige Drogendealer oder die verwahrloste alte Frau mit ihrem wilden, gespenstischen

Rufen. Weg da, schreit sie manchmal stundenlang, heiser zeternd wie ein Sumpfvogel oder ein Tier aus dem Zoo.

Wie er dasteht – gegen die Kälte so immun wie eine Marmorstatue – und zur Charlotte Street hinüberschaut, auf den perspektivisch verkürzten Wirrwarr der Fassaden, die Baugerüste und Pultdächer, findet Henry, daß Städte ein

Erfolg sind, eine geniale Erfindung, ein organisches Meisterwerk – wie um Korallenriffe drängen sich Millionen um die angehäuften, vielschichtigen Errungenschaften der Jahrhunderte, schlafen, arbeiten und vergnügen sich, einträchtig zumeist, und wollen fast alle, daß es funktioniert. Die Gegend aber, in der die Perownes wohnen, ist ein Höhepunkt

aufeinander abgestimmter Proportionen, dieser vollkommene, von Robert Adam angelegte Platz, der einen runden Park umschließt – Traum des achtzehnten Jahrhunderts, von Modernem umspült und umschlossen, vom Straßenlicht oben und Glasfaserkabeln unten, von kühlem, frischem Wasser, das durch Rohre strömt, und Unrat, der, gleich vergessen, fortgeschwemmt wird.

Gewohnt, die eigenen Stimmungen zu beobachten, wundert er sich über seine anhaltende, alles verzerrende Euphorie. Vielleicht hatte es, während er schlief, auf molekularer Ebene einen chemischen Unfall gegeben – ein Tablett mit Flüssigkeiten, die verschüttet wurden und dopaminerge Rezeptoren veranlaßten, eine Kaskade erfreulicher intrazellulärer Ereignisse auszulösen,

vielleicht aber lag es auch nur an der Aussicht auf den vor ihm liegenden Samstag oder an den paradoxen Folgen seiner extremen Müdigkeit. Jedenfalls hatte er die Woche ungewöhnlich erschöpft zu Ende gebracht, war in ein leeres Haus heimgekehrt, hatte sich mit einem Buch in die Wanne gelegt und es genossen, mit niemandem reden zu müssen. Seine belesene, allzu

belesene Tochter Daisy hatte ihm Darwins Biographie geschickt, die wiederum irgendwie mit einem Roman von Joseph Conrad in Zusammenhang stand, den sie ihm ans Herz gelegt und den er noch nicht einmal angefangen hat – Seefahrt, und war sie auch noch so moralisch befrachtet, interessierte ihn nicht sonderlich. Seit einigen Jahren schon nahm sich seine

Tochter dessen an, was sie seine erstaunliche Ignoranz nannte, kümmerte sich um seine literarische Fortbildung und schimpfte über seine Unempfänglichkeit und seinen schlechten Geschmack. Sie hatte nicht mal so unrecht –, war er doch direkt von der Schule über das Medizinstudium ins Sklavendasein eines Assistenzarztes geraten, um gleich anschließend die

Ausbildung zum Neurochirurgen zu beginnen, von der er ebenso in Atem gehalten wurde wie von der Vaterschaft – weshalb er seit fünfzehn Jahren kaum ein Buch angerührt hatte, in dem es nicht um Medizin ging. Allerdings hatte er dermaßen viel Tod, Furcht, Mut und Leid kennengelernt, daß es seiner Meinung nach für ein halbes Dutzend literarischer Werke reichen würde.

Trotzdem hält er sich an ihre Leseliste – auf diese Weise bleibt er mit ihr in Verbindung, während sie sich in einem Pariser Vorort, von der Familie fort, zu unergründlicher Weiblichkeit entwickelt; heute abend kommt sie nach sechs Monaten zum ersten Mal wieder nach Hause – ein weiterer Anlaß zu Euphorie.

Er war mit Daisys Hausaufgaben im Rückstand.

Während er gelegentlich mit einem Zeh die Zufuhr frischen, heißen Wassers kontrollierte, las er mit müden Augen einen Bericht über die Eile, mit der Darwin *Die Entstehung der Arten* zu Ende brachte, sowie eine Zusammenfassung der letzten, in späteren Ausgaben überarbeiteten Seiten. Gleichzeitig hörte er im Radio die Nachrichten. Der wackere Hans Blix hatte sich

erneut an die UNO gewandt, und man war allgemein der Auffassung, daß er der Begründung für einen Krieg so ziemlich den Boden entzogen hatte. Erst als Perowne begriff, daß er eigentlich nichts mitbekam, stellte er das Radio aus, blätterte zurück und begann von neuem zu lesen. Manchmal ließ ihn diese Biographie in nostalgischen Bildern von einem grünen,

liebenswerten, in Pferdegespanne geschirrten England schwelgen, dann wieder deprimierte es ihn ein wenig, daß ein paar hundert Seiten ein ganzes Leben enthalten konnten – eingeweckt wie selbstgemachter Chutney. Wie leicht sich doch eine Existenz mit all ihren Sehnsüchten, dem Netz aus Freunden und Familie, den vielen geliebten, so

selbstverständlich besessenen Dingen in Nichts auflösen konnte. Später streckte er sich lang auf dem Bett aus, um über das Abendessen nachzudenken – und dann erinnerte er sich an nichts mehr. Offenbar hatte Rosalind ihn zugedeckt, als sie von der Arbeit heimkam. Sicher hatte sie ihn auch geküßt. Achtundvierzig Jahre alt und an einem Freitag abend um halb zehn fest

eingeschlafen – so sieht das moderne Berufsleben aus. Er arbeitete hart, alle um ihn herum arbeiteten hart, doch da unter dem Krankenhauspersonal die Grippe umging, war diese Woche noch anstrengender als sonst gewesen – auf seinem Operationsplan hatten die Namen von doppelt so vielen Patienten wie sonst gestanden.

Mit Tricks und Timing

gelang es ihm, im ersten OP eine größere Operation durchzuführen, im zweiten einen Altassistenzarzt zu beaufsichtigen und in einem dritten kleinere Eingriffe selbst zu erledigen. Zur Zeit hat er in seinem Team zwei Ärzte in neurochirurgischer Facharztausbildung – Sally Madden, fast fertig und absolut verläßlich, und Rodney Browne aus Guyana, Arzt im zweiten Jahr, begabt,

fleißig, aber immer noch etwas unsicher. Jay Strauss, der Anästhesist, hat mit Gita Syal eine eigene Assistentin. Drei Tage lang lief Perowne mit Rodney im Gefolge zwischen den drei Operationssälen hin und her – das Geräusch der Clogs auf den polierten Flurböden und das vielfältige Quietschen und Knarren der Schwingtüren zum OP lieferten dazu die orchestrale

Begleitmusik. Der Operationsplan vom Freitag war ein typisches Beispiel. Während Sally eine Operation zu Ende führte, ging Perowne nach nebenan, um eine ältere Dame von ihrer Trigeminusneuralgie zu befreien, ihrem *Tic douloureux*. Solch kleine Operationen konnten ihm immer noch Freude machen – er liebte es, schnell und akkurat zu arbeiten. Um den

Zugang zu ertasten, fuhr er mit dem behandschuhten Zeigefinger in ihren Rachen und schob, nach kaum mehr als einem flüchtigen Blick auf den Bildvergrößerer, eine lange Nadel von außen durch die Wange bis hinauf zum Trigeminusganglion. Jay kam aus dem Nachbarzimmer und sah zu, wie Gita die Patientin kurz aus der Narkose zurückholte. Die elektrische Stimulation der Nadelspitze

erzeugte in ihrem Gesicht ein Kribbeln, wie sie benommen bestätigte – die Nadel saß korrekt, Perowne hatte auf Anhieb die richtige Stelle getroffen –, und so wurde die Frau wieder betäubt, während der Nerv mit hochfrequenter Thermokoagulation ›abgekocht‹ wurde. Das Problem bestand darin, den Schmerz auszuschalten, aber zugleich darauf zu achten, daß die Frau weiterhin

leichte Berührungen spüren konnte – nach fünfzehn Minuten war alles vorbei, drei Jahre Leiden, die scharfen, stechenden Schmerzen waren vorüber.

Er klemmte den Sack eines mittleren Hirnarterienaneurysmas ab – auf diesem Gebiet war er ein wahrer Meister seines Fachs – und führte eine Gewebeentnahme bei einem Tumor im Thalamus durch,

einer Hirnregion, in der man nicht operieren kann. Der Patient war ein achtundzwanzigjähriger Tennisprofi und litt bereits an akutem Gedächtnisverlust. Als Perowne sich nach der tiefen Hirnbiopsie die Nadel ansah, erkannte er auf den ersten Blick, daß das Gewebe abnormal war. Bestrahlung oder Chemotherapie boten nur wenig Hoffnung. Sein Eindruck wurde von der

Pathologie mündlich bestätigt, und am Nachmittag überbrachte er den betagten Eltern die schlechte Nachricht.

Der nächste Fall war eine Craniotomie bei einer dreiundfünfzigjährigen Grundschullehrerin mit einem Meningeom. Der deutlich ausgeprägte Tumor saß über der motorischen Hirnrinde und rollte daher sauber vor den Sonden seines

Rhoton-Dissektors her – und gleich darauf war das wuchernde Gewebe restlos entfernt. Sally brachte die Arbeit zu Ende, während Perowne nebenan eine lumbale Laminektomie über mehreren Höhen an einem vierundvierzigjährigen übergewichtigen Mann durchführte, einem Gärtner, der im Hyde Park arbeitete. Er mußte zehn Zentimeter subkutanes Fett

durchtrennen, ehe er die Wirbelsäule freilegen konnte, und daß der Mann auf dem Tisch herumschwabbelte, wenn Perowne nach unten drückte, um am Knochen entlangzuschneiden, war auch nicht gerade hilfreich.

Für einen alten Freund, einen Hals-Nasen-Ohren-Spezialisten, öffnete Perowne den Schädel eines siebzehnjährigen Jungen mit einem Akustikus-Neurinom –

schon merkwürdig, wie diese HNO-Leute sich scheuten, schwierige Schädelzugänge selbst durchzuführen. Über dem Ohr entnahm er einen großen, rechteckigen Knochendeckel, wofür er länger als eine Stunde brauchte, was Jay Strauss ärgerte, der mit dem OP-Plan des eigenen Teams vorankommen wollte. Schließlich lag der Tumor für das Mikroskop offen zutage –

ein kleines Vestibularis-Schwannom, kaum drei Millimeter von der Cochlea entfernt. Während er es seinem Freund überließ, die Exzision durchzuführen, eilte Perowne zu einem zweiten, kleineren Eingriff, der nun wiederum ihn verärgerte – eine schrille, junge, notorisch nörgelige Frau wollte ihren Rückenmarkstimulator von hinten nach vorn umgesetzt haben. Erst im vorigen

Monat hatte er ihn verlegt, weil sie darüber klagte, daß er beim Sitzen störe. Nun behauptete sie, der Stimulator schmerze im Liegen. Er machte einen langen Einschnitt über ihren Unterleib, vergeudete kostbare Zeit damit, bis zu den Ellbogen in ihrem Bauch nach dem Batteriedraht zu suchen, und zweifelte nicht daran, sie bald wiederzusehen.

Zum Mittagessen genehmigte er sich eine Flasche Mineralwasser und ein eingeschweißtes Sandwich mit Thunfisch und Gurke. Im engen Pausenzimmer, dessen Geruch nach Toast und in der Mikrowelle aufgewärmten Nudeln ihn unweigerlich an größere chirurgische Operationen erinnerte, saß er neben der beliebten, Cockney sprechenden Heather, die

zwischen den Eingriffen half, den OP zu reinigen. Sie erzählte ihm, ihr Schwiegersohn sei wegen eines bewaffneten Raubüberfalls verhaftet worden, nachdem man ihn in einer Gegenüberstellung fälschlich als Täter identifiziert hatte. Allerdings war sein Alibi wasserdicht – zum Zeitpunkt der Tat hatte er beim Zahnarzt gesessen und sich einen Weisheitszahn

ziehen lassen. Ansonsten drehte sich das Gespräch um die Grippewelle – eine der OP-Schwestern und die Praktikantin von Jay Strauss waren am Morgen nach Hause geschickt worden. Nach einer Viertelstunde forderte Perowne sein Team auf, wieder an die Arbeit zu gehen. Während Sally im Raum nebenan ein Loch in den Schädel eines pensionierten

Verkehrspolizisten bohrte, um den durch eine innere Blutung entstehenden Druck zu lindern – ein chronisch subdurales Hämatom –, nutzte Perowne die neuste Errungenschaft des OP, ein computergestütztes Navigationssystem, für die Resektion eines rechts hinten im Frontallappen angesiedelten Glioms.

Die Krönung des heutigen OP-Plans war die Entfernung

eines pilozytischen Astrozytoms bei einer vierzehnjährigen Nigerianerin, die mit ihrer Tante und ihrem Onkel, einem Pfarrer der anglikanischen Kirche, in Brixton wohnte. Der Tumor ließ sich am besten infratentoriell auf supracerebellarem Weg durch den Hinterkopf erreichen, wobei die narkotisierte Patientin eine

sitzende Haltung einnehmen mußte. Dies wiederum schuf besondere Probleme für Jay Strauss, da die Möglichkeit bestand, daß Luft in eine Vene drang und eine Embolie verursachte. Andrea Chapman machte übrigens nicht nur als Patientin, sondern auch als Nichte Probleme. Mit zwölf war sie nach England gekommen – der besorgte Pfarrer und dessen Frau zeigten Perowne

ein Foto –, ein adrett gekleidetes Mädchen mit festgezurrten Bändern im Haar und einem schüchternen Lächeln. Irgendwas in ihr, das vom Dorfleben im ländlichen Norden Nigerias unterdrückt worden war, wurde freigesetzt, als sie an Brixtons Gesamtschule kam. Ihr gefiel die Musik, die Mode, der Jargon, die Denkweise – die Straße. Andrea sei ziemlich eigen,

gestand der Pfarrer, während seine Frau ihr half, sich auf der Station einzurichten. Seine Nichte nehme Drogen, betrinke sich, stehle, schwänze die Schule, hasse Autoritäten und fluche »wie ein Bierkutscher«. War es möglich, daß der Tumor auf einen Teil des Hirns drückte?

Solchen Trost konnte Perowne nicht bieten. Der Tumor lag außerhalb der Stirnlappen tief im Vermis

cerebelli superior. Andrea litt bereits an morgendlichem Kopfschmerz, Sehfeldlücken und an Ataxie – schwankender Körperhaltung. Doch trotz dieser Symptome fühlte sich Andrea als Opfer einer Verschwörung, durch die das Krankenhaus sie im Verein mit den Erziehungsberechtigten, der Schule und der Polizei um ihre Discoabende bringen

wollte. Schon Stunden nach der Einlieferung legte sie sich mit den Krankenpflegern, der Stationsschwester und einer älteren Patientin an, die ihre obszöne Ausdrucksweise nicht länger ertragen wollte. Perowne hatte seine liebe Not, sie auf die vor ihr liegende Tortur vorzubereiten. Schon wenn Andrea sich nicht aufregte, redete sie wie ein Rapper auf

MTV, saß dabei aufrecht im Bett, glättete mit nach unten gekehrten Handflächen die Luft in kreisförmigen Bewegungen und wiegte den Oberkörper hin und her, als bereite sie sich auf den nächsten Ausbruch vor. Doch Perowne gefielen ihr Kampfgeist, die blitzenden dunklen Augen, die makellosen Zähne und die Art, wie ihre saubere rosige Zunge die Worte

herausschleuderte. Während sie vor Wut zu kochen schien, grinste Andrea in sich hinein, als freue es sie diebisch, wie viel man ihr durchgehen ließ. Ein Amerikaner war nötig – Jay Strauss, herzlich und direkt wie sonst niemand in diesem englischen Krankenhaus –, um Andrea zu bändigen.

Ihre Operation dauerte fünf Stunden und verlief gut. Andrea wurde in eine

sitzende Position gebracht; der Kopf an einem Rahmen vor ihr festgeklammert. Wegen der gleich unterhalb des Knochens liegenden Blutgefäße verlangte die Öffnung des Hinterkopfes äußerste Vorsicht. Rodney beugte sich seitwärts zu Perowne hinüber, um den Bohrer zu spülen und mit der Bipolar-Zange die Blutung zu stillen. Schließlich lag es offen vor ihm, das Tentorium

cerebelli, das Kleinhirnzelt, ein fahles, zartes Gewebe, dort, wo sich die Dura vereint und wieder teilt, schön wie die kurze, wirbelnde Drehung einer verschleierten Tänzerin. Drunter befand sich das Cerebellum. Mit behutsamen Schnitten sorgte Perowne dafür, daß die Schwerkraft das Kleinhirn nach unten zog – Wundhaken waren unnötig –, bis er schließlich tief in jene

Region hineinsehen konnte, in der die Epiphyse und direkt davor der Tumor lag, eine große rote Masse. Das Astrozytom war deutlich ausgeprägt, das umgebende Gewebe nicht infiltriert. Perowne konnte fast alles herausschneiden, ohne das Sprechen zu beeinträchtigen.

Er gab Rodney einige Augenblicke Zeit für Mikroskop und Absauger, dann ließ er ihn die Wunde

vernähen. Den Kopfverband legte er selbst an, und als er endlich die Operationssäle verließ, war er kein bißchen müde. Eigentlich wurde er vom Operieren nie müde. Befand er sich erst einmal in der abgeschotteten Welt von T e a m , OP und dessen geregelten Abläufen und war beim Aufspüren eines Zugangs zum Operationsbereich in jenen faszinierenden Anblick

versunken, den ihm die Perspektivverkürzung des OP-Mikroskops bot, schienen ihm so übermenschliche Kräfte zuzuwachsen, daß er gar nicht mehr aufhören wollte.

Was die übrige Woche anging, so waren die zwei Vormittagssprechstunden auch nicht anstrengender als sonst. Er hat zuviel Erfahrung, um das Leid in seinen vielfachen

Erscheinungsformen an sich herankommen zu lassen – seine Aufgabe ist es, sich nützlich zu machen. Selbst die Visiten und die allwöchentlichen Sitzungen konnten ihn nicht ermüden. Das gelang erst dem Papierberg, der am Freitag nachmittag auf ihn wartete, die aufgelaufenen Überweisungen und Berichte, die Kurzfassungen für zwei Konferenzen, die Briefe an

Kollegen und Redakteure, die Besprechung der Veröffentlichung eines Bekannten, sein Kommentar zu Initiativen des Managements, zu Änderungsvorschlägen der Regierung für die Umstrukturierung des Krankenhauskonzerns und zur neusten Revision der Lehrvorschriften. Der Katastrophenplan mußte überarbeitet werden – er

mußte jetzt ständig überarbeitet werden. Man begnügte sich nicht mehr mit einem simplen Eisenbahnunglück, sogar Worte wie ›Desaster‹, ›Massenunglück‹, ›chemische und biologische Kriegsführung‹ und ›schwerer Angriff‹ hatten sich durch ewige Wiederholung in letzter Zeit verbraucht. Allein im letzten Jahr waren zahllose neue

Komitees und Unterkomitees gegründet und die Befehlsketten nach oben und aus dem Krankenhaus länger und länger geworden, weshalb sie jetzt über die medizinische Hierarchie hinweg und über die fernen Ränge des öffentlichen Dienstes hinaus bis ins Büro des Innenministers reichten.

Monoton diktierte Perowne aufs Band, und da seine Sekretärin längst nach

Hause gegangen war, tippte er im überheizten Büroverschlag im dritten Stock des Krankenhauses selbst weiter. Ihm kamen die Worte nicht so leicht wie sonst, und das hielt ihn auf. Dabei war er stolz darauf, schnell formulieren zu können und einen eleganten, ironischen Stil zu pflegen. Er brauchte auch nicht lange zu überlegen – tippen und formulieren waren für ihn

eins. Doch jetzt stolperte er nur so dahin. Und obwohl ihn der Fachjargon nicht im Stich ließ – er war ihm zur zweiten Natur geworden –, reihten sich seine Sätze unbeholfen aneinander. Einzelne Worte erinnerten an sperrige Dinge – Fahrräder, Liegestühle, Kleiderbügel –, die ihm im Weg lagen. Er formulierte in Gedanken einen Satz und verlor ihn gleich wieder auf der Seite, oder er tippte sich

in eine grammatische Sackgasse, aus der er sich mühsam wieder herauskämpfen mußte. Er nahm sich nicht die Zeit, darüber nachzudenken, ob diese Schwäche nun Ursache oder Ergebnis seiner Müdigkeit war. Aber er war eisern und hielt bis zum Ende durch. Um acht schickte er eine letzte E-Mail ab und stand vom Schreibtisch auf, an dem er seit vier Uhr

nachmittags gehockt hatte. Auf dem Weg nach draußen schaute er noch bei seinen Patienten auf der Intensivstation vorbei. Es gab keine Probleme, Andrea hielt sich ausgezeichnet – sie schlief, und alle Werte waren gut. Kaum eine halbe Stunde später lag er zu Hause in der Wanne und war bald darauf selbst eingeschlafen.

Zwei Gestalten in dunklen

Mänteln wollen quer über den Platz, entfernen sich von Perowne in Richtung Cleveland Street, ihre hohen Absätze klicken in versetztem Kontrapunkt über das Pflaster – bestimmt Krankenschwestern auf dem Weg nach Hause, allerdings ist dies eine merkwürdige Zeit für einen Schichtwechsel. Sie reden kein Wort, und obwohl ihre Schritte nicht aufeinander

abgestimmt sind, gehen sie eng zusammen, so daß sich die Schultern fast auf vertraute, schwesterliche Weise berühren. Sie kommen direkt unter ihm vorbei und schlagen einen Viertelkreis um den Park, ehe sie abbiegen. Wie ihr Atem hinter ihnen in einer gemeinsamen Dampfwolke aufsteigt, das hat etwas Rührendes, als spielten sie ein Kinderspiel und ahmten

eine Dampflok nach. Sie sind zur schräg gegenüberliegenden Ecke des Platzes unterwegs, und aus seiner erhöhten Position und seiner seltsamen Stimmung heraus beobachtet Perowne die beiden Gestalten nicht nur, er wacht auch über sie, beaufsichtigt ihren Fortgang mit dem distanzierten Besitzdenken eines Gottes. Sie durchqueren die Nacht in dieser leblosen Kälte, heiße,

kleine, organische Lokomotiven, mit ihren bipedischen Fertigkeiten jedoch an jedes Terrain angepaßt, und tief in ihnen unzählige, sich verzweigende, in einer Knochenschale verborgene Nervennetze und Nervenfasern mit ihren unsichtbaren Glühdrähten des Bewußtseins – diese Loks finden ihren Weg auch ohne Schienen.

Er steht schon seit mehreren Minuten am Fenster, und das Hochgefühl verfliegt; er friert. In dem von einem hohen Zaun umschlossenen Park sind die künstlich angelegten Rasenmulden und Anhöhen unter dem Kreis aus Platanen von leichtem Reif bedeckt. Er sieht einem Krankenwagen nach, der mit Blaulicht bei ausgeschalteter Sirene in die Charlotte Street

einbiegt, um dann, vermutlich auf dem Weg nach Soho, in südlicher Richtung zu beschleunigen. Perowne kehrt dem Fenster den Rücken zu und greift hinter sich zum Stuhl mit dem dicken, wollenen Morgenmantel. Aber noch während er sich umdreht, merkt er, daß am Rand seines Gesichtsfelds, unscharf durch die Kopfbewegung, ein neues Element hinzugekommen ist,

auf dem Platz oder in den Bäumen, hell und zugleich farblos. Er blickt nicht sofort auf. Ihm ist kalt, er will seinen Morgenmantel. Er nimmt ihn, steckt einen Arm in den Ärmel, geht erst, als er den zweiten Ärmel gefunden hat, wieder zum Fenster zurück und schlingt sich dann den Gürtel um die Hüfte.

Er begreift nicht gleich, was er sieht, obwohl er doch zu verstehen meint. In

diesem ersten Moment stellt er voller Neugier und Eifer Vermutungen planetarischen Ausmaßes an: Ein Meteor verglüht an Londons Firmament, zieht dicht über dem Horizont von links nach rechts am Himmel entlang, hoch über den hohen Gebäuden. Meteore aber wären doch pfeilspitz, einer Nadel nicht unähnlich. Wie ein Blitz sieht man sie vorüberzischen, ehe die Hitze

sie verzehrt. Das dort aber bewegt sich langsam, majestätisch fast. Augenblicklich erweitert er die Perspektive, paßt den Maßstab dem Sonnensystem an: Dieses Objekt ist nicht Hunderte, sondern Millionen von Kilometern entfernt und kreist weit draußen im All in zeitlosem Orbit um die Sonne. Es ist ein Komet, gelb eingefärbt, mitsamt dem vertrauten strahlenden Kern,

gefolgt von einem feurigen Schweif. Hale-Bopp hat er sich damals mit Rosalind und den Kindern von einem Grashügel im Lake District aus angesehen, und wieder fühlt er, wie ihn Dankbarkeit überkommt, weil ihm ein Blick über seine irdische Begrenztheit hinaus auf das wahrhaft Überindividuelle gewährt wird. Dies hier ist noch besser, heller, schneller, auch beeindruckender, weil

unerwartet. Offenbar hatten sie die Berichte in den Medien verpaßt. Zuviel Arbeit. Schon will er Rosalind wecken – er weiß, der Anblick würde sie faszinieren –, doch dann überlegt er, ob der Komet nicht verschwunden sein wird, bis sie ans Fenster kommt. Dann verpaßt er ihn auch. Der Anblick aber ist zu außergewöhnlich, um ihn nicht zu teilen.

Als er zum Bett geht, hört er ein tiefes Grollen, leisen, anschwellenden Donner, und er bleibt stehen und lauscht. Nun weiß er Bescheid. Um sich zu vergewissern, blickt er über die Schulter zurück zum Fenster. Ein Komet wäre natürlich derart weit fort, daß es aussähe, als verharrte er auf der Stelle. Voller Entsetzen kehrt er an seinen Platz am Fenster zurück. Während das Geräusch die

Tonhöhe hält, paßt Perowne erneut den Maßstab an, zoomt diesmal aber heran, von Eis und Sternenstaub zurück in größere Nähe. Erst drei, vier Sekunden sind vergangen, seit er dies Feuer am Himmel entdeckt hat, und zweimal hat er bereits seine Ansicht darüber geändert. Es folgt einer Route, die er selbst viele Male in seinem Leben genommen hat und bei der er stets den

vorgeschriebenen Ablauf befolgte, den Sitz aufrichtete, die Uhr umstellte und die Papiere forträumte, immer wieder neugierig darauf, ob er dort unten sein eigenes Haus in dem riesigen, fast schönen, orange-grauen Meer erkennen konnte; von Ost nach West, am Südufer der Themse entlang, siebenhundert Meter hoch, im Landeanflug auf Heathrow.

Jetzt ist es direkt südlich, kaum anderthalb Kilometer weit fort, und wird bald ins obere Zweiggitter der kahlen Platanen eintauchen, um dann, auf Höhe der niedrigsten Satellitenschüsseln, hinter dem Post Office Tower zu verschwinden. Trotz der Stadtbeleuchtung sind die Konturen des Flugzeugs in der frühmorgendlichen Dunkelheit nicht zu

erkennen. Das Feuer ist offenbar an der ihm zugewandten Seite ausgebrochen, etwa dort, wo die Tragfläche in den Rumpf übergeht, aber vielleicht brennt auch einer der unter den Flügeln angebrachten Motoren. Die vordere Feuerwand gleicht einer abgeflachten, weißen Kugel, die in einen gelbroten Kegel übergeht und dabei weniger an einen Meteor oder

Kometen erinnert als an eine künstlerische Impression zu diesem Thema. Die Landescheinwerfer blinken, wie um Normalität vorzutäuschen. Doch der Motorenlärm sagt alles. Über dem gewohnten tiefen Röhren erhebt sich ein immer lauter werdendes, angespanntes, fast erstickte Klagen – ebenso Schrei wie langgezogener Ruf, ein unreiner, schmieriger Laut,

der jene unfaßbare mechanische Belastung verrät, die längst das Leistungsvermögen von gehärtetem Aluminium übersteigt und sich zu einem unerträglichen Schlußton emporschraubt wie das Geräusch einer höllischen Karussellfahrt. Irgend etwas wird gleich nachgeben.

Er denkt nicht mehr daran, Rosalind zu wecken. Warum sollte er sie diese Nachtmahr

miterleben lassen? Schließlich ist der Anblick so vertraut wie ein wiederkehrender Alptraum. Äußerlich betäubt durch die Monotonie der Flugreisen spielt er, wie wohl die meisten Passagiere, in Gedanken oft die Möglichkeiten durch, während er angeschnallt und gefügig vor abgepacktem Essen sitzt. Draußen, hinter einer Wand aus dünnem

Stahlblech und vergnügt knarrendem Plastik, herrschen sechzig Grad Kälte, und bis zum Erdboden sind es zwölftausend Meter. Man wird mit mehr als hundertfünfzig Metern pro Sekunde über den Atlantik geschleudert und fügt sich dem Wahnsinn, weil es alle anderen auch tun. Die Mitreisenden sind beruhigt, weil man selbst und die übrigen Passagiere so

gelassen wirken. Aus einem gewissen Blickwinkel betrachtet – Todesfälle per zurückgelegte Kilometer –, sind die Statistiken tröstlich. Wie sollte man schließlich auch sonst zu einer Konferenz nach Südkalifornien kommen? Flugreisen sind ein Börsengeschäft, ein Trick sich spiegelnder Wahrnehmungen, eine fragile Allianz vereinten Glaubens;

solange die Nerven mitmachen und sich keine Bomben oder Selbstmörder an Bord befinden, sind alle zufrieden. Bei einem Scheitern aber gibt es keine halben Sachen. Anders gesehen – Todesfälle pro Reise –, sind die Zahlen keineswegs beruhigend. Die Aktien drohen zu fallen.

Mit der Plastikgabel in der Hand fragt er sich oft, wie es sein würde – das Geschrei in

der Kabine vom ohrenbetäubenden Lärm übertönt, die hektische Suche nach Telefonen und letzten Worten, das Flugpersonal, das sich in seiner Angst krampfhaft an die Vorschriften klammert, und der alles durchdringende Gestank nach Scheiße. Doch die von außerhalb, von weit fort vorgestellte Szene ist ebenfalls vertraut. Fast achtzehn Monate sind

vergangen, seit der halbe Planet zugeschaut und stets aufs neue zugeschaut hat, wie die unsichtbaren Geiseln über den Himmel zur Schlachtbank geflogen wurden, weshalb sich seither an die unschuldige Silhouette eines jeden Flugzeugs eine neue Assoziation kettet. Alle stimmen überein, daß Maschinen am Himmel nun anders aussehen, irgendwie raubtierhaft oder auch dem

Untergang geweiht.

Henry weiß, daß es eine Sinnestäuschung ist, die ihn glauben läßt, er könne jetzt die Umrisse erkennen, einen schwärzeren Schatten vor der Dunkelheit. Das Jaulen des brennenden Triebwerks schwillt weiter an. Es würde ihn nicht wundern, wenn überall in der Stadt Lichter angingen oder der Platz sich mit Bewohnern in Morgenmänteln füllte. Geübt

darin, die nächtlichen Probleme der Stadt aus ihrem Schlaf auszublenden, dreht sich hinter ihm Rosalind auf die Seite. Vermutlich ist der Lärm nicht aufdringlicher als die Sirene eines auf der Euston Road vorüberfahrenden Krankenwagens. Der feurig weiße Kern und der farbige Schweif sind weiter angeschwollen – kein Passagier kann im Mittelteil

der Maschine noch leben. Auch dies ein vertrautes Element – das Grauen, das er nicht sehen kann. Aus sicherer Entfernung beobachtete Katastrophen. Dem vielfachen Tod zuschauen, aber niemanden sterben sehen. Kein Blut, keine Schreie, überhaupt keine menschlichen Gestalten, nur die willfährige, in die Leere entlassene Phantasie. Der

Kampf bis zum Tod im Cockpit, eine Meute tapferer Passagiere, die sich zu einem letzten, verzweifelten Angriff gegen die Fanatiker sammelt. In welchen Teil des Flugzeugs würde man vor der Hitze des Feuers fliehen? Irgendwie könnte einem das Ende beim Piloten weniger einsam erscheinen. Ist es bedauernswerte Idiotie oder notwendiger Optimismus, in der Gepäckablage nach der

Tasche zu suchen? Wird einen die Stewardess mit dem dick aufgetragenen Make-up, die so freundlich Croissant und Konfitüre serviert hat, daran hindern?

Das Flugzeug fliegt hinter den Baumwipfeln entlang. Festlich flackert das Feuer kurz zwischen den Ästen und Zweigen auf. Perowne kommt in den Sinn, daß er vielleicht etwas tun sollte. Was immer auch geschehen

mag, wird der Vergangenheit angehören, bis die Notdienste seinen Anruf notiert und weitergegeben haben. Sollte der Pilot noch leben, wird er einen Funkspruch vorausschicken. Bestimmt sprüht man schon Schaum auf die Landebahn. Sinnlos in diesem Stadium, nach unten zu gehen und sich beim Krankenhaus zu melden. Heathrow gehört bei einem Notfall nicht zu seinem

Einsatzgebiet. Weiter westlich aber werden Ärzte in dunklen Schlafzimmern nach ihren Kleidern greifen, ohne zu wissen, was sie erwartet. Noch fünfzehn Meilen bis zur Landung. Wenn die Tanks explodieren, kann man nichts mehr machen.

Das Flugzeug taucht zwischen den Bäumen auf, durchquert eine Lücke und verschwindet hinter dem Post

Office Tower. Würde Perowne zu religiösen Gefühlen neigen, zu übernatürlichen Erklärungen, könnte er mit dem Gedanken spielen, auserwählt und in ungewohnter Gemütslage geweckt worden zu sein, um scheinbar grundlos ans Fenster zu gehen und Zeuge einer geheimen Ordnung zu werden, einer äußeren Intelligenz, die ihm etwas Bedeutsames zeigen oder zu

verstehen geben will. Doch liegt es in der Natur der Stadt, daß es Schlaflose gibt, ist sie doch selbst ein Ganzes mit singenden Drähten, die nie verstummen, weshalb es unter so vielen Millionen einfach immer Menschen geben muß, die aus dem Fenster starren, wenn sie eigentlich schlafen sollten. Dabei sind es nicht mal jede Nacht dieselben Menschen. Daß er und kein anderer es

sein würde, war reiner Zufall, nichts als ein simples anthrosophisches Prinzip. Das primitive Denken der übernatürlich Veranlagten läuft auf das hinaus, was seine psychiatrischen Kollegen ein Bezugsproblem oder auch Beziehungswahn nennen würden. Ein Übermaß an Subjektivität, ein Ordnen der Welt gemäß den eigenen Bedürfnissen, eine Unfähigkeit, die eigene

Bedeutungslosigkeit wahrhaben zu können. Nach Henrys Ansicht gehört eine solche Argumentation zu jenem Spektrum, an dessen fernem Ende wie ein verlassener Tempel die Psychose aufragt.

Solch ein Denken mochte auch das Feuer im Flugzeug verursacht haben. Ein Mann festen Glaubens mit einer Bombe im Absatz. Vielleicht flehten viele der entsetzten

Passagiere (ein weiteres Bezugsproblem) ihren eigenen Gott um Einmischung an. Sollte es aber Tote geben, würde man denselben Gott, der es dazu kommen ließ, bald auf Trauerfeiern um Trost bitten. Für Perowne ist das Anlaß zum Staunen, eine menschliche Komplikation jenseits aller Moral, die außer Unvernunft und Gemetzel auch anständige

Leute und gute Taten hervorbringt, herrliche Kathedralen, Moscheen, Kantaten und Gedichte. Selbst die Leugnung der Existenz Gottes, hörte er einmal einen Priester zu seiner Verblüffung und Entrüstung behaupten, ist letztlich religiös, eine Art Gebet – es ist nicht leicht, den Fängen der Gläubigen zu entrinnen.

Für das Flugzeug konnte

man nur auf einen einfachen, weltlichen Maschinenschaden hoffen. Es zieht am Tower vorbei, entfernt sich über ein offenes Himmelsfeld nach Westen und dreht dabei leicht nach Norden ab. Das Feuer scheint mit der allmählich sich ändernden Perspektive kleiner zu werden. Perowne kann jetzt nur noch das Heck und die blitzenden Lichter sehen. Der Lärm der

gequälten Motoren verklingt. Ob das Fahrgestell ausgefahren wurde? Noch während er sich diese Frage stellt, wünscht er es sich auch, will es mit Gedanken erzwingen. Eine Art Gebet? Er bittet niemanden um einen Gefallen. Selbst als die Landescheinwerfer nicht mehr zu erkennen sind, starrt er weiter nach Westen, fürchtet den Anblick einer Explosion und kann den

Blick nicht abwenden. Trotz des Morgenmantels friert er noch, wischt über die von seinem Atem beschlagene Scheibe und denkt, wie fern es nun scheint, dieses unvermutete Hochgefühl, das ihn aus dem Bett gelockt hatte. Schließlich richtet er sich auf und zieht leise die Fensterläden vor, um den Himmel zu verdecken.

Während er sich vom Fenster abkehrt, denkt er an

das berühmte Gedankenexperiment, von dem er vor langer Zeit in einem Lehrgang für Physik gehört hat. Eine Katze, Schrödingers Katze, verborgen in einer geschlossenen Kiste, ist gerade von einem willkürlich aktivierten Hammerschlag auf eine Giftphiole getötet worden – oder sie lebt noch. Bis der Beobachter den Deckel der Kiste öffnet,

bestehen beide Möglichkeiten – lebende Katze, tote Katze – nebeneinander, in parallelen Universen, gleichermaßen real. Sobald der Deckel angehoben und die Katze untersucht wird, kollabiert eine Quantenwelle der Wahrscheinlichkeit. Darin hat Henry noch nie irgendeinen Sinn entdecken können. Keinen menschlichen Sinn.

Bestimmt ein weiteres Beispiel für ein Bezugsproblem. Er hat gehört, daß selbst die Physiker von diesem Exempel abkommen. Für Henry steht ohnedies auch ohne Beweise fest, daß ein Resultat, eine Konsequenz unabhängig von ihm und selbständig in der Welt existiert, anderen bekannt, der Entdeckung durch ihn harrend. Was kollabiert, ist

nur die eigene Unwissenheit. Wie das Ergebnis auch ausfällt, es ist vorprogrammiert. Und zu welchem Ziel die Passagiere auch unterwegs gewesen waren, ob sie mit einem Schreck davongekommen oder tot sind, inzwischen mußten sie angekommen sein.

Trostsuchend mustern die meisten Menschen bei der

ersten Sprechstunde verstohlen die Hände des Chirurgen. Künftige Patienten suchen zarte, sensible, ruhige, vielleicht sogar makellos blasse Hände. Aus diesem Grund verliert Henry Perowne jedes Jahr eine Reihe von Kranken. Meist weiß er es bereits vor ihnen: der häufig nach unten gerichtete Blick, das Zaudern bei den vorbereiteten Fragen, die übertriebenen

Dankesbezeugungen beim Rückzug zur Tür. Anderen Patienten gefällt nicht, was sie sehen, doch wissen sie nichts von ihrem Recht, sich einen anderen Arzt suchen zu können; manchen fallen die Hände auf, doch beschwichtigt sie seine Reputation, oder sie sind ihnen völlig egal; dann wiederum gibt es welche, denen nichts auffällt, die nichts empfinden oder die

sich ihm infolge der kognitiven Behinderung, die sie überhaupt erst zu ihm gebracht hat, gar nicht mitteilen können.

Perowne macht sich deshalb keine Sorgen. Sollen die Abtrünnigen über den Flur oder ans andere Ende der Stadt gehen, die nächsten werden ihren Platz einnehmen. Das Meer neuronaler Leiden ist groß und tief. Seine Hände sind

ruhig, aber riesig. Wenn er richtig Klavier spielen könnte – er klimpert nur ein bißchen –, wäre es sicher nützlich, zehn Noten zugleich greifen zu können. Es sind knotige Hände, deren Sehnen und Knochen an den Gelenken Knubbel bilden, ein Büschel rötlicher Haare an jedem Fingeransatz, Fingerkuppen so breit und flach wie die Saugnäpfe eines Salamanders. Die Daumen

sind unanständig lang, bananenartig rückwärts gekrümmt, und selbst ruhend wirken sie doppelgelenkig und scheinen eher einem Clown oder Trapezkünstler in einer Zirkusarena zu gehören. Außerdem sind die Hände, wie fast alles an Perowne, bis hinauf zu den oberen Gelenken von einer bunten Mischung orangefarbener und brauner Pigmente übersät. Auf eine gewisse

Sorte Patient wirkt dies befremdend, geradezu ungesund: Solche Hände sollen sich, selbst in Handschuhen, nicht am eigenen Gehirn zu schaffen machen.

Es sind die Hände eines hochgewachsenen, sehnigen Mannes, den die letzten Jahre um ein wenig Gewicht und Selbstvertrauen bereichert haben. In seinen Zwanzigern hing die Tweedjacke an ihm

wie an einer dürren Stange. Wenn er sich reckt und den Rücken streckt, kommt er auf einsachtundachtzig. Seine leicht gebeugte Haltung scheint um Vergebung bitten zu wollen, was für viele Patienten zu seinem Charme beiträgt, so wie sie auch seine verbindliche Art beruhigt, der sanfte Blick der grünen Augen und die tiefen Lachfalten in den Augenwinkeln. Bis Anfang

vierzig hatten die jungenhaften Sommersprossen auf Wangen und Stirn eine ähnlich besänftigende Wirkung gehabt, doch seit kurzem beginnen sie zu verblassen, als verbiete seine gehobene Stellung ihm ein derart frivoles Aussehen. Seine Patienten würde es vermutlich gar nicht freuen zu erfahren, daß er ihnen nicht immer zuhört.

Manchmal träumt er vor sich hin. Aufdringlich und ungebeten wie eine Verkehrsmeldung schleicht sich selbst während einer Konsultation eine vage Phantasie in seine Gedanken ein, doch ist er geschickt darin, die Spuren zu verwischen, nickt auch weiterhin, runzelt die Stirn oder schließt den Mund fest um ein angedeutetes Lächeln. Und wenn er Sekunden später

wieder zu sich kommt, scheint er nie viel verpaßt zu haben.

Die gebeugte Haltung täuscht ein wenig. Perowne war schon immer stolz auf seine Kondition und will sie nicht verlieren. Bei der Visite stürmt er mit so ungeduldigen Schritten über die Flure, daß er sein Gefolge abzuhängen droht. Er ist gesund, jedenfalls mehr oder weniger. Wenn er sich nach

einer Dusche die Zeit nimmt, sich im großen Spiegel zu betrachten, bemerkt er einen leichten Ansatz um die Taille, eine fast sinnliche Schwellung unterhalb der Rippen, die verschwindet, wenn er sich gerade aufrichtet oder die Arme hebt. Ansonsten wirken die Muskeln – Brust und Arm – zwar bescheiden, doch angemessen ausgeprägt, vor allem dann, wenn die obere

Beleuchtung ausgeschaltet ist und das Licht von der Seite einfällt. Mit ihm ist noch zu rechnen. Das Kopfhaar lichtet sich zwar, dafür ist es immer noch rötlichbraun. Nur im Schamhaar zeigen sich vereinzelt erste Silberlocken.

Fast jede Woche joggt er im Regent's Park, läuft durch die von William Nesfield restaurierten Gärten, vorbei am Lion Tazza zum Primrose

Hill und wieder zurück. Und beim Squash kann er noch die meisten jüngeren Ärzte schlagen, zentriert die Reichweite seines langen Arms auf das ›T‹ in der Courtmitte, um von dort seine Lobs zu schlagen, auf die er besonders stolz ist. Wenn er samstags gegen den Anästhesisten spielt, gewinnt er fast jedes zweite Match. Doch wenn der Gegner gut genug ist, ihn aus der Mitte

fortzulocken und über den Court zu jagen, ist Henry nach zwanzig Minuten erledigt. Dann kommt es schon mal vor, daß er sich an die Rückwand lehnt, unauffällig zählt und sich fragt, ob sein achtundvierzigjähriges Körpergestell tatsächlich einen Puls von hundertneunzig aushalten kann. An einem ihrer seltenen freien Tage war er

gegenüber Jay Strauss zwei Spiele in Führung gewesen, als der Anruf kam – es ging um das Bahnunglück bei Paddington, alle wurden geholt –, und sie arbeiteten zwölf Stunden am Stück in Shorts und Turnschuhen unter den grünen Kitteln. Zu wohltätigen Zwecken läuft Perowne jedes Jahr bei einem Halbmarathon mit, und es heißt, was aber nicht stimmt, daß diejenigen unter ihm, die

weiterkommen wollen, auch mitlaufen müssen. Letztes Jahr lag seine Zeit – eine Stunde einundvierzig – elf Minuten unter seiner Bestzeit.

Die Verbindlichkeit trügt, ist eher Stil als Charakter – man kann kein unverbindlicher Hirnchirurg sein. Die Studenten und jüngeren Angestellten erleben ihn seltener von seiner charmanten Seite als

die Patienten. Der Student, der in Perownes Gegenwart bei einem CT-Scan von ›ziemlich weit unten links‹ redete, provozierte einen kurzen Wutausbruch, fiel in Ungnade und durfte erst wiederkommen, als er die Richtungsangaben beherrschte. Sein Team sagt über Perowne, er sei im Operationssaal eher dem schweigsamen Ende der Skala zuzurechnen: keine

endlose Abfolge von Obszönitäten, wenn Probleme und Risiken sich häufen, keine leise gefauchte Drohung, irgendeinen Unfähigen aus dem Raum zu werfen, keine kernigen Sprüche – »tja, ist wohl wieder nichts mit dem Geigenunterricht« –, die die Spannung abbauen sollen. Perowne findet es im Gegenteil sogar besser, die Spannung zu halten, wenn es

schwierig wird. Ein paar barsch gebrummte Worte oder anhaltendes Schweigen sind ihm dann lieber. Wenn der Diensthabende beim Anlegen des Wundhakens herumfummelt oder ihm die OP-Schwester die Pinzette ungeschickt reicht, stößt Perowne an einem schlechten Tag schon mal ein einziges schnelles »Verdammt!« hervor, das aber, weil es selten geschieht und ohne

jede Betonung herauskommt, um so beunruhigender wirkt und das Schweigen im Raum noch unangenehmer werden läßt. Ansonsten hört er beim Arbeiten im OP gern Musik, meist Klavierwerke von Bach – die *Goldberg-Variationen,* das *Wohltemperierte Klavier* oder die *Partitas.* Er bevorzugt Angela Hewitt und Martha Argerich, gelegentlich auch Gustav Leonhardt. An einem

wirklich guten Tag entscheidet er sich schon mal für die freiere Interpretation von Glenn Gould. Während der Sitzungen schätzt er Präzision und mag es, wenn alle Themen innerhalb der vorgesehenen Zeit angesprochen und erledigt werden, weshalb er ein effizienter Vorsitzender ist. Ausschweifende Überlegungen und Anekdoten älterer Kollegen, die von den

meisten als notwendiges Übel hingenommen werden, machen ihn ungeduldig; Träumereien sollten Privatsache sein. Auf Entscheidungen kommt es an.

So ist es trotz seiner scheinbar um Vergebung bittenden Haltung, seiner sanften Art und der Neigung zu gelegentlichem Tagträumen untypisch für Perowne, daß er jetzt

unschlüssig am Fußende des Bettes steht und sich fragt, ob er Rosalind wecken soll oder nicht. Es ergibt keinen Sinn. Schließlich ist nichts mehr zu sehen. Sein Wunsch ist gänzlich egoistisch. Ihr Wecker klingelt um halb sieben, und hat Perowne ihr erst mal seine Geschichte erzählt, dürfte sie kaum wieder einschlafen können. Dabei wird sie alles noch früh genug zu hören

bekommen. Sie hat einen schweren Tag vor sich. Jetzt, da die Läden geschlossen sind und er wieder im Dunkeln steht, merkt er erst, wie aufgeregt er ist. Seine Gedanken haben etwas Wankelmütiges, Flüchtiges – er vermag keine Idee lang genug festzuhalten, um ihr einen Sinn abgewinnen zu können. Irgendwie fühlt er sich schuldig, aber auch hilflos. Das sind

widersprüchliche Begriffe, wenn auch nicht ganz, geht es doch darum, inwieweit sie sich überschneiden, inwiefern sie dasselbe aus verschiedener Sicht beschreiben. Schuldig in seiner Hilflosigkeit. Hilflos schuldig. Er verliert sich und denkt erneut ans Telefon. Wird er es bei Tageslicht für eine Unterlassung halten, nicht den Notruf gewählt zu haben? Wird es deutlich sein,

daß es nichts zu tun gab, daß nicht genügend Zeit war? Sein Vergehen besteht darin, in der Geborgenheit seines Schlafzimmers gestanden zu haben, gehüllt in einen wollenen Morgenmantel, und reglos und lautlos, halb träumend, zuzusehen, wie Menschen sterben. Ja, er hätte anrufen sollen, und wenn auch nur, um zu reden, um seine Stimme und seine Gefühle an denen eines

Fremden zu messen.

Und deshalb will er sie wecken, nicht bloß um ihr die Neuigkeit zu erzählen, sondern weil er irgendwie verstört ist und immer wieder abschweift. Er will sich an die konkreten Details des Gesehenen klammern, will sie vor ihrem weltklugen, juristischen Verstand und ihrem festen Blick ausbreiten. Er mag die Berührung ihrer kleinen,

zarten Hände, die immer kühler als die eigenen sind. Es ist fünf Tage her, seit sie sich zuletzt geliebt haben, Montag früh, vor den Nachrichten um sechs, bei einem Gewitterregen, nur das gedämpfte Licht aus dem Bad, zwanzig Minuten, den Fängen der Arbeit entrissen, wie sie oft im Spaß sagen. Nun ja, im ehrgeizigen Leben der Menschen mittleren Alters scheint es oft nur noch

die Arbeit zu geben. Meist bleibt er bis zehn Uhr abends im Krankenhaus, wird um drei wieder aus dem Bett geholt und ist manchmal um acht schon wieder dort. Rosalinds Arbeit kommt in einer Serie langsamer Crescendos und abrupter Schlüsse voran, während sie ihre Zeitung aus Gerichtsprozessen herauszuhalten versucht. An bestimmten Tagen prägt die

Arbeit jede Stunde, manchmal ganze Wochen lang; das sind die Gezeiten, die Mondzyklen, nach denen sie ihr Leben ausrichten und ohne die es scheinen könnte, als gäbe es nichts, als wären Henry und Rosalind Perowne nichts.

Henry kann der Dringlichkeit seiner Fälle nicht widerstehen und den Stolz auf seine Fähigkeiten nicht leugnen, das

Vergnügen, das ihm auch heute noch die Erleichterung der Angehörigen bereitet, wenn er wie ein Gott aus dem Operationssaal kommt, wie ein Engel mit froher Botschaft – Leben, nicht Tod. Rosalind hat ihre schönsten Momente außerhalb des Gerichtssaals, wenn ein mächtiger Gegner schon vor Prozeßbeginn vor besseren Argumenten kapitulieren muß oder, seltener, wenn sie

nicht nur gewinnt, sondern auch ein Grundsatzurteil erstreitet. Einmal in der Woche, meist am Sonntagabend, stellen sie ihre Terminplaner wie kleine sich paarende Tiere nebeneinander, Seite an Seite, damit die Termine von einem Infrarotstrahl ins Notizbuch des jeweils anderen übertragen werden. Wenn sie sich Zeit für die Liebe stehlen, lassen sie das

Telefon eingeschaltet. Irgendein perverser Synchronismus sorgt dafür, daß es meist klingelt, wenn sie anfangen, ebensooft für Rosalind wie für ihn. Falls er derjenige ist, der sich anziehen und aus dem Zimmer hasten muß – um vielleicht noch einmal mit einem Fluch wegen Schlüssel oder Kleingeld zurückzukehren –, wirft er einen sehnsuchtsvollen Blick

zurück und macht sich dann mit seiner Last, den abklingenden Gedanken an die Liebe, auf den Weg zum Krankenhaus – zehn Minuten in strammem Marschtempo. Doch kaum hat er die Doppelschwingtür durchschritten und eilt über die abgetretenen, schachbrettartig gemusterten Linoleumfliesen der Notaufnahme, kaum ist er mit dem Lift in den dritten

Stock gefahren und hört sich im Waschraum, Seife in der Hand, die Anamnese des diensthabenden Arztes an, schwindet wie von allein der letzte Hauch des Begehrens. Kein Bedauern. Er ist bekannt für seine Schnelligkeit, seine Erfolgsquote und seinen langen Operationsplan – er nimmt über dreihundert Fälle im Jahr an. Manche gehen nicht gut aus, eine Handvoll

Patienten überlebt mit leicht vernebeltem Sichtfeld, doch die meisten erholen sich, und viele nehmen irgendeine Form von Arbeit wieder auf – Arbeit, das ultimative Gütesiegel der Gesundheit.

Und wegen der Arbeit kann er sie nicht wecken. Um zehn hat sie eine außerordentliche Anhörung vor dem obersten Zivilgericht. Ihre Zeitung wurde daran gehindert, über

die Einzelheiten eines gegen eine andere Zeitung verhängten Maulkorberlasses zu berichten. Die mächtige Prozeßpartei, die den ursprünglichen Erlaß erwirkt hatte, argumentierte erfolgreich vor dem Richter, daß selbst die Tatsache der Verhängung eines Maulkorberlasses nicht öffentlich gemacht werden dürfe. Damit würde die Pressefreiheit beeinträchtigt,

und Rosalind wollte sich darum bemühen, die zweite Anordnung bis zum Abend aufheben zu lassen. Vor der Anhörung Besprechungen in den Amtszimmern, dann – so hoffte sie jedenfalls – auf den Korridoren erste Annäherungsgespräche mit der gegnerischen Seite. Später würde sie dem Herausgeber und dem Management die Optionen vorlegen. Gestern abend war

sie bestimmt erst spät von einer Sitzung nach Hause gekommen, lange nachdem Henry ohne Abendbrot eingedöst war. Sicher hatte sie noch einen Tee am Küchentisch getrunken und ihre Zeitungen durchgesehen. Und vielleicht war sie schlecht eingeschlafen.

Verstört und unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, bleibt er vor dem Bett stehen und betrachtet ihre

Gestalt unter der Bettdecke. Sie schläft wie ein Kind mit angezogenen Knien und sieht klein aus auf dem weiten Bett in nahezu völliger Dunkelheit. Er lauscht auf ihren Atem, fast unhörbar beim Luftholen, etwas betonter beim Ausatmen. Sie macht ein Geräusch mit ihrer Zunge am Gaumen, ein leises Schmatzen. Vor vielen Jahren hat er sich auf einer Krankenhausstation in sie

verliebt, eine schreckliche Zeit. Sie nahm ihn kaum wahr. Ein weißer Kittel, der an ihr Bett trat, um die Nähte aus der inneren Oberlippe zu ziehen. Es sollten noch einmal drei Monate vergehen, ehe er diese Lippen küssen durfte, doch wußte er mehr über sie, hatte zumindest mehr von ihr gesehen, als jeder nur erdenkliche Liebhaber erwarten konnte.

Er geht jetzt auf sie zu, beugt sich über sie und küßt sie auf den warmen Hinterkopf. Dann zieht er sich zurück, schließt leise die Schlafzimmertür, geht in die Küche, um Radio zu hören.

Es ist ein Gemeinplatz der Pädagogik und modernen Genetik, daß Eltern nur geringen oder gar keinen Einfluß auf den Charakter ihrer Kinder haben. Man

weiß nie, wen man bekommt. Chancen, Gesundheit, Zukunftsaussichten, Akzent, Tischmanieren – das mag man noch beeinflussen können. Doch eigentlich wird die Person, mit der man das Leben teilen soll, dadurch bestimmt, welches Spermium auf welches Ei trifft, welche Karten aus den beiden Stapeln gezogen werden, wie sie gemischt, ausgeteilt und neu kombiniert werden.

Fröhlich oder neurotisch, großzügig oder habgierig, neugierig oder träge, aufgeschlossen oder schüchtern oder von allem etwas; es kann für die elterliche Selbstachtung schon ein ziemlicher Schlag sein, wenn man begreift, in welch großem Ausmaß die Arbeit bereits getan ist. Es kann aber auch entlasten. Das wird besonders deutlich, wenn man mehr als ein Kind

hat: Unter nahezu gleichen Lebensbedingungen wachsen dann womöglich zwei völlig verschiedene Menschen heran.

Hier in der höhlenartigen Souterrainküche sitzt Theo Perowne um fünf Minuten vor vier im einzigen Lichtkegel wie auf einer Bühne, achtzehn Jahre alt, der Schule längst entwachsen, kippelt zurückgelehnt auf dem

Küchenstuhl und stemmt mit übereinandergeschlagenen, in engen schwarzen Jeans steckenden Beinen die (vom eigenen Geld gekauften) Stiefel aus weichem, schwarzem Leder gegen die Tischkante. Von seiner Schwester Daisy ist er so verschieden, wie es der Zufall nur zuläßt. Er trinkt Wasser aus einem großen Glas, hält eine Musikzeitschrift

umgeschlagen in der Hand und liest. Eine Nietenlederjacke liegt achtlos hingeworfen auf dem Boden, am Schrank lehnt der Gitarrenkoffer, den bereits einige Aufkleber von Schiffsreisen verzieren – Triest, Oakland, Hamburg, Val d'Isère, doch ist noch Platz für weitere Etiketten. Aus einer Mini-Stereoanlage im Regal über der Sammlung Kochbücher dringt wie

sanfter Regen die Musik eines rund um die Uhr dudelnden Popsenders.

Perowne fragt sich manchmal verwundert, ob er sich in seiner Jugend je ausgemalt hätte, daß er eines Tages einen Bluesmusiker zeugen würde. Er selbst war problemlos durchgerutscht, ohne Frage oder Klage, in glattem Übergang von der Schule zum Medizinstudium und weiter zum mühseligen

Erwerb klinischer Erfahrung in London, Southend-on-Sea, Newcastle, der Notaufnahme des Bellevue in New York und dann erneut in London. Wie hatten derart pflichtbewußte und konventionelle Menschen wie er und Rosalind nur einen solchen Freigeist hervorbringen können? Einer, der sich, wenn auch gleichsam augenzwinkernd, im Stil eines Bohemiens der

fünfziger Jahre kleidete, der keine Bücher las und sich nicht überreden ließ, länger als nötig zur Schule zu gehen, der selten vor dem Mittag aufstand und dessen Leidenschaft den Blues-Traditionen galt, die er in all ihren Nuancen zu meistern versuchte, Delta, Chicago und Mississippi, oder auch bestimmten Licks, die für ihn den Schlüssel zu allen Mysterien und zum Erfolg

seiner Band New Blue Rider bedeuteten. Sein Gesicht ist eine vergrößerte Ausgabe vom Gesicht seiner Mutter, er hat sanfte Augen, doch keine grünen, sondern dunkelbraune, sprichwörtliche Mandelaugen, sogar ein wenig exotisch schräggestellt. Er hat ihren offenen, liebenswürdigen Blick und die großknochige Schlaksigkeit seines Vaters

geerbt, wenn auch in einer kräftigeren, kompakteren Ausgabe. Er hat selbst Henrys Hände, was für sein Gitarrenspiel ganz nützlich ist. In der kleinen, klatschsüchtigen Welt des britischen Blues erzählt man sich über Theo, er sei ein vielversprechendes Talent, ein Mann, der bereits ein ausgereiftes Gefühl für das Blues-Idiom beweise und eines Tages mit den Göttern

wandeln könne, mit den britischen Göttern wohlgemerkt – Alexis Korner, John Mayall oder Eric Clapton. Irgendwer hatte irgendwo geschrieben, Theo Perowne spiele wie ein Engel.

Natürlich ist sein Vater derselben Meinung, trotz aller Zweifel an den begrenzten Möglichkeiten dieser Musik. Er mag den Blues – schließlich hat er

selbst den neunjährigen Theo damit bekannt gemacht. Danach hatte dann der Großvater übernommen. Doch ließ sich aus zwölf Takten in drei gängigen Akkorden wirklich Befriedigung für ein ganzes Leben gewinnen? Nun, vielleicht war dies einer jener Fälle, wo sich durch einen Mikrokosmos die ganze Welt erschließt. Wie durch einen Eßteller von Spode. Oder

durch eine einzelne Körperzelle. Oder, so Daisy, wie durch einen Roman von Jane Austen. Wenn Musiker und Zuhörer den Weg derart gut kennen, liegt der Reiz in der Abweichung, der unvermuteten Variation. Die ganze Welt in einem Sandkorn. Genau so, versucht Perowne sich einzureden, ist es, wenn man ein Aneurysma abklemmt: die faszinierende Variante eines

unveränderlichen Themas.

Und etwas an der lässigen Autorität von Theos Spiel läßt jene unerklärliche Faszination für diese simple Akkordfolge in Henry wiederaufleben. Theo gehört zu den Gitarristen, die mit offenen Augen, doch wie in Trance spielen, ohne den Körper zu bewegen oder auch bloß auf die Hände zu schauen. Nur gelegentlich läßt er sich zu einem

bedächtigen Nicken herab. Manchmal legt er in einem Set den Kopf in den Nacken, um den anderen anzudeuten, daß er ›noch einen Chorus‹ spielt. Er gibt sich auf der Bühne wie im Gespräch, still, förmlich, schützt sich durch eine äußere Schale freundlicher Höflichkeit. Wenn er seine Eltern hinten in der Menge entdeckt, hebt er die Linke vom Gitarrenhals zu einem

schüchternen, privaten Gruß. Henry und Rosalind müssen dann an die Pappkrippe in der Turnhalle denken, an den ernsten, fünfjährigen Joseph, ein Gummiband mit einer Geschirrtuchkrone um den Kopf, der eine leidgeprüfte Maria an der Hand hält und verstohlen dieselbe liebevolle Geste macht, als er endlich seine Eltern in der zweiten Reihe sieht.

Dieses Beherrschte, Coole,

paßt zum Blues, zumindest zu Theos Version. Wenn er zu einem mittelschnellen Standard wie ›Sweet Home Chicago‹ mit lässigem, punktiertem Rhythmus ansetzt – er hat gesagt, er hätte diesen Evergreen-Blues langsam satt –, gibt er auf den unteren Saiten ein locker kraftvolles Tempo vor, einem geschmeidigen Raubtier gleich, das die Müdigkeit abschüttelt und Meile um

Meile offener Savanne durchstreift. Dann wandert er auf dem Bund nach oben, und im Zaghaften schwingt unvermittelt eine Ahnung von Gefahr mit. Ein kurzer Synkopenlauf beim Turnaround, der plötzliche Schlag eines übermäßigen Akkords, ein gegen das wogende Auf und Ab gehaltener Ton, eine mit Bedacht verminderte Quinte, die sinnlich klingenden

Mikrotöne einer gezogenen Septime. Dann eine zwischengeschobene Soul-Dissonanz. Er besitzt das rhythmische Talent, Erwartungen zu durchkreuzen, eine Art, Triolen gegen Zwei- oder Vier-Noten-Cluster auszuspielen. Seine Läufe kommen mit dem Tempo und der Phrasierung vom Bebop daher. Es ist eine Art Hypnose, eine mühelose

Verführung. Henry hat noch niemandem erzählt, nicht mal Rosalind, daß es Momente gibt, in irgendeiner Bar im West End, da schlägt ihn die Musik in ihren Bann, und aus dem Überschwang heraus schnürt ihm – untrennbar vom Vergnügen an der Musik – der Stolz auf seinen Sohn die Brust zu, ein fast schmerzhaftes Gefühl. Das Atmen fällt ihm schwer. Im Herzen des Blues haust

keine Melancholie, sondern eine seltsame, irdische Freude.

Theos Gitarre fährt ihm ins Mark, weil sie einen Tadel vorbringt, die Erinnerung an eine tief vergrabene Unzufriedenheit, an ein fehlendes Element in seinem Leben. Manchmal wächst dieses Gefühl noch, wenn ein Set vorüber ist, wenn der Oberarzt für Neurochirurgie sich herzlich von Theo und

seinen Freunden verabschiedet, auf den Bürgersteig tritt, beschließt, zu Fuß nach Hause zu gehen, und ins Grübeln kommt. Es gibt nichts in seinem Leben, das eine solche Kreativität enthielte, eine solche Art des Freiseins. Theos Musik rührt an eine unausgesprochene Sehnsucht oder Verzweiflung, eine Ahnung, daß er sich einen offenen Weg verbaut hat, ein Leben

nach dem Herzen, wie es die Songs rühmen. Dabei muß es doch mehr im Leben geben, als nur Leben zu retten. Disziplin und Verantwortung einer medizinischen Karriere, dadurch erschwert, daß er mit Mitte zwanzig eine Familie gegründet hat – und über vielem ein Schleier der Erschöpfung; noch ist er jung genug, sich nach dem Unvorhersehbaren und Hemmungslosen zu sehnen,

aber auch alt genug, um zu wissen, daß die Chancen schwinden. Ist er auf dem Wege, einer dieser Männer, dieser modernen Narren in fortgeschrittenem Alter zu werden, die sich dabei ertappen, wie sie vor Schaufenstern stehenbleiben, um Saxophone oder Motorräder anzustarren, oder die sich eine Geliebte im Alter der eigenen Tochter halten? Den teuren Wagen

hat er sich bereits gekauft. Diese Last des Bedauerns trägt Theos Musik ins Herz seines Vaters. Nun, schließlich spielt er den Blues.

Wie um ihn willkommen zu heißen, läßt Theo den Stuhl nach vorn auf die vier Beine sinken und hebt grüßend die Hand. Sich Überraschung anmerken zu lassen ist nicht seine Art. »Schon auf?«

»Ich habe gerade ein brennendes Flugzeug im Anflug auf Heathrow gesehen.«

»Im Ernst?«

Henry geht zur Anlage und will einen anderen Sender einstellen, aber Theo greift nach der Fernbedienung auf dem Küchentisch und stellt den kleinen Fernseher an, der für besondere Momente wie diesen neben dem Herd steht. Sie warten darauf, daß die

pompöse Titelmelodie der Vier-Uhr-Nachrichten verklingt – pulsierende synthetische Musik, in Spiralen sich drehende, strahlenförmige Computergraphik, dazu ein *Son et lumière* wagnerianischen Ausmaßes, das Dringlichkeit suggerieren soll, Technologie, weltweite Berichterstattung. Dann beginnt ein typischer Nachrichtensprecher,

kantiges Kinn, etwa in Perownes Alter, die neuesten Meldungen vorzulesen. Gleich wird klar, daß das brennende Flugzeug noch nicht in die planetare Matrix vorgedrungen ist. Der Vorfall bleibt ein unverläßliches, subjektives Erlebnis. Trotzdem hören sie sich einige Schlagzeilen an.

»Hans Blix – Krieg begründet?« beginnt der Nachrichtensprecher zum

Klang von Tom-Tom-Trommeln und zu Bildern des französischen Außenministers Monsieur de Villepin, der im Versammlungssaal der UNO Beifall erhält. »Ja sagen USA und Großbritannien. Nein sagt die Mehrheit.« Danach Vorbereitungen für die im Laufe des Tages stattfindenden Anti-Kriegs-Demonstrationen in London und weiteren zahllosen

Städten rund um den Globus; ein Tennisturnier in Florida wurde abgebrochen, weil eine Frau mit einem Brotmesser…

Er stellt den Apparat aus und fragt: »Wie wär's mit einem Kaffee?« Während Theo aufsteht, um ihm diesen Wunsch zu erfüllen, berichtet er ihm das Neuste. Es sollte ihn eigentlich nicht überraschen, daß es so wenig zu erzählen gibt – das

Flugzeug, das als Lichtfleck sein Blickfeld durchquert, von links nach rechts, hinter den Bäumen, am Post Office Tower vorbei, und dann in Richtung Westen verschwindet. Dennoch hat er so viel mehr durchgemacht.

»Aber, ähm, wieso warst du überhaupt am Fenster?«

»Habe ich doch gesagt. Ich konnte nicht schlafen.«

»Ziemlicher Zufall.«

»Stimmt.«

Ihre Blicke treffen sich – der Augenblick für eine mögliche Herausforderung –, doch dann wendet Theo den Blick ab und zuckt mit den Achseln. Im Gegensatz zu ihm diskutiert seine streitbare Schwester nur zu gern; und Daisy und Henry teilen diese Vorliebe – eine jämmerliche Sucht, wie Rosalind und Theo behaupten – nach heftigem Schlagabtausch. Im reifen

Teenager-Mulch von Theos Schlafzimmer liegen zwischen Gitarrenzeitschriften, ausrangierten T-Shirts, Socken und Smoothie-Fruchtsaftflaschen kaum gelesene Taschenbücher über UFOs, eine Abkürzung, die heutzutage gleichbedeutend mit von Aliens geflogenen Raumschiffen ist. Wenn Henry ihn richtig versteht, gehört zu Theos Weltsicht

die unbestimmte Ahnung, daß irgendwie alles zusammenhängt, sogar auf interessante Weise, und daß gewisse Behörden, vor allem jene der amerikanischen Regierung, die über privilegierten Zugang zu extraterristrischen Informationen verfügen, dem Rest der Menschheit jenes Wissen vorenthalten, das die heutige Wissenschaft, langweilig und spießig, wie

sie ist, nicht mal ansatzweise zu erklären vermag. Solches Wissen wird auch in den übrigen Taschenbüchern verbreitet, die Theo ebenfalls bald wieder weggelegt hat. Mit seiner Neugier, so bescheiden sie ist, fiel er auf diesen Humbug rein. Doch ist das wirklich wichtig, wenn er die Gitarre zum Klingen bringt wie ein Engel sein Glockenspiel, wenn er sich den Glauben an irgendeine

Form von Wissen bewahrt, wenn ihm noch derart viel Zeit bleibt, die Meinung zu ändern, falls er überhaupt schon eine Meinung hat?

Er ist ein sanfter Junge – diese langen Wimpern, die samtdunklen Augen mit leicht orientalischem Einschlag; er läßt sich nicht so leicht aus der Reserve locken. Ihre Blicke treffen sich, und Theo schaut beiseite, behält seine

Gedanken für sich. Womöglich tritt das Universum mit seinem Vater in Verbindung, gibt ihm ein Zeichen, das er nicht begreifen will. Da kann man nichts machen.

Henry nimmt an, daß Theo einem Tagtraum nachhängt, so wie er selbst manchmal, und um ihn auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen, sagt er: »Nur ein paar Minuten nachdem das

Flugzeug aus meinem Blickfeld verschwunden ist, muß es abgestürzt sein. Was glaubst du, wie lange braucht so ein Vorfall, bis er es in die Nachrichten schafft?«

Theo, der das Kaffeewasser durch den Filter laufen läßt, wirft einen Blick über die Schulter und streicht sich mit dem Finger über die Unterlippe, eine volle, dunkelrote, seit kurzem wohl nicht mehr

allzuhäufig geküßte Lippe. Mit der letzten Freundin hat er Schluß gemacht, wie es so seine Art ist, nicht viel gesagt und sie langsam ausgeblendet, ganz ohne Drama. Wenig reden – Minimalismus im Grüßen, Vorstellen, Verabschieden, selbst beim Bedanken – gehört heute zum guten Ton. Am Telefon aber gehen die jungen Leute aus sich heraus. Theo hockt oft drei Stunden

mit dem Apparat in der Ecke.

Mit der Autorität eines Bürgers, gar eines Beamten des elektronischen Zeitalters sagt Theo beschwichtigend wie zu einem aufgebrachten Kind: »Es kommt in den nächsten Nachrichten, Dad. Um halb fünf.«

Recht hat er. Nackt unter dem Morgenmantel – jenem Uniformrock der Alten und Kranken – mit sich lichtendem, von unruhigem

Schlaf zerzaustem Haar und derart aufgewühlt, daß selbst der volle Bariton des Facharztes kläglich klingt, ist Henry ein Kandidat für Beschwichtigungen. So fängt er an, jener schleichende Prozeß, durch den man zum Kind seines Kindes wird. Bis man es eines Tages zu hören bekommt: Dad, wenn du jetzt wieder zu weinen anfängst, bringen wir dich nach Hause.

Theo setzt sich und schiebt

die Tasse für seinen Vater über den Tisch. Er hat sich selbst keinen Kaffee gemacht. Statt dessen schnippt er den Deckel von einer weiteren Halbliterflasche Mineralwasser. Die Reinheit der Jugend. Oder bekämpft er einen Kater? Die Zeiten, wo Henry danach fragen oder sich eine Bemerkung darüber erlauben konnte, sind vorbei.

Theo sagt: »Denkst du, es

sind Terroristen?«

»Möglich wär's.«

Der Angriff im September war Theos Einführung ins internationale Zeitgeschehen, der Augenblick, in dem er akzeptierte, daß Ereignisse jenseits von Freundeskreis, Zuhause und Musikszene Einfluß auf sein Leben besaßen. Mit sechzehn – so alt war er damals – geschah dies eigentlich reichlich spät. Perowne, der ein Jahr vor der

Suezkrise geboren wurde und daher zu jung für die Kuba-Krise, den Bau der Berliner Mauer oder die Ermordung von Kennedy gewesen war, erinnert sich, schon sechsundsechzig wegen des Grubenunglücks von Aberfan geweint zu haben – einhundertsechzehn Schulkinder wie er selbst, die gleich nach der Morgenandacht, einen Tag vor den Herbstferien, unter

einer Schlammlawine begraben wurden. Damals hatte er zum ersten Mal vermutet, daß es den von der Schuldirektorin so gepriesenen, kinderliebenden Vater im Himmel gar nicht gab. Und darauf sollten noch viele weltpolitische Ereignisse hindeuten. Für Theos unverhohlen gottlose Generation hatte sich diese Frage gar nicht erst gestellt. Niemand in seiner hellen,

progressiven Spiegelglasschule hatte ihn je aufgefordert zu beten oder ein unbegreiflich frohlockendes Kirchenlied anzustimmen. Da gab es kein höheres Wesen anzuzweifeln. Seine Initiation vor den Fernsehbildern der einstürzenden Türme war heftig gewesen, doch paßte er sich schnell an. Seitdem überfliegt er die Zeitungen auf der Suche nach neusten

Entwicklungen, als seien sie Hitlisten. Solange es nichts Neues gibt, ist alles in Ordnung. Internationaler Terror, Sicherheitskordon, Kriegsvorbereitungen – sie sind das Gegebene, die Wetterlage. So sieht die Welt nun einmal aus, als er erwachsen wird.

Jedenfalls kann es ihn nicht so beunruhigen wie seinen Vater, der dieselben Zeitungen mit morbider

Besessenheit liest. Trotz der am Golf aufmarschierenden Truppen, der Panzer, die am Donnerstag nach Heathrow beordert wurden, der Erstürmung der Moschee in Finsbury Park, der Berichte über Terrorzellen im ganzen Land und der von Bin Laden auf Tonband angedrohten Märtyrerattacken in London hatte Perowne daran festgehalten, daß alles nur eine Entgleisung war, die

Welt werde sich gewiß wieder beruhigen und bald wieder ändern, Lösungen seien möglich, die allem überlegene Vernunft müsse einfach siegen; oder aber diese Krise gehe wie all die übrigen vorüber und mache der nächsten Platz, so wie es mit den Falklands und Bosnien geschehen war, mit Biafra und Tschernobyl. Doch in letzter Zeit kommt ihm dies ziemlich

optimistisch vor. Gegen seinen Willen gibt er klein bei, so wie sich Patienten irgendwann mit dem plötzlichen Verlust ihres Sehvermögens oder dem eingeschränkten Gebrauch ihrer Gliedmaßen abfinden. Es gibt kein Zurück. Die Neunziger wirken heute wie ein unschuldiges Jahrzehnt, und wer hätte das damals gedacht? Jetzt weht ein schärferer Wind. Er hat sich

das Buch von Fred Halliday gekauft und auf den ersten Seiten etwas gelesen, das ihm wie ein Urteilsspruch, wie ein Fluch vorkommt: Die Angriffe auf New York läuten eine globale Krise ein, die, mit etwas Glück, in hundert Jahren bewältigt sein w i r d . *Mit etwas Glück.* Henrys Leben, das von Theo und Daisy, selbst noch das ihrer Kinder. Ein Hundertjähriger Krieg.

Da Theo sich mit Kaffee nicht auskennt, ist das Gebräu dreimal so stark wie gewohnt. Henry, als guter Vater, trinkt die Tasse leer. Nun ist er wahrlich für den Tag gewappnet.

»Du hast nicht gesehen, welche Fluggesellschaft es war?« fragt Theo.

»Nein, zu weit weg und zu dunkel.«

»Ich meine nur, weil Chas doch heute morgen aus New

York kommt.«

Er ist der Saxophonist der *New Blue Rider,* ein strahlender Riese von Saint Kitts, der wegen einer namentlich von Branford Marsalis geleiteten Meisterklasse eine Woche in New York gewesen war. Diese Jungen haben das Zeug und den Anspruch, einmal zur Elite zu gehören. Ry Cooder hat Theo in Oakland Bottleneck spielen hören. Am

Spiegel in seinem Schlafzimmer klebt ein Bierdeckel mit einem freundlichen Gruß des Maestros. Geht man nah genug heran, kann man unter einem Bierfleck ein mit blauem Kuli geschriebenes krakeliges Autogramm und die Worte: »Nur weiter so, Kid!« erkennen.

»Ich würde mir da keine Sorgen machen. Die Übernachtflüge landen nicht

vor halb sechs.«

»Hoffentlich hast du recht.« Er nimmt noch einen Schluck aus der Wasserflasche. »Denkst du, die Dschihadisten…?«

Perowne ist angenehm schwindlig. Was er auch sieht, selbst das Gesicht seines Sohnes, weicht zurück, ohne kleiner zu werden. Er hat Theo dieses Wort noch nie benutzen hören. Es klingt unverfänglich, beinahe

drollig, wie er das mit hellem Tenor ausspricht. Dieser tiefere Ton statt der Jungenstimme ist etwas, woran sich Henry auch nach fünf Jahren noch nicht gewöhnt hat. Aus Theos Mund – er gibt sich Mühe, irgendwas Merkwürdiges mit dem ›dsch‹ anzustellen – klingt das arabische Wort so harmlos wie irgendein marokkanisches Saiteninstrument, das sich

die Band gegriffen und elektrisch verstärkt hat. Im idealen islamischen Staat, in dem die strengen Gesetze der Scharia gelten, hat man Verwendung für Chirurgen. Für Blues-Gitarristen dagegen wird man eine andere Beschäftigung finden. Doch vielleicht verlangt niemand einen solchen Staat. Nichts wird verlangt. Nur Haß, der nackte Nihilismus. Als Londoner könnte man

sich direkt nach der IRA zurücksehnen. Selbst wenn einem die Beine fehlen, erinnert man sich vielleicht noch daran, daß es um ein vereintes Irland ging. Laut Reverend Ian Paisley wird es das nun so oder so geben, wenn auch durch die Macht der Kinderwagen. Wieder eine Krise, die nach schlappen dreißig Jahren im Sammelalbum verschwindet. Ganz stimmt das allerdings

nicht. Radikale Islamisten sind keine Nihilisten – sie wollen die vollkommene Gesellschaft auf Erden, nämlich den Islam. Sie reihen sich in jene verhängnisvolle Tradition ein, über die Perowne konventionelle Ansichten hegt – immer schon hat das Streben nach Utopie jede Art von Exzeß und sämtliche Mittel zu ihrer Verwirklichung

gerechtfertigt. Kann es ein Verbrechen sein, ein, zwei Millionen abzuschlachten, wenn allen übrigen damit eine glückliche Zukunft beschieden wird?

»Ich weiß nicht, was ich denke«, sagt Henry. »Zum Denken ist es zu spät. Warten wir die Nachrichten ab.«

Theo wirkt erleichtert. Auf seine zuvorkommende Art ist er gern bereit, mit seinem Vater über das Thema zu

reden. Doch um zwanzig nach vier in der Frühe zieht er es vor, nur wenig sagen zu müssen. Also warten sie mehrere Minuten in einträchtigem Schweigen. In den vergangenen Monaten haben sie sich ständig an diesem Tisch gegenübergesessen und diskutiert. Wo blieb das jugendliche Aufbegehren, das Türenschlagen, die stumme Wut, die angeblich zu Theos

Entwicklung gehörte? Hat sich das alles in Blues aufgelöst? Natürlich haben sie über den Irak diskutiert, über Amerika und die Macht, über europäisches Mißtrauen, den Islam – Leid und Selbstmitleid, Israel und Palästina, Diktatoren, Demokratie – und dann über den Jungskram: Massenvernichtungswaffen, nukleare Brennstäbe, Satellitenfotografie, Laser

und Nanotechnologie. Am Küchentisch sieht so das Menü des frühen einundzwanzigsten Jahrhunderts aus, das Tagesangebot. An einem Sonntag abend gab Theo vor kurzem einen Aphorismus zum besten: Je größer man denkt, desto beschissener sieht es aus. Gefragt, wie er das meint, sagte er: »Wenn wir uns über die großen Dinge unterhalten, die

politische Lage, globale Erwärmung, weltweite Armut, sieht alles schrecklich aus, nichts wird besser, und es gibt nichts, worauf man sich freuen kann. Doch wenn ich klein denke, in engerem Rahmen – ihr wißt schon, an ein Mädchen, das ich gerade kennengelernt habe, an den Song, den wir mit Chas spielen werden, oder ans Snowboarden nächsten Monat, dann sieht's

phantastisch aus. Also soll das mein Motto sein – denk klein.«

Daran muß Henry denken, während es noch immer ein paar Augenblicke bis zum Beginn der Nachrichten sind. Er fragt: »Wie war der Gig?«

»Wir haben einen Set mit total flachem, idiotischem Zeug gespielt, fast nur Nummern von Jimmy Reed. Du weißt schon, so was eben…« Er brummt mit

parodistischer Betonung einen kurzen Boogie-Baßlauf, ballt die Linke, öffnet sie wieder und greift unwillkürlich die Akkorde. »Die waren verrückt danach. Wollten uns nichts anderes spielen lassen. Schon ein bißchen deprimierend, weil es uns darum doch gar nicht geht.« Aber bei der Erinnerung daran muß er grinsen.

Zeit für die Nachrichten.

Wieder das Signal, das synthetisierte Piepen, der schlaflose Sprecher und sein energisches Kinn. Und da ist es endlich, real geworden, das Flugzeug, schräg auf der Landebahn, anscheinend intakt, umgeben von Feuerwehrleuten, die noch Schaum sprühen, von Soldaten, Polizisten, blitzenden Lichtern und rückwärts herangefahrenen Krankenwagen. Bevor man

zur Sache kommt, belangloses Lob für den schnellen Einsatz der Rettungskräfte. Erst danach die Erklärung. Es ist eine Frachtmaschine, eine russische Tupolew, unterwegs von Riga nach Birmingham. Auf ihrer Route weit östlich um London herum geriet einer der Motoren in Brand. Die Crew bat über Funk um Landeerlaubnis und

versuchte, die Treibstoffzufuhr zum brennenden Motor zu drosseln. Sie drehten nach Westen ab, folgten der Themse, wurden nach Heathrow eingewiesen, und es gelang eine anständige Landung. Von der zweiköpfigen Besatzung ist niemand verletzt. Über die Fracht wird nichts weiter gesagt, doch wurde sie – offenbar zumeist Post –

durch das Feuer teilweise vernichtet. Dann kommt, immer noch an zweiter Stelle, die in wenigen Stunden beginnende Anti-Kriegs-Demonstration. Hans Blix, gestern noch der Held, folgt an dritter Stelle.

Schrödingers tote Katze ist also doch am Leben.

Theo angelt nach seiner auf dem Boden liegenden Jacke und steht auf. Er gibt sich sarkastisch.

»Also kein Anschlag auf unsere Lebensweise.«

»Glück gehabt«, stimmt Henry zu.

Er würde seinen Sohn gern umarmen, nicht bloß aus Erleichterung, sondern auch, weil ihm aufgeht, was für ein liebenswerter Mensch Theo geworden ist. Es war für ihn also das richtige gewesen, von der Schule abzugehen – mutig Neuland zu betreten, auf das sich seine Eltern

nicht vorgewagt hatten, die Ausbildung abzubrechen, das eigene Leben in die Hand zu nehmen. Seit einiger Zeit aber müssen er und Theo sich mindestens eine Woche nicht gesehen haben, ehe sie sich eine Umarmung erlauben. Dabei hatte Theo als Kind stets körperliche Nähe gesucht – selbst mit dreizehn hatte er auf der Straße gelegentlich noch nach der Hand seines Vaters gegriffen.

Dahin führt kein Weg zurück. Nur wenn Daisy nach Hause kommt, besteht noch manchmal die Chance auf einen Gutenachtkuß.

Als Theo die Küche durchquert, fragt sein Vater: »Also gehst du heute auf die Demo?«

»Mal sehen. Jedenfalls bin ich in Gedanken dabei. Ich muß diesen Song noch fertig machen.«

»Schlaf gut«, sagt Henry.

»Ja, du auch.«

Auf dem Weg zur Tür sagt Theo: »Nacht, dann«, und nur Sekunden darauf, als er die ersten Treppenstufen nach oben geht, ruft er: »Bis später«, und vom ersten Stock klingt es schon fast zaghaft mit ansteigendem Tonfall herab: »Nacht?« Auf jeden Ruf antwortet Henry und wartet auf den nächsten. Einer von Theos typischen langsamen Abgängen, seine

drei, vier, gar fünf Ansätze bei jedem Abschied, der Aberglaube, er müsse das letzte Wort haben. Die gehaltene Hand, die langsam entgleitet.

Perowne vertritt die Meinung, daß Kaffee paradoxerweise auch ermüden kann, so wie jetzt, als er sich schwerfällig durch die Küche schleppt und das Licht ausmacht; nicht nur die

zu kurze Nacht, sondern die ganze Woche und auch die vorigen Wochen scheinen nun auf ihm zu lasten. Als er die Treppe hinaufgeht und sich dabei am Geländer festhält, hat er weiche Knie, die Quadrizepssehnen. So wird es sich anfühlen, wenn er siebzig ist. Er geht über den Flur, getröstet von der Kühle der glatten Steinfliesen unter den nackten Füßen. Auf dem Weg

zur Haupttreppe bleibt er vor der Doppeltür am Eingang stehen. Sie führt direkt auf den Bürgersteig und die Straße um den Platz. Erschöpft, wie er ist, wirkt sie mit all ihren seltsamen Vorrichtungen auf einmal bedrohlich: die drei kräftigen Banham-Schlösser, die zwei schwarzen Eisenriegel, alt wie das Haus, die beiden Sicherheitsketten aus gehärtetem Stahl, der

Türspion mit seinem Messingdeckel, der Schaltkasten für die Gegensprechanlage, der rote Knopf, die sanft schimmernden Ziffern der Alarmanlage. Was für ein Verteidigungsaufwand, eine bürgerliche Befestigungsanlage: Hüte dich vor den Armen der Stadt, den Drogensüchtigen, den Übeltätern.

Vor dem Bett läßt er im

Dunkeln den Morgenmantel zu Boden fallen und tastet sich blind über das kalte Laken zu seiner Frau. Sie liegt auf der linken Seite, von ihm abgewandt, die Knie immer noch hochgezogen. Er schmiegt sich an ihre vertraute Gestalt, legt ihr einen Arm um die Taille und rückt näher. Als er ihren Nacken küßt, murmelt sie etwas im Schlaf – es klingt einladend, erfreut, doch wie

ein zu schweres Gewicht, das sie nicht heben kann, will ihr das Wort nicht über die Lippen kommen. Er spürt, wie ihre Körperwärme durch den seidenen Schlafanzug auf seine Brust und seinen Unterleib ausstrahlt. Die drei Treppen nach oben haben ihn munter gemacht, seine Augen sind in der Dunkelheit weit offen; die Anstrengung, der leicht gestiegene Blutdruck, verursacht eine örtliche

Reizung seiner Retina, weshalb gespenstische Schwärme purpurroter und irisierend grüner Flecken vor seinem Auge über eine endlose Steppe ziehen, sich in Tuchballen zusammenrollen, geschwungene Samtbahnen, zurückgezogen wie Theatervorhänge vor neuen Bühnenbildern, neuen Gedanken. Er will überhaupt nicht denken, aber jetzt ist er

hellwach. Der arbeitsfreie Tag liegt vor ihm wie ein Pfad über die Steppe; nach dem Squashspiel, das er verlieren wird, wenn er nicht bald schläft, muß er zu seiner Mutter. Ihr jetziges Gesicht will sich ihm nicht zeigen. Statt dessen sieht er die Siegerin im Bezirksschwimmwettkampf vor sich – er weiß von Fotografien, wie sie damals aussah –, die

Blümchenbadekappe, die ihr Ähnlichkeit mit einer kecken Robbe verlieh. Er war stolz auf sie, obwohl sie ihn in seiner Kindheit quälte und an Winterabenden in laute städtische Bäder schleppte, wo auf dem Betonfußboden der Umkleidekabinen abgezogene Heftpflaster mit hellrosa und dunkelroten Flecken aufgeweicht in lauwarmen Pfützen schwammen. Sie drängte ihn,

mit ihr noch vor der Badesaison in unheimliche grüne Seen und die graue Nordsee zu steigen. Es sei ein anderes Element, sagte sie oft, als wäre das eine Erklärung oder gar ein Ansporn. Doch seine magere, sommersprossige Gestalt in ein anderes Element einzutauchen, genau das behagte ihm nicht. Am stärksten litt er an der Trennungslinie zwischen den

Elementen, diese unfreundliche Oberfläche, die wie eine empfindlich beißende Schnittkante über seinen eingezogenen Gänsehautbauch wanderte, während er sich ihr zuliebe Anfang Juni an der Küste von Essex auf Zehenspitzen ins trübe Wasser vorwagte. Er konnte sich nie in die Fluten stürzen, wie sie es tat und von ihm erwartete. In ein anderes Element

einzutauchen, täglich aufs neue, jeden Tag zu etwas Besonderem zu machen, das wollte sie und wünschte es sich für ihn. Nun, dagegen hatte er nichts einzuwenden, solange das andere Element nicht gerade kaltes Wasser war.

Die frische Schlafzimmerluft dringt ihm in die Nase, und er ist leicht erregt, als er sich enger an Rosalind schmiegt. Wie eine

Brise, die durch einen Tannenwald rauscht, kann er den ersten Verkehr auf der Euston Road hören. Leute, die an einem Samstag um sechs Uhr früh irgendwo arbeiten müssen. Doch anders als sonst macht ihn die Vorstellung nicht schläfrig. Er denkt an Sex. Gehorchte die Welt seinen Wünschen, würde er Rosalind jetzt ohne Vorspiel lieben, eine sehr willige

Rosalind, um hinterher klaren Verstandes und doch wie besinnungslos in Schlaf zu versinken. Aber selbst despotische Könige, selbst die alten Götter konnten sich die Welt nicht stets ihren Wünschen gemäß erträumen. Nur für unmündige Kinder sind Wunsch und Erfüllung eins; vielleicht haben Tyrannen deshalb etwas Kindisches an sich. Sie beharren auf dem, was sie

nicht haben können. Werden sie enttäuscht, ist der mörderische Wutausbruch nie fern. So sieht Saddam nicht bloß wie ein feistwangiger Tyrann aus, er erinnert auch an einen in die Höhe geschossenen, enttäuschten Jungen mit dem pausbäckigen Gesicht eines Lümmels und dunklen Augen, die angesichts dessen, was sie nicht erzwingen können, geradezu verblüfft

dreinschauen. Absolute Macht und ihre Freuden liegen knapp außerhalb seiner Reichweite und entziehen sich ihm jedesmal aufs neue. Er weiß nun: Noch einen katzbuckelnden General in die Folterkammer zu schicken, noch eine Kugel in den Kopf irgendeines Verwandten zu jagen – das befriedigt letztlich nicht.

Perowne ändert seine Stellung und liebkost

Rosalinds Hinterkopf, atmet den schwachen Duft nach parfümierter Seife ein, der sich mit dem Geruch nach warmer Haut und frisch gewaschenem Haar verbindet. Was für ein Glück, daß die Frau, die er liebt, auch seine Ehefrau ist. Seltsam nur, wie rasch seine Gedanken vom Erotischen zu Saddam abgeschweift waren – der zu einem gründlichen Schlamassel gehört, einem

Gebräu aus verschiedensten Zutaten, aus Vorahnungen und Sorgen. Schlaflos in den frühen Morgenstunden richtet man sich in den eigenen Ängsten häuslich ein – es muß einen Überlebensvorteil bedeutet haben, sich daraus schlimmstmögliche Entwicklungen und Auswege zusammenphantasieren zu können. In einer gefährlichen Welt ist Schwarzmalerei ein

Erbe der natürlichen Auslese. Noch vor einer Stunde hatte er sich wilder Unvernunft hingegeben, hatte sich in einen Wahn der Überinterpretation hineingesteigert. Und es tröstet ihn nicht, daß heutzutage jeder andere an seiner Stelle dieselben Schlußfolgerungen gezogen hätte. Zu Mißverständnissen kommt es überall auf der Welt. Wie können wir uns da

noch trauen? Er sieht jetzt die Details, die er nicht recht wahrhaben wollte, weil sie seine Angst nicht schürten: Daß das Flugzeug auf kein öffentliches Gebäude zusteuerte, daß die Maschine zu einer normalen, kontrollierten Landung angesetzt hatte, daß sie auf einer häufig genutzten Route flog – nichts davon paßte zu seinem unguten Gefühl. Er sagte sich, daß es immer nur

zwei Möglichkeiten gab – die Katze ist tot, oder sie lebt. Dabei hatte er sich längst für die erste Variante entschieden, obwohl er es gleich hätte ahnen können: Nur ein Unfall. Kein Anschlag auf unsere Lebensweise.

Ihn nur vage wahrnehmend, ändert Rosalind ihre Lage, räkelt sich mit einer sanften Drehung der Schultern

zurecht, bis ihr Rücken sich an seine Brust schmiegt. Mit dem Fuß fährt sie sein Schienbein entlang und stützt sich mit dem Spann auf seinen Zehen ab. Er spürt, wie seine Erregung wächst und gegen ihr Kreuz drückt, weshalb er nach unten greift, um sein Glied zu befreien. Ihr Atem hat zu einem gleichmäßigen Rhythmus zurückgefunden. Reglos liegt Henry da und wartet auf den

Schlaf. Nach heutigen Maßstäben, wenn nicht nach jeglichen Maßstäben, ist es nahezu pervers, daß er nie genug davon bekommt, mit Rosalind zu schlafen, daß er nie ernsthaft von jenen Gelegenheiten in Versuchung geführt wird, die sich ihm dank der gefälligen Logik medizinischer Hierarchien bieten. Wenn er an Sex denkt, denkt er an sie, an ihre Augen, ihre Brüste, ihre

Zunge, ihr Willkommen. Wer sonst könnte ihn so verständnisvoll, mit solcher Zuneigung und solch neckischem Humor lieben, wer eine so reiche Vergangenheit mit ihm aufbauen? Ein Leben würde nicht genügen, eine zweite Frau zu finden, die er mit derartiger Hemmungslosigkeit und großem Geschick befriedigen könnte, mit der er lernen

könnte, so frei zu sein. Ein charakterlicher Zufall will es, daß ihn Vertrautheit stärker als der Reiz des Neuen erregt. Bestimmt ist irgendwas in ihm betäubt, mangelhaft ausgebildet oder allzu furchtsam. Oft genug lassen sich schließlich Freunde auf ein Abenteuer mit einer jüngeren Frau ein; gelegentlich explodiert auch eine solide Ehe in einem Feuerwerk gegenseitiger

Vorwürfe. Perowne registriert dies mit wachsender Besorgnis und fürchtet, ihm fehle ein Element maskuliner Lebenskraft, ein kühner, gesunder Erfahrungshunger. Wo bleibt seine Neugier? Was stimmt mit ihm nicht? Doch er kann sich nicht ändern. Auf den fragenden Blick, den ihm gelegentlich eine attraktive Frau zuwirft, antwortet er mit einem

nichtssagenden, gleichmütigen Lächeln. Eine solche Treue könnte wie Tugend oder auch Hartnäckigkeit wirken, doch ist sie keines von beiden, denn eigentlich hat er keine Wahl. Was er braucht, das sind: Besitz, ein Gefühl der Zugehörigkeit und Wiederholung.

Eine Katastrophe – ein Anschlag auf ihre gesamte

Lebensweise – führte Rosalind in sein Leben. Das erste Mal sah er sie von hinten, als er an einem späten Nachmittag im August durch die Frauenabteilung der Station für Neurologie ging. Ihn verblüffte die Fülle rotbrauner Haare – fast hinab bis zur Hüfte – bei einer so kleinen Frau. Im ersten Moment hielt er sie für ein großgewachsenes Kind. Sie saß auf dem Bettrand, noch

angezogen, und redete mit dem diensthabenden Arzt, die Stimme belegt, als verberge sie nur mühsam ihre Angst. Im Vorbeigehen schnappte Perowne ein wenig von der Krankengeschichte auf, das übrige erfuhr er später aus der Akte. Ihr allgemeiner Gesundheitszustand war gut, doch hatte sie im letzten Jahr hin und wieder unter Kopfschmerzen gelitten. Sie zeigte mit der Hand auf die

entsprechende Stelle. Ihre Hände, fiel ihm auf, waren sehr klein. Das Gesicht glich einem vollkommenen Oval mit großen, hellgrünen Augen. Einige Male war ihre Periode ausgeblieben, und bisweilen hatten ihre Brüste eine Flüssigkeit abgesondert. Am heutigen frühen Nachmittag war sie in der juristischen Bibliothek des University College gewesen, um etwas über

Schadensersatzrecht nachzulesen – in diesem Punkt war sie sehr genau –, als ihr Blick schummerig wurde, wie sie sich ausdrückte. Kurz darauf konnte sie die Ziffern ihrer Armbanduhr nicht mehr erkennen. Sie ließ die Bücher liegen, schnappte sich ihre Handtasche und ging, ans Geländer geklammert, die Treppe hinunter. Während sie über die Straße zur

Notaufnahme taumelte, wurde es um sie herum dunkel. Sie dachte, es sei eine Sonnenfinsternis, merkte dann aber überrascht, daß niemand sonst zum Himmel aufschaute. Die Notaufnahme hatte sie unverzüglich hierhergeschickt, und nun konnte sie kaum noch die Streifen auf dem Hemd des Arztes erkennen. Als er seine Finger hochhielt, konnte sie

sie nicht zählen.

»Ich will nicht blind werden«, sagte sie mit kleinlauter, schockierter Stimme. »Bitte, lassen Sie mich nicht blind werden.«

Wie war es möglich, daß solch große klare Augen die Sehkraft verlieren konnten? Als Henry losgeschickt wurde, um den leitenden Neurochirurgen zu holen, der auf den Pieper nicht reagierte, packte ihn ein

unprofessionelles, schmerzliches Gefühl des Ausgeschlossenseins, eine plötzliche Angst, daß er es sich nicht leisten konnte, den Arzt – einen von der glatten, raubtierhaften Sorte – mit einem so kostbaren Geschöpf allein zurückzulassen. Er, Perowne, wollte alles tun, um sie zu retten, auch wenn er nur eine rudimentäre Ahnung davon besaß, um welches Problem es sich bei ihr

handeln könnte.

Der leitende Chirurg, Mr. Whaley, befand sich in einer wichtigen Besprechung. Er war eine imposante, großgewachsene Erscheinung und trug gewöhnlich einen dreiteiligen Nadelstreifenanzug mit Uhrkette und einem purpurfarbenen Seidentuch, das aus der oberen Anzugstasche hervorlugte. Perowne hatte Whaleys

Glatze oft schon von weit her in den düsteren Fluren leuchten sehen. Seine bühnenreif dröhnende Stimme wurde gern von den Assistenzärzten parodiert. Perowne bat die Sekretärin, ihn aus der Besprechung zu holen. Während er wartete, ging er in Gedanken noch einmal alles durch, er wollte den mächtigen Mann mit seiner prägnanten Darstellung beeindrucken.

Whaley kam und hörte mit gerunzelter Stirn zu, als Perowne von den Kopfschmerzen einer Neunzehnjährigen erzählte, der plötzlichen Beeinträchtigung ihres Sehfeldes und einer Anamnese von Amenorrhoe und Galaktorrhoe. »Herrgott, Junge. Unregelmäßige Menstruation, Brustwarzentröpfeln!« dröhnte er mit der

abgehackten Stimme eines Kriegsnachrichtensprechers, eilte aber gleichzeitig den Flur entlang, das Jackett unter dem Arm.

Ein Stuhl wurde gebracht, damit er der Patientin gegenüber Platz nehmen konnte. Doch noch während Whaley ihre Augen untersuchte, verlangsamte sich sein Atem. Perowne beobachtete, wie die Frau mit ihrem schönen, blassen,

klugen Gesicht zu dem Chirurgen aufsah. Er hätte viel darum gegeben, wenn sie ihm so gebannt zugehört hätte. Visueller Anhaltspunkte beraubt, war sie auf jede Schwankung in seiner Stimme angewiesen. Die Diagnose kam rasch.

»Nun, meine junge Dame, wie es aussieht, haben Sie einen Tumor an der Hypophyse, einem ungefähr erbsengroßen Organ in der

Hirnmitte, und die Blutung rund um dieses Geschwür drückt auf Ihren Sehnerv.«

Hinter dem Kopf des Oberarztes befand sich ein hohes Fenster, und Rosalind konnte offenbar noch Konturen erkennen, denn ihre Blicke schienen sein Gesicht abzutasten. Sie schwieg einige Sekunden. Dann sagte sie verwundert: »Also könnte ich tatsächlich blind werden.«

»Nicht, wenn wir sofort was unternehmen.«

Sie nickte. Whaley trug dem Diensthabenden auf, zur Sicherheit auf dem Weg zum Operationssaal noch ein CT machen zu lassen. Dann beugte er sich vor, sprach leise mit Rosalind, beinahe zärtlich, und erklärte, daß der Tumor Prolaktin produziere, wie während einer Schwangerschaft, weshalb die Regel aussetze und die

Brüste Milch bildeten. Er beruhigte sie, sagte, die Geschwulst sei vermutlich gutartig, sie werde bestimmt vollständig genesen. Sie müßten nur sofort handeln. Nach einer flüchtigen, die Diagnose bestätigenden Untersuchung ihrer Brüste – Henrys Blick war verstellt – stand Mr. Whaley auf und erteilte, wieder mit gewohnt lauter, öffentlicher Stimme, seine Anweisungen. Dann

schritt er davon, um sämtliche Nachmittagstermine zu verschieben.

Henry begleitete Rosalind, die voller Angst auf dem fahrbaren Krankenbett lag, von der Radiologie zum OP. Er war ein Assistenzarzt mit kaum vier Monaten Praxis, weshalb er nicht mal so tun konnte, als kenne er sich mit dem aus, was auf sie zukam. Und während sie im Flur auf

den Anästhesisten warteten, unterhielt er sich ein wenig mit ihr und fand heraus, daß sie Jura studierte und keine Verwandten in erreichbarer Nähe hatte. Ihr Vater war in Frankreich, die Mutter tot. Eine geliebte Tante lebte in Schottland auf den Western Isles. Den Tränen nahe, kämpfte Rosalind gegen mächtige Gefühle an, aber ihre Stimme klang fest, als sie auf einen Feuerlöscher

deutete und sagte, da sie vielleicht zum letzten Mal die Farbe Rot sehe, wolle sie sich diese einprägen. Ob er sie näher heranschieben könne? Selbst als sie davorstand, vermochte sie kaum etwas zu erkennen. Er sagte, die Operation werde zweifellos erfolgreich verlaufen. Dabei wußte er überhaupt nicht, wovon er redete, und sein Mund war trocken, als er ihr Bett mit

weichen Knien näher an die Wand schob. Klinische Distanz mußte er noch lernen. Mag sein, daß dies der Augenblick war – und nicht etwa später auf der Station –, in dem er sich in sie verliebte. Die Schwingtüren öffneten sich, und gemeinsam betraten sie den OP; er ging neben ihrem Bett her, das von einem Pfleger geschoben wurde, während sie das

Papiertaschentuch in ihrer Hand knetete und zur Decke starrte, als sei sie hungrig nach letzten Eindrücken.

Ihr Sehvermögen hatte schlagartig abgenommen, mitten in der Bibliothek, und nun mußte sie mit dieser Katastrophe fertig werden. Sie beruhigte sich mit tiefen, langsamen Atemzügen. Als der Anästhesist eine Kanüle in ihren Handrücken schob und Thiopentone

verabreichte, starrte sie auf sein Gesicht. Dann war sie weg, und Perowne eilte in den Waschraum. Man hatte ihm geraten, bei diesem Eingriff genau zuzuschauen. Transsphenoidale Hypophysektomie. Eines Tages würde er ihn selbst ausführen. Und noch heute, nach so vielen Jahren, beruhigte es ihn, wenn er daran dachte, wie tapfer sie gewesen war. Und wie diese

Katastrophe sich in ihrem Leben zum Guten gewendet hatte.

Wie half der junge Henry Perowne dieser schönen, an einer Apoplexie der Hypophyse leidenden Frau außerdem noch, die Sehkraft zurückzugewinnen? Er packte mit an, als ihr narkotisierter Körper vom Krankenhausbett auf den Operationstisch gehoben wurde. Er gehorchte den

Anweisungen des diensthabenden Arztes und stülpte sterile Abdeckungen über die Handgriffe an den OP-Lampen. Er sah zu, wie die drei Stahlspitzen der Einspannklammer fest an ihrem Kopf fixiert wurden. Whaley hatte kurz den Raum verlassen, weshalb es auf erneute Anweisung des Diensthabenden geschah, daß er Rosalinds Mund mit antiseptischer Seife

auswusch und dabei feststellte, wie makellos ihre Zähne waren. Später, nachdem Whaley einen Einschnitt in den oberen Gaumen gemacht, die Nasenpassage geöffnet, die Haut beiseite gerollt und das Septum von der Nasenschleimhaut befreit hatte, half Henry das wuchtige Operationsmikroskop zu justieren. Es gab keinen

Bildschirm, auf dem er den Eingriff verfolgen konnte – damals war Videotechnologie noch neu und mußte im OP erst noch installiert werden. Doch während der gesamten Operation ließ ihn der Diensthabende häufig einen Blick durch das Okular werfen. Und so sah Henry zu, wie Whaley sich zur Keilbeinhöhle vorarbeitete, sie durchschnitt, nachdem er die Vorderwand beseitigt

hatte, dann die Knochenlamelle der Fossa hypophysialis geschickt mit Meißel und Bohrer bearbeitete und nach nicht mal fünfundvierzig Minuten die prall geschwollene, purpurne Drüse in ihr freilegte.

Perowne beobachtete aufmerksam den entschiedenen Schnitt des Skalpells und sah zu, wie dunkle Klumpen und

ockergelbes Tumorgewebe aufgesogen wurden und in der Spitze von Whaleys Absauger verschwanden. Als plötzlich klarer Liquour auftauchte – Zerebrospinalflüssigkeit –, beschloß der Chirurg, das Leck mit einem Bauchfetttransplantat zu schließen. Er machte einen kleinen schrägen Schnitt in Rosalinds Unterbauch und entfernte mit einer

Chirurgenschere ein Stück subkutanes Fett, das er in eine Nierenschale fallen ließ. Mit äußerster Sorgfalt wurde das Transplantat dann durch die Nase gezogen, in die Reste der Keilbeinhöhle bugsiert und durch eine Nasentamponade fixiert.

Die Eleganz dieser Operation schien einen bestechenden Widerspruch zum Ausdruck zu bringen: Die Prozedur war so simpel

wie Klempnerarbeit, so elementar wie das Reinigen eines verstopften Rohres – der Druck auf den optischen Nerv wurde verringert, die Gefahr für Rosalinds Sehkraft beseitigt. Und doch war der sichere Weg zu diesem entlegenen, tief verborgenen Ort im Kopf Ergebnis eines Meisterwerks an technischem Können und höchster Konzentration. Direkt durch das Gesicht zu

gehen, den Tumor durch die Nase zu entfernen, die Patientin wieder ins Leben zu rufen, kein Schmerz, keine Infektion, die Sehkraft wiederhergestellt – das war ein Wunder menschlicher Genialität. Fast hundert Jahre des Scheiterns und nur kleiner Erfolge gingen dieser besonderen Operation voraus, andere Wege, die probiert und verworfen wurden, aber auch jahrzehntelang

verbesserte Entwicklungen, wie dieses Mikroskop und die Glasfaseroptik. Die Operation war mutig und human – die Kühnheit eines Hochseilaktes gepaart mit Erbarmen. Bis zu diesem Tag war Perownes Entschluß, Neurochirurg zu werden, stets ein wenig abstrakt geblieben. Er hatte sich fürs Gehirn entschieden, weil ihm das interessanter als Blase oder Knie schien. Jetzt aber

wandelte sich sein Ehrgeiz zu einem tiefen Verlangen. Als die Wunde geschlossen und das Gesicht, dieses besondere, schöne Gesicht, ohne den geringsten Makel wiederhergestellt wurde, dachte er voller Aufregung an die Zukunft und konnte es kaum erwarten, das nötige Können zu erwerben. Er verliebte sich in ein Leben. Und natürlich verliebte er sich auch in sie. Beides war

untrennbar miteinander verbunden. In seinem Jubel hatte er sogar ein wenig Liebe für den Maestro persönlich übrig, für Mr. Whaley, dessen massige Gestalt sich über seine minuziösen, präzisen Aufgaben beugte und der hinter seiner OP-Maske schnaubend durch die Nase atmete. Sobald er sich überzeugt hatte, daß der Tumor mit allen Klümpchen

entfernt war, schritt er zum nächsten Patienten. Es blieb dem raubtierhaften Diensthabenden überlassen, Rosalinds schöne Züge endgültig wiederherzustellen.

War es ungehörig von Henry, sich im Aufwachraum so hinzustellen, daß er, wenn sie zu sich kam, die erste Person sein würde, die sie sah? Glaubte er wirklich, daß sie, deren Sinne und Empfindungen noch auf einer

sanften Morphiumdünung schaukelten, ihn wahrnehmen und von ihm fasziniert sein würde? Doch es kam anders, Perowne wurde von dem hektischen Anästhesisten und seinem Team verscheucht. Man sagte ihm, er solle verschwinden, sich woanders nützlich machen. Trotzdem blieb er und stand einige Schritte hinter ihrem Kopf, als sie sich zu regen begann. Schließlich sah er sie die

Augen aufschlagen. Ihr Gesicht blieb starr, während sie angestrengt versuchte, sich an ihre Lebensgeschichte zu erinnern, dann ein vorsichtiges, schmerzliches Lächeln, als sie begriff, daß ihr Augenlicht zurückkehrte. Noch nicht vollständig, aber in wenigen Stunden würde es soweit sein.

Einige Tage später machte er sich tatsächlich nützlich,

zog die Fäden aus ihrer Oberlippe und half, die Nasentamponade zu entfernen. Er blieb noch nach seiner Schicht, um mit ihr zu reden. Sie kam ihm einsam vor, wie sie da saß, blaß von der Anstrengung, Kissen im Rücken, von juristischen Wälzern umgeben, das Haar in zwei dicke Schulmädchenzöpfe geteilt. Ihre einzigen Besucher waren zwei Studentinnen, mit denen

sie zusammenwohnte. Da das Reden schmerzte, nippte sie zwischen den Sätzen etwas Wasser. Sie erzählte, ihre Mutter sei vor drei Jahren bei einem Autounfall gestorben, damals war Rosalind sechzehn, und ihr Vater, der berühmte Dichter John Grammaticus, wohne zurückgezogen in einem Château am Fuß der Pyrenäen. Um Henrys Gedächtnis auf die Sprünge

zu helfen, nannte Rosalind ›Mount Fuji‹, ein Gedicht, das in allen Schulanthologien abgedruckt wurde, doch schien es ihr nichts auszumachen, daß er weder davon noch vom Autor je etwas gehört hatte. Es kümmerte sie offenbar auch nicht, daß Henry aus weniger exotischen Verhältnissen stammte – eine immer gleiche Vorortstraße in Perivale, Einzelkind und ein

Vater, an den er sich nicht erinnerte.

Als schließlich Monate später ihre eigentliche Liebesaffäre nach Mitternacht in der Kabine einer Fähre auf einer winterlichen Überfahrt nach Bilbao begann, neckte ihn Rosalind mit seinem ›langen und genialen Verführungsfeldzug‹. Ein listenreiches Heldenstück, nannte sie es ebenfalls. Doch

Stil und Tempo wurden von ihr bestimmt. Er hatte gleich gespürt, daß sie sonst fliehen würde. Ihre Isolation blieb nicht auf die Station für Neurologie beschränkt. Sie war immer da, jene alle Spontaneität dämpfende, alle Begeisterung abkühlende Vorsicht. Rosalind hielt ihre Jugend wie unter einem Deckel, und sie war sogar durch ein unvermutetes Picknick auf dem Lande aus

der Fassung zu bringen, durch die überraschende Ankunft einer langjährigen Freundin oder die Aussicht auf Freikarten fürs Theater am selben Abend. Gut möglich, daß sie sich mit allem einverstanden erklärte, doch war die erste Reaktion stets ein Abwenden, ein heimliches Stirnrunzeln. In jenen Tagen fühlte sie sich zwischen ihren juristischen Büchern sicherer, vergraben

im bekannten, längst abgeschlossenen Fall von Donoghue gegen Stevenson. Dieses Mißtrauen gegen das Leben konnte auch auf ihn übergreifen, wenn er sich unvorhersehbar verhielt. Er mußte auf zwei Frauen Rücksicht nehmen, denn wenn er sich das Vertrauen der Tochter verdienen wollte, hatte er alles über die Mutter herauszufinden und alles an ihr zu mögen. Dieser Geist

wollte ebenfalls umworben sein.

Nicht daß Rosalind noch sehr um Marianne Grammaticus trauerte, doch sprach sie viel mit ihr. Ihre Mutter war stets gegenwärtig, hemmte die Tochter, wachte über sie und mit ihr. Das war das Geheimnis von Rosalinds Argwohn, ihrer Introvertiertheit. Zu sinnlos war der Tod der Mutter

gewesen, als daß man ihn begreifen konnte – ein Betrunkener, der spätabends bei der Victoria Station eine rote Ampel übersah –, weshalb Rosalind auch drei Jahre später nicht damit fertig wurde. Sie blieb in stummem Kontakt mit einer imaginären Vertrauten und bezog sich ständig auf ihre Mutter, die sie schon immer beim Vornamen genannt hatte, auch als kleines

Mädchen. Sie redete mit Henry offen über sie, nannte oft beiläufig ihren Namen und stellte sich ihre Reaktion vor. Marianne hätte es gefallen, sagte Rosalind etwa, wenn sie sich einen guten Film angesehen hatten. Oder: Marianne hat mir gezeigt, wie man diese Zwiebelsuppe macht, aber meine schmeckt einfach nicht so gut wie ihre. Oder zum Falklandkrieg: Ist schon

komisch, aber sie wäre nicht dagegen gewesen. Sie hat Galtieri schlichtweg gehaßt. Viele Wochen nach Beginn ihrer Freundschaft – liebevoll, körperlich, aber zurückhaltend, mehr war es wirklich nicht – wagte Henry sie zu fragen, was ihre Mutter wohl von ihm gehalten hätte. Die Antwort kam ohne Zögern: »Sie hätte dich vergöttert.« Er fand das bedeutsam und küßte sie

später an jenem Abend mit ungewohnter Freizügigkeit. Rosalind reagierte angemessen, wenn auch nicht gerade hemmungslos, war dann aber fast eine Woche lang abends zu beschäftigt, um sich mit ihm treffen zu können. Arbeit und Einsamkeit bedrohten ihr Inneres nicht so sehr wie Küsse. Er ahnte, daß er sich auf einen Wettstreit eingelassen hatte. Daß er ihn

letztlich gewinnen würde, lag in der Natur der Sache, doch nur, wenn er sich mit der erprobten Langsamkeit eines Plumplori anschlich.

Auf einer schmalen Koje in der schwankenden Kabine der Fähre fiel schließlich die Entscheidung. Es war nicht leicht für Rosalind. Um ihn lieben zu können, mußte sie ihre treuste Begleiterin aufgeben – die Mutter. Als sie am Morgen aufwachte

und an die Grenze dachte, die sie überquert hatte, weinte sie – ebenso aus Freude wie aus Kummer, wie sie vergeblich beteuerte. Das Glück kam ihr wie ein Verrat am Prinzip vor, doch war es unumstößlich Glück.

Sie gingen an Deck, um sich den Morgen anzuschauen, der über dem Hafen heraufdämmerte. Es war eine harsche, fremde Welt. Ein heftiger Wind fuhr

klagend durch Stahlkabel und fegte Regenböen über flache Zollgebäude gegen graue Kräne. An der Anlegestelle, auf der sich riesige Pfützen gebildet hatten, war die einsame Gestalt eines älteren Mannes zu sehen, der ein schweres Seil um einen Poller wand. Er trug eine Lederjacke über einem Hemd mit offenem Kragen. Im Mund stak eine erloschene Zigarre. Als er fertig war,

ging er gemächlich zum Zollgebäude, unempfindlich gegen das Wetter. Sie wichen vor der Kälte zurück, stiegen die vielen Stufen in die klammen Tiefen des Schiffes hinab, liebten sich noch einmal in ihrer engen Kabine, lagen anschließend reglos da und lauschten der Lautsprecheransage, die die Passagiere aufforderte, das Schiff zu verlassen. Wieder war Rosalind den Tränen

nahe, und sie sagte, sie könne seit kurzem den besonderen Tonfall der Stimme ihrer Mutter nicht mehr hören. Es sollte ein langer Abschied werden. Noch über manchen schönen Augenblick fiel ein Schatten. Selbst damals, als sie ineinander verschlungen lagen und dem Gepolter und den gedämpften Rufen der durch die Korridore hastenden Passagiere lauschten, begriff er den

Ernst dessen, was begann. Da er sich zwischen Rosalind und den Geist ihrer Mutter drängte, mußte er Verantwortung übernehmen. Unausgesprochen hatten sie einen Pakt geschlossen, denn offen gesagt, mit Rosalind zu schlafen hieß, sie zu heiraten. Ein vernünftiger Mann an seiner Stelle hätte mit Anstand davor zurückschrecken können, aber Henry Perowne konnte

diesem Arrangement nur das reinste Glück abgewinnen.

Hier liegt sie nun, fast ein Vierteljahrhundert später, regt sich in seinen Armen und ahnt im Schlaf, daß der Wecker bald klingelt. Bis zum Sonnenaufgang – auf dem Land gewöhnlich ein Ereignis, in der Stadt bloße Abstraktion – sind es noch anderthalb Stunden. Die City hat einen kräftigen Appetit

auf Samstagsarbeit. Um sechs Uhr tobt auf der Euston Road bereits das Leben. Motorräder übertönen jetzt gelegentlich den Geräuschteppich, kreischen wie eifrige Holzsägen. Um diese Zeit etwa erklingt auch der erste Polizeisirenenchor, schwillt an und verhallt mit Doppler-Effekt: Für schlechte Taten ist es nicht mehr zu früh. Endlich wendet sie ihm jene Seite der

menschlichen Gestalt zu, die einladende Wärme ausstrahlt. Während sie sich küssen, stellt er sich vor, wie ihre grünen Augen seinen Blick suchen. Dieser Kreislauf des Einschlafens und erneuten Aufwachens, in der Dunkelheit, unter schützender Decke, mit einem anderen Geschöpf, einem bleichen, weichen, zärtlichen Säugetier, die Gesichter in einem Ritual der

Zuneigung aneinandergedrückt, kurzzeitig geborgen im ewigen Bedürfnis nach Wärme, Behaglichkeit und Sicherheit, Glieder, die einander umschlingen, um näher beisammen zu sein – ein simpler, alltäglicher Trost, fast zu selbstverständlich, bei Tageslicht leicht zu vergessen. Hat ein Dichter je darüber geschrieben? Nicht

über das einmalige Ereignis, sondern über seine stete Wiederholung im Laufe der Jahre? Er mußte seine Tochter fragen.

Rosalind sagt: »Mir kam es vor, als wärest du die ganze Nacht aufgewesen. Rein und raus aus dem Bett.«

»Ich bin um vier aufgestanden und habe unten mit Theo in der Küche gesessen.«

»Geht’s ihm gut?«

»Hmmm.«

Dies ist nicht der richtige Augenblick, um ihr von dem Flugzeug zu berichten, erst recht, da der Vorfall an Bedeutung verloren hat. Was das Glücksgefühl angeht, so fehlt es ihm jetzt an Einfallsreichtum, um davon zu erzählen. Später. Er wird es später tun. Sie wacht auf, während er eindämmert. Doch seine Erektion wächst weiter wie durch

wiederholtes Einatmen, wird immer größer. Kein Ausatmen. Vielleicht macht ihn seine Erschöpfung so empfindlich. Oder fünf Tage Enthaltsamkeit. Wie auch immer, es liegt eine vertraute Spannung in der Art, wie sie dichter an ihn heranrückt, ihn mit ihrem Übermaß an Körperwärme röstet. Er selbst ist in keiner Verfassung, um die Initiative zu ergreifen, und so zieht er

es vor, auf sein Glück zu hoffen, auf ihr Verlangen. Sollte es nicht passieren, ist es auch gut. Nichts wird ihn am Einschlafen hindern.

Sie küßt ihn auf die Nase. »Ich will versuchen, Dad gleich nach der Arbeit abzuholen. Daisy kommt um sieben aus Paris. Bist du dann da?«

»Mmm.«

Sinnliche, intellektuelle Daisy, feingliedrig, blaß und

korrekt. Gab es außer ihr noch eine graduierte angehende Dichterin, die Kostüme mit kurzen Röcken und frischen weißen Blusen trug, selten trank und ihre beste Arbeitszeit morgens vor neun Uhr hatte? Sein kleines Mädchen, das ihm in effiziente Pariser Fraulichkeit entglitt und auf die Veröffentlichung ihres ersten Lyrikbandes im Mai wartete. Und das durchaus

nicht bei irgendeiner Handpresse, sondern bei jener ehrwürdigen Institution am Queen Square, gleich gegenüber dem Krankenhaus, in dem er sein erstes Aneurysma abgeklemmt hatte. Sogar ihr streitsüchtiger Großvater, sonst vornehm intolerant gegenüber aller Gegenwartsliteratur, schickte aus seinem Château einen kaum leserlichen Brief, der

sich nach der Entzifferung als geradezu begeisterter Glückwunsch erwies. Perowne besitzt in solchen Dingen kein Urteil, freut sich aber natürlich für seine Tochter, doch machen ihm ihre Liebesgedichte zu schaffen, die Tatsache, daß Daisy so viel weiß oder so lebhaft von den Körpern einiger Männer träumte, die er nie kennengelernt hat. Wer ist der Strolch, dessen steifes

Glied einer »aufgeregten Gießkanne« glich, die sich einer »besonderen Rose« näherte? Wer der andere, der unter der Dusche »wie Caruso« sang, während er sich »beide Bärte« einschäumte? Er muß seine Entrüstung zügeln – wohl kaum eine literarische Reaktion. Also hat er versucht, das väterliche Besitzdenken abzulegen und die Gedichte als Kunstwerke

zu betrachten. Schon hat er sich an die nicht so eindeutig befrachtete, doch schaurige Zeile aus einem anderen Gedicht gewöhnt, derzufolge »jede Rose an einem Schmarotzerstengel wächst«. Das bleiche junge Mädchen mit den Rosen ist lange nicht daheim gewesen. Seine Ankunft erwartet ihn wie eine Oase am fernen Ende dieses Tages.

»Ich liebe dich.«

Das ist nicht bloß zärtlich dahergesagt, denn Rosalind langt nach unten, nimmt ihn in sicheren Griff, dreht sich um, ohne loszulassen, und faßt nach hinten, um den Wecker abzustellen, eine anstrengende Streckbewegung, weshalb ein Muskelzittern über die Matratze läuft.

»Ich dich auch.«

Sie küssen sich, und Rosalind sagt: »Ich bin schon

eine Weile wach und konnte spüren, wie du an meinem Rücken hart geworden bist.«

»Und wie war das?«

»Ich bekam Lust auf dich«, flüstert sie. »Aber ich habe nicht viel Zeit. Ich darf nicht zu spät kommen.«

Welch mühelose Verführung! Sein Wunsch erfüllt, kein Finger gerührt, von Göttern und Despoten beneidet, so wacht Henry aus seiner Benommenheit auf,

nimmt sie in die Arme und gibt ihr einen innigen Kuß. Ja, sie ist bereit. Damit endet die Nacht, und hier beginnt er den Tag, um sechs Uhr früh, wobei er sich erstaunt fragt, ob das Wesentliche aller ehelichen Kompromisse achtlos in einen Augenblick gepackt wurde: in Dunkelheit, in Missionarsstellung, in Eile, ohne Vorspiel. Doch das sind Äußerlichkeiten. Jetzt ist er

frei von Gedanken, von Erinnerungen, vom Vergehen der Sekunden und den Sorgen um den Zustand der Welt. Sex ist ein anderes Medium, in dem sich Zeit und Empfinden brechen, ein biologischer Hyperraum, vom bewußten Sein so fern wie Träume oder wie das Wasser von der Luft. Ein anderes Element, wie seine Mutter sagte; es verändert den Tag, Henry, wenn du

schwimmen gehst. Und dieser Tag wird anders als alle anderen.

Zwei

Es ist wahrlich etwas Erhabenes um diese Auffassung vom Leben. Er wird vom Dröhnen des Föns und einem Murmeln wach, immer wieder dieser eine Satz, zumindest glaubt er wach zu sein, und später, als er gerade wieder eindöst, hört er noch das kräftige Knacken, mit dem sich einer der beiden

Kleiderschränke öffnet, ein riesiger, verwinkelter Einbauschrank mit Innenbeleuchtung, lackiertem Furnier und tiefen, duftenden Ecken; dann ihre bloßen Füße, die im Schlafzimmer auf und ab laufen, das seidige Flüstern ihres Unterrocks, bestimmt der schwarze mit den applizierten Tulpen, den er ihr in Mailand gekauft hat; anschließend das geschäftige Klacken der Absätze auf dem

Marmorboden im Bad, als sie vor dem Spiegel letzte Hand anlegt, Parfüm aufträgt und sich das Haar kämmt, während das Plastikradio in Gestalt eines springenden blauen Delphins – mit Saugnäpfen an der Mosaikwand der Dusche befestigt – denselben Satz dudelt, der ständig bedeutungsträchtiger wird, geradezu ein religiöses Bekenntnis: *Es ist wahrlich*

etwas Erhabenes um diese Auffassung vom Leben, ertönt es, immer und immer wieder.

Es ist wahrlich etwas Erhabenes um diese Auffassung vom Leben.

Als er zwei Stunden später richtig wach wird, ist sie fort, und im Zimmer ist es still. Durch den angelehnten Fensterladen fällt ein schmaler Lichtstreif. Der Tag kommt ihm unerträglich hell vor. Henry schiebt die Decke

weg, liegt rücklings auf ihrer Bettseite, nackt in der Zentralheizungswärme, und wartet darauf, den Satz einordnen zu können. Darwin natürlich, von seiner Lektüre gestern abend im Bad, aus dem letzten Abschnitt des großartigen Werkes, das Perowne nie ganz gelesen hat. Der gütige, getriebene, unschlüssige Charles, der in aller Bescheidenheit zur Krönung seines Werks die

Regenwürmer und die Umlaufbahnen der Planeten aufbietet. Um die Wirkung seiner Botschaft zu mildern, erwähnt er in späteren Ausgaben auch einen Schöpfer, doch kamen die Worte eigentlich nicht von Herzen. Diese fünfhundert Seiten ließen nur einen Schluß zu: Eine unendliche Zahl der schönsten und wunderbarsten Formen des Lebens, wie man sie in einer

gemeinen Hecke findet, doch auch höher gestellte Wesen wie wir selbst, entwickelten sich nach physikalischen Gesetzen, aus einem Krieg der Natur, aus Hunger und Tod. Darin liegt das Erhabene. Und in dem kurzen Privileg des Bewußtseins ein stärkender Trost.

Einmal hat seine Tochter bei einem Spaziergang an einem Fluß – Eskdale von Pulverschnee überstäubt im

rötlichen Licht der tiefstehenden Sonne – ihm den Anfang eines Gedichtes ihres Lieblingslyrikers zitiert. Offenbar gibt es nicht viele junge Frauen, die Philip Larkin so mögen wie sie:

> Wenn man mich holte,
> um eine Religion zu stiften,
> würde ich sie auf Wasser gründen.

Daisy sagte, ihr gefalle das lakonische »wenn man mich holte« – als ob es einem je so erginge, als ob die Menschheit sich je Rat bei einem holte. Sie blieben stehen, um Kaffee aus der Thermoskanne zu trinken, und während Perowne mit dem Finger eine Flechte ertastete, sagte er, sollte er je geholt werden, würde er die Evolution zu seiner Religion erklären. Gibt es einen

besseren Schöpfungsmythos? Eine unvorstellbar lange Zeitspanne, zahllose Generationen, die in winzig kleinen Schritten komplexe, lebende Schönheit aus träger Materie zeugen, getrieben von der blinden Wut wahlloser Mutation, natürlicher Selektion und umweltbedingter Veränderung, dazu die Tragödie stetig aussterbender Arten, später dann das

Wunder des aufkeimenden Geistes und in dessen Gefolge Moral, Liebe, Kunst, Städte – und obendrein der beispiellose Vorteil, daß diese sich entfaltende Geschichte nachweislich der Wahrheit entspricht.

Am Ende dieser nicht nur spaßig gemeinten Aufzählung – sie standen auf einer Steinbrücke, unter der zwei Flüsse zusammentrafen – lachte Daisy und stellte den

Becher ab, um ihm zu applaudieren. »Eine Religion, die von sich behauptet, sie sei nachweislich wahr, das nenne ich nun wirklich altmodisch.«

Seine Tochter hat ihm in den vergangenen Monaten gefehlt, jetzt wird sie bald wieder zu Hause sein. Und Theo hat versprochen, am Abend mindestens bis gegen elf zu bleiben, für einen Samstag wäre das ziemlich

ungewöhnlich. Perowne will ein Fisch-Stew machen. Der Gang zum Fischhändler zählt zu den leichteren Pflichten, die vor ihm liegen: Seeteufel, Venusmuscheln, Miesmuscheln, Krabben mit Schale. Die Liste mit seinen Aufträgen und ihren salzigen Details läßt ihn nun aufstehen und ins Bad gehen. Es gibt die Auffassung, es sei beschämend für einen Mann, wie eine Frau im Sitzen zu

urinieren. Ach was! Er hockt sich hin und merkt, wie die letzten Traumfetzen verfliegen, während sein Strahl in die Schüssel plätschert, und er versucht dabei, einen ganz anderen Grund für seine Scham, sein Schuldgefühl zu finden, oder etwas Harmloseres, die Erinnerung an eine Peinlichkeit, eine Dummheit. Eben erst ist es ihm durch den Kopf geschossen, doch

geblieben ist nur die Empfindung ohne ihre Ursache. Die Ahnung, sich lächerlich benommen, etwas Lächerliches gesagt zu haben. Ein Trottel gewesen zu sein. Und ohne die dazugehörige Erinnerung will das Gefühl nicht vergehen. Wen kümmert es? Der hauchdünne Schlaffilm lähmt ihn noch – er stellt ihn sich wie die Spinnwebenhaut vor, jene zarte Hirnhülle, die er

routinemäßig durchtrennt. Das Erhabene. Er muß den Satz im Gedröhn des Föns halluziniert und den Radionachrichten unterlegt haben. Der Luxus, im Halbschlaf die Vorstufen der Psychose in Sicherheit erkunden zu können. Doch als er letzte Nacht durch die frische Luft ans Fenster ging, war er hellwach. Da ist er sich jetzt sogar noch sicherer.

Er steht auf und spült.

Dem dämlichen Artikel einer Zeitschrift im OP-Pausenzimmer zufolge wird mindestens ein Molekül seiner Notdurft eines Tages als Regen auf ihn niederfallen. Die Zahlen sprechen dafür, doch sind statistische Wahrscheinlichkeiten nicht mit der Wahrheit identisch. *We'll meet again, don't know where, don't know when.* Während er diese Melodie

aus Kriegszeiten summt, geht er über den weitläufigen, grünweißen Marmorboden zum Waschbecken, um sich zu rasieren. Selbst an seinem freien Tag fühlt er sich ohne diesen morgendlichen Ritus unfertig. Er sollte von Theo lernen, wie man sich gehenläßt. Doch Henry mag die Holzschüssel, den Dachshaarpinsel, den Rasierer mit Dreifachklinge, luxuriöserweise ein

Einmalrasierer, elegant geschwungen, mit gefurchtem, dschungelgrünem Griff: Dieses industrielle Schmuckstück über die vertraute Haut zu ziehen schärft seine Gedanken. Er sollte nachschlagen, was William James über das Vergessen eines Wortes oder eines Namens geschrieben hat: Eine quälend leere Form bleibt, beinahe, doch eben

nicht ganz die Idee umreißend, die sie einst enthielt. Und während man gegen die Trägheit seines armseligen Gedächtnisses ankämpft, weiß man genau, was das Vergessene nicht ist. James besaß das Talent, sein Augenmerk auf das Verblüffende am Gewöhnlichen zu richten – und verfügte nach Perownes bescheidener Auffassung über eine geschliffenere

Prosa als der umständliche Bruder, der eine Sache lieber auf dutzenderlei Arten umschrieb, als sie beim Namen zu nennen. Daisy, die Prinzipalin seiner literarischen Fortbildung, hätte dem sicher niemals zugestimmt. Während ihres Studiums schrieb sie einen langen Aufsatz über die späten Romane von Henry James und konnte sogar einen Abschnitt aus *Die*

goldene Schale aufsagen. Außerdem kannte sie mehrere Dutzend Gedichte auswendig, die sie als Teenager gelernt hatte, um sich vom Großvater ein Taschengeld zu verdienen. Ihre Ausbildung war so ganz anders als die ihres Vaters gewesen. Kein Wunder, daß sie sich so gern stritten. Was Daisy wußte! Auf ihr Drängen hin hatte er es mit der Geschichte von dem

kleinen Mädchen versucht, das unter der grausamen Scheidung seiner Eltern litt. Ein vielversprechendes Thema, doch die arme Maisie verschwand nur allzubald unter einer Wolke aus Worten, und Perowne, der bei schwierigen Fällen sieben Stunden auf den Beinen sein konnte und sich für den Londoner Marathon eingetragen hatte, gab auf Seite achtundvierzig

erschöpft auf. Selbst die Erzählung über die Namensschwester seiner Tochter blieb ihm ein Rätsel. Was sollte ein Erwachsener aus Daisy Millers vorhersehbarem Untergang schließen, was dabei empfinden? Daß die Welt ungerecht sein kann? Das war nicht genug. Er beugt sein Gesicht zum Wasserhahn hinab, um den Schaum abzuspülen. Vielleicht ähnelt

er zumindest in dieser Hinsicht Darwin in seinen späteren Jahren, als er Shakespeare langweilig bis zum Erbrechen fand. Perowne verläßt sich darauf, daß Daisy seine Sensibilität schon noch verfeinern wird.

Endlich völlig wach, kehrt er ins Schlafzimmer zurück und hat es plötzlich eilig, sich anzuziehen und die mit diesem Raum verbundenen

Erinnerungen hinter sich zu lassen, Schlaf und Schlaflosigkeit, überhitzte Vorstellungen, auch den Sex. Der unordentliche, obszöne Anblick des zerwühlten Bettes versinnbildlicht all diese Eindrücke. Ohne Verlangen zu sein klärt die Gedanken. Immer noch nackt, macht er sich daran, die Laken glattzustreichen, hebt einige Kissen vom Boden auf, wirft sie in

Richtung Kopfbrett und sucht in der hinteren Ecke des Ankleidezimmers nach seinen Sportsachen. Das sind die kleinen Freuden am Beginn eines Samstagmorgens – die Aussicht auf Kaffee und sein verschossenes Squashzeug. Die stets gut angezogene Daisy nennt es liebevoll sein Vogelscheuchen-Outfit. Die blauen Shorts sind von Schweißflecken gebleicht,

die sich nicht mehr auswaschen lassen. Über einem grauen T-Shirt trägt er einen alten Kaschmirpullover, der vorn auf der Brust Mottenlöcher hat. Über die Shorts zieht er eine Trainingshose und bindet sich eine Kordel um die Taille. Die weißen Socken aus kratzigem Stretchfrottee mit gelbem und pinkfarbenem Streifen am Bündchen lassen an einen

Kindergarten denken. Beim Aufschütteln verbreiten sie den vertrauten Duft nach frischer Wäsche. Der strenge Geruch der Squashschuhe eint das Synthetische mit dem Animalischen, was ihn an den Court erinnert, an die sauberen weißen Wände und roten Linien, die unanfechtbaren Regeln des Gladiatorenwettkampfes, den Punktestand.

Es ist sinnlos, so zu tun,

als kümmerte ihn der Punktestand nicht. Letzte Woche hat er das Spiel gegen Jay Strauss verloren, doch während er mit schwungvollem, federndem Schritt durchs Zimmer eilt, spürt Henry, daß er heute gewinnen wird. Er denkt daran, daß er in der Nacht über denselben Fußboden geglitten ist, und fast fällt ihm, als er dieselben Fensterläden öffnet, auch die

halb erinnerte Dummheit wieder ein, doch wird sie auf der Stelle von einem Schwall fahlen Wintersonnenlichts und von seinem plötzlichen Interesse an dem Geschehen auf dem Platz vertrieben.

Auf den ersten Blick sehen sie wie zwei Jugendliche aus, zwei Mädchen, schlank, die Gesichter blaß und zart, für Februar zu leicht angezogen. Sie könnten Schwestern sein, wie sie da am Parkzaun

stehen, ohne auf Passanten zu achten, in ihrem eigenen Familiendrama versunken. Dann kommt Perowne zu dem Schluß, daß die ihm zugewandte Gestalt ein Junge sein muß. Deutlich erkennen kann er ihn nicht, da er einen Fahrradhelm trägt, unter dem dichte braune Locken hervorquellen, doch seine breitbeinige Haltung überzeugt Perowne, der kräftige Unterarm, als er der

Freundin eine Hand auf die Schulter legt. Sie schüttelt ihn ab. Sie weint und ist aufgeregt, fahrig in ihren Bewegungen – sie hebt die Hände, wie um das Gesicht darin zu vergraben, doch als der Junge auf sie zukommt, um sie an sich zu ziehen, trommelt sie wie eine altmodische Hollywooddiva mit kraftlosen Fäusten gegen seine Brust. Sie wendet sich von ihm ab, geht aber nicht

weg. Perowne glaubt, in ihrem Gesicht das delikate Oval seiner Tochter zu erahnen, ihre kleine Nase, das Elfenkinn. Und jetzt, da er diese Verbindung hergestellt hat, schaut er genauer hin. Sie will den Jungen, sie haßt ihn. Er sieht verschlagen aus, wie von Verlangen getrieben. Verlangen nach ihr? Er läßt sie nicht fort und spricht ständig auf sie ein,

umschmeichelt sie, beschwatzt sie, will sie überreden oder besänftigen. Wiederholt wandert ihre linke Hand auf den Rücken, gräbt sich unter das T-Shirt und kratzt ausgiebig. Sie tut das zwanghaft, selbst als sie weint und den Jungen halbherzig von sich fortschiebt.

Amphetaminverstärkte Formikatio – Ameisen, die durch ihre Arterien und

Venen zu krabbeln scheinen, ein Jucken, an das sie nicht herankommt. Oder eine exogene, durch Opioide verursachte allergische Reaktion, wie sie für Drogeneinsteiger typisch ist. Blasse Haut und emotionale Überspanntheit sind charakteristisch. Junkies, keine Frage. Die Qual der Freundin und sein vergeblicher Versuch, sie zu trösten, sind wohl eher auf

einen fehlenden Schuß als auf Familienprobleme zurückzuführen.

Es treibt die Menschen oft auf den Platz, um dort ihre Dramen auszuleben. Eine Straße genügt anscheinend nicht. Leidenschaft braucht Raum, die imposante Weite eines Theaters. In gewisser Hinsicht, denkt Perowne, dessen Überlegungen nun vom Sonnenlicht und einem neuen Tag in vertraute

Bahnen zurückgelenkt werden, könnte dies auch die Faszination der irakischen Wüste ausmachen – eine flache, vermeintlich leere und einer Generalstabskarte ähnelnde Landschaft, in der man einen Furor in industriellem Maßstab austoben kann. Die Wüste, heißt es, sei der Traum eines jeden Militärstrategen. Ein städtischer Platz ist ihr ziviles Äquivalent. Letzten

Sonntag lief hier am späten Nachmittag ein Junge zwei Stunden lang hin und her und schrie in sein Handy, und jedesmal, wenn er sich nach Süden wandte, verhallte seine Stimme und schwoll im Dämmerlicht wieder an, wenn er zurückkam. Am nächsten Morgen sah Perowne auf dem Weg zur Arbeit, wie eine Frau ihrem Mann das Telefon aus der Hand riß und es zu Boden

schleuderte. Außerdem hatte er diesen Monat einen Mann in dunklem Anzug, den Regenschirm neben sich, vor dem Parkzaun knien sehen, den Kopf scheinbar zwischen den Gitterstäben. Doch er hielt sich nur daran fest und schluchzte. In der Enge einer Straße würde die alte Frau mit der Whiskystimme niemals ungeschoren davonkommen, nicht mit drei Stunden unentwegtem

Geschrei und Gekrächze. Das Öffentliche eines Platzes garantiert diesen kleinen Dramen ihre Ungestörtheit. Paare sind da, um zu reden oder leise auf den Bänken zu weinen, andere Leute kommen aus den kleinen Zimmern ihrer Mietwohnungen oder Reihenhäuser, aus verstopften Nebenstraßen zu einem offeneren Blick auf einen weiten Himmel, zu

einer Gruppe Platanen auf einer Rasenfläche, zu Raum und Wachstum, erinnern sich an ihre tiefsten Bedürfnisse und daran, daß sie nicht erfüllt werden.

Doch fehlt es auch nicht an Glück. Während Perowne die übrigen Läden beiseite schiebt und sich das Schlafzimmer mit Licht füllt, kann er es sehen, drüben beim indischen Wohnheim auf der anderen Seite. Dort

herrscht helle Aufregung. Zwei Asiaten in Jogginganzügen – er kennt die Jungs aus dem Zeitungsgeschäft – laden den Inhalt eines Lieferwagens in einen Handkarren auf dem Bürgersteig um. Poster in hohen Stapeln, eingerollte Fahnen, Trillerpfeifen und Kartons mit Buttons, Fußballratschen und Tröten, lustige Hüte und Gummimasken mit

Politikervisagen – wabbelige Stapel Bush und Blair, die oberen Gesichter mit leerem Blick dem Himmel zugewandt, gespenstisch weiß im Sonnenlicht. Gower Street, einige Querstraßen weiter in östlicher Richtung, ist eine Sammelstelle für den Marsch, und die Flut der Ereignisse schwappt bis hierher. Eine kleine Menge sammelt sich um den Karren und möchte etwas kaufen,

obwohl die Händler noch nicht soweit sind. Perowne verblüfft die allgemeine Fröhlichkeit. Ganze Sippen sind unterwegs, eine Familie mit vier Kindern in aufsteigender Größe, offenbar angehalten, sich an den Händen zu fassen, dann Studenten und eine Busladung ergrauender Damen in Steppjacken und festen Schuhen. Bestimmt das Women's Institute. Einer

der Jungs im Jogginganzug hebt die Hände, als gebe er sich geschlagen, während sein Freund auf der Ladefläche des Lieferwagens das erste Geschäft macht. Vom Tumult erschreckt, fliegen Tauben auf und schwirren und wirbeln im Schwarm davon. Auf einer Bank neben einer Mülltonne erwartet sie schon ein tattriger, rotgesichtiger Mann, in eine graue Decke

gehüllt, einen aufgeschnittenen Laib Brot auf dem Schoß. Für die Perowne-Kinder ist ›Taubenfütterer‹ gleichbedeutend mit geistig minderbemittelt. Hinter der Traube um den Karren treibt sich eine Meute von Kids mit Lederjacken und kurzgeschorenem Haar herum; sie schauen mit großmütigem Lächeln zu. Ihr Transparent mit der simplen

Forderung: *Frieden und keine Slogans!* haben sie schon ausgerollt.

Der Anblick wirkt unschuldig und irgendwie schrullig auf englische Art. Perowne, für den Kampf im Court gerüstet, stellt sich vor, Saddam zu sein, der vom Balkon eines Bagdader Ministeriums die Menge überblickt: Niemals wird die gutherzige Wählerschaft westlicher Demokratien ihren

Regierungen erlauben, sein Land anzugreifen. Doch da irrt er sich. Das einzige, was Perowne über diesen Krieg sicher zu wissen meint, ist die Tatsache, daß er stattfinden wird. Mit oder ohne UNO. Die Truppen sind vor Ort, sie müssen kämpfen. Seit er einen irakischen Professor für Alte Geschichte wegen eines Aneurysmas operiert, seine Narben gesehen und sich angehört

hat, was er zu erzählen wußte, hat Perowne eine widersprüchliche oder jedenfalls nicht eindeutige und sich ändernde Meinung über die bevorstehende Invasion. Miri Taleb ist Ende sechzig, ein Mann von schmächtigem, fast mädchenhaftem Körperbau mit einem nervösen Lachen, das wie ein wieherndes Kichern klingt und etwas mit seiner Zeit im Gefängnis zu

tun haben mag. Den Doktortitel hat er am University College in London gemacht, er spricht ausgezeichnet Englisch. Sein Spezialgebiet ist das Volk der Sumerer. Mehr als zwanzig Jahre hat er an der Universität in Bagdad unterrichtet und an vielen archäologischen Feldforschungen in der Euphratgegend teilgenommen. Seine

Verhaftung erfolgte an einem Winternachmittag im Jahre 1994 vor dem Vorlesungssaal, als er gerade mit dem Unterricht beginnen wollte. Die Studenten warteten drinnen und konnten nicht sehen, was passierte. Drei Männer zeigten ihm ihre Geheimdienstmarken und forderten ihn auf, sie zu ihrem Wagen zu begleiten. Dort legte man ihm Handschellen an, und in

diesem Augenblick begann die Folter. Die Handschellen saßen so fest, daß er, bis man sie ihm sechzehn Stunden später wieder abnahm, nur an den Schmerz denken konnte. Beide Schultern wurden bleibend geschädigt. In den nächsten zehn Monaten verlegte man ihn im Zentralirak von einem Gefängnis ins andere. Er hatte keine Ahnung, was die Verlegungen bedeuten

sollten, und keine Möglichkeit, seiner Frau zu sagen, daß er noch lebte. Selbst am Tag seiner Freilassung erfuhr er nicht, was ihm vorgeworfen wurde.

Perowne hörte dem Professor in seinem Büro zu, und nach der Operation, die zum Glück gut verlief, unterhielt er sich mit ihm auf der Station. Taleb sah recht ungewöhnlich aus für einen Mann, der dem siebzigsten

Geburtstag entgegenging – kindlich glatte Haut, lange Wimpern und ein sorgsam gestutzter, schwarzer, sicherlich gefärbter Schnurrbart. Im Irak hatte er mit Politik nichts zu tun gehabt, hatte sich nicht mal dafür interessiert und es auch abgelehnt, der Baath-Partei beizutreten. Vielleicht war das der Grund für seine Probleme gewesen. Ebenso hätte aber auch die Tatsache

schuld sein können, daß ein längst verstorbener Vetter seiner Frau Mitglied der Kommunistischen Partei gewesen war oder daß ein anderer Vetter einen Brief aus dem Iran von einem Freund erhalten hatte, der wegen seiner vermeintlich iranischen Herkunft im Exil lebte, oder daß der Mann einer Nichte sich weigerte, von einem Lehrauftrag in Kanada zurückzukehren. Ein

weiterer möglicher Grund war der, daß der Professor in die Türkei gereist war, um eine archäologische Ausgrabung beratend zu begleiten. Die Verhaftung überraschte ihn nicht sonderlich, seine Frau ebensowenig. Wie alle Iraker kannten sie beide jemanden, der verhaftet, eine Weile gefangengehalten, vielleicht gefoltert und dann wieder freigelassen worden war.

Leute tauchten plötzlich wieder an ihren Arbeitsplätzen auf und verloren kein Wort über das Vorgefallene, und niemand wagte, sie danach zu fragen. Es gab zu viele Spitzel, und unangebrachte Neugier konnte einen hinter Gitter bringen. Manche kehrten in verplombten Särgen zurück – sie zu öffnen war streng verboten. Es war auch nicht ungewöhnlich, von Freunden

und Bekannten zu hören, daß sie in der Hoffnung auf Informationen über ihre Verwandten Krankenhäuser, Polizeireviere und die Ämter abklapperten.

Miri saß seine Zeit in stinkenden, unbelüfteten, zwei mal drei Meter großen Zellen ab, in die fünfundzwanzig Männer gepfercht wurden. Und was waren das für Menschen? Der Professor kicherte freudlos.

Nicht die vielleicht erwartete Mischung aus gemeinen Verbrechern und Intellektuellen, sondern zumeist gewöhnliche Leute, die man gefangenhielt, weil an ihrem Wagen ein Nummernschild gefehlt hatte oder weil sie mit einem Mann aneinandergeraten waren, der zur Partei gehörte, oder weil ihre Kinder in der Schule dazu gebracht worden waren, Bemerkungen ihrer

Eltern wiederzugeben, die sich beim Essen daheim kritisch über Saddam geäußert hatten. Oder weil sie sich während einer der vielen Anwerbungskampagnen geweigert hatten, der Partei beizutreten. Zu den typischen Verbrechen gehörte auch, jemanden in der Familie zu haben, der aus der Armee desertiert war.

In den Zellen gab es

Sicherheitsbeamte und Polizisten. Die diversen Geheimdienste lagen in nervösem Wettstreit miteinander, ihre Agenten mußten sich enorm anstrengen, ihren Fleiß beweisen. Ganze Abteilungen fürchteten um ihre Existenz. Folter war Routine – Miri und seine Gefährten hörten die Schreie aus den Zellen und warteten darauf, abgeholt zu werden. Prügel,

Stromstöße, anale Vergewaltigung, vorgetäuschtes Ertränken, Schläge auf die Fußsohlen. Alle, von den obersten Beamten bis zu den Straßenkehrern, lebten in ständiger Furcht und Angst. Henry sah die Narben auf Talebs Gesäß und Oberschenkeln. Er war mit etwas geschlagen worden, das er für einen dornigen Ast gehalten hatte. Die Männer,

die ihn schlugen, taten das ohne Haß, nur mit geübter Wucht – sie fürchteten sich vor ihrem Aufseher. Und der wiederum hatte Angst um seine Stellung oder um seine Freiheit, weil ihm im Jahr zuvor jemand entkommen war.

»Wissen Sie, nur der Terror hält das Land zusammen«, sagte Taleb zu Perowne. »Das ganze System basiert auf Angst, alle hassen

es, doch sind sie ohnmächtig. Jetzt kommen die Amerikaner – womöglich aus falschen Gründen, doch werden wenigstens Saddam und die Baathisten verschwinden. Und dann, mein lieber Doktor, lade ich Sie hier in London in ein gutes irakisches Lokal ein.«

Das junge Pärchen geht über den Platz davon. Resigniert, vielleicht aber auch voller Erwartung, läßt

sie zu, daß er einen Arm um ihre Schultern legt, und schmiegt sich bei ihm an. Mit der freien Hand gräbt sie immer noch unter dem Hosenbund und reibt sich den Rücken. Sie sollte einen Mantel tragen. Selbst von hier kann er die rosaroten Kratzstreifen erkennen. Eine tyrannische Mode zwingt sie, in der Februarkälte Nabel und Unterbauch zu entblößen. Der Pruritus läßt

vermuten, daß sich der Körper noch nicht an das Heroin gewöhnt hat. Sie ist neu im Metier. Sie bräuchte einen Opioid-Antagonisten, Naloxon zum Beispiel, der den Juckreiz unterdrücken könnte. Henry kommt aus dem Schlafzimmer, bleibt oben an der Treppe stehen, betrachtet an der hohen Decke den französischen Lüster aus dem neunzehnten Jahrhundert und überlegt, ob

er ihr mit einem Rezept nachlaufen soll; schließlich hat er seine Sportsachen an. Aber sie braucht auch einen Freund, der kein Dealer ist. Und ein neues Leben. Während er die Treppe hinabgeht, klingeln und klimpern die Glastropfen des Kronleuchters, weil tief unter dem Haus die Victoria-Line-Züge bei der Einfahrt in die Station Warren Street abbremsen. Ihn beunruhigt

der Gedanke an die Wegkreuzungen und Verästelungen, die über ein Schicksal entscheiden, die nahen und fernen Einflüsse und jene Zufälle wie Herkunft und Charakter, die eine junge Frau in Paris das Vorabexemplar ihres ersten Gedichtbandes in die Reisetasche packen lassen, ehe sie den Zug nimmt, der sie nach London und zu einem Haus bringt, in dem

sie freudig erwartet wird, während eine andere junge Frau im selben Alter von einem glattzüngigen Jungen zu einem Augenblick chemischer Glückseligkeit verführt wird, der sie so fest an ihr Elend bindet, wie sich ein Opiat an seine Mu-Rezeptoren hängt.

Die Stille im Haus – kommt Perowne unwillkürlich der so gar nicht wissenschaftliche

Gedanke – wiegt schwerer durch die Tatsache, daß Theo im dritten Stock mit dem Gesicht in den Federkissen seines Doppelbettes schläft. Mehrere Stunden Vergessen liegen noch vor ihm. Wenn er aufwacht, hört er Musik, die über das Internet in seine Hi-Fi-Anlage eingespeist wird, duscht sich und telefoniert. Der Hunger wird ihn erst am frühen Nachmittag aus seinem Zimmer nach unten

in die Küche treiben, wo er es sich gemütlich macht, noch mehr Anrufe erledigt, CDs abspielt, ein, zwei Glas Saft trinkt, Unordnung verbreitet und einen Salat zusammenrührt oder eine Schale mit Joghurt, Datteln, Honig, Früchten und geraspelten Nüssen. Eine seltsame Kost für einen Bluesmusiker, wie Henry findet.

Im ersten Stock bleibt

Perowne vor der Bibliothek stehen, dem imposantesten Raum im Haus, und sieht einen Moment lang fasziniert zu, wie das durch die hohen, hauchzarten, hafermehlfarbenen Vorhänge gefilterte Sonnenlicht das Zimmer in ein bräunliches, feierliches, papiernes Licht taucht. Marianne hat die Sammlung eingerichtet, Henry hätte nie geglaubt, mal in einem Haus mit einer

Bibliothek zu leben, und es gehört zu seinen ehrgeizigen Plänen, hier ganze Wochenenden zu verbringen – lang ausgestreckt auf einem der Knole-Sofas, Kaffeekanne in Reichweite – und das eine oder andere Meisterwerk der Weltliteratur zu lesen, vielleicht sogar in einer Übersetzung. Er hat kein bestimmtes Buch im Sinn, würde aber gern

herausfinden,was man – was Daisy – unter einem literarischen Genie versteht. Trotz diverser Versuche ist er sich nämlich nicht sicher, je einem begegnet zu sein. Ja, er zweifelt schon fast daran, ob es so etwas gibt. Doch nicht bloß irgendwelche Besorgungen, familiäre Verpflichtungen und der Sport beanspruchen seine Freizeit, er wird auch von jener Unrast getrieben, die so

typischerweise auf diesen wöchentlichen Inseln der Sorglosigkeit aufkommt. Er hat keine Lust, seine freien Tage im Liegen oder auch nur im Sitzen zu verbringen. Noch will er eigentlich ein Zuschauer bei anderer Leute Leben sein, fiktiven Leben – obwohl er in den vergangenen Stunden ungewöhnlich viele Minuten damit zugebracht hat, aus dem Schlafzimmerfenster zu

blicken. Es interessiert ihn auch nicht sonderlich, sich die Welt noch einmal erfinden zu lassen, er möchte sie lieber erklärt bekommen. Die Zeiten sind eigenartig genug, warum sich noch andere erdenken? Auch liegt ihm nicht viel daran, Bücher zu Ende zu lesen. Nur bei der Arbeit ist er zielstrebig, in der Freizeit ist er ungeduldig. Es überrascht ihn, wenn er hört, was manche Leute am

Feierabend schaffen, wie sie vier, fünf Stunden am Tag damit zubringen, den landesweiten Durchschnitt im Fernsehen zu heben. Bei einer Arbeitsunterbrechung letzte Woche – das Doppler-Ultraschall-Gerät war ausgefallen, und aus einem anderen OP mußte Ersatz besorgt werden – hatte sich Jay Strauss von den Monitoren und Reglern des Anästhesiegeräts abgewandt,

war aufgestanden, hatte die Arme gereckt, gegähnt und gesagt, er sei bis in die frühen Morgenstunden wach geblieben, um den Achthundert-Seiten-Roman eines neuen amerikanischen Wunderkindes zu Ende zu lesen. Perowne war beeindruckt gewesen, aber auch besorgt – fehlte es ihm an der nötigen Ausdauer?

Unter Daisys Anleitung hatte Henry immerhin *Anna*

Karenina und *Madame Bovary* gelesen, zwei anerkannte Meisterwerke. Obwohl er seine Denkvorgänge verlangsamen und viele Stunden kostbarer Zeit aufwenden mußte, hatte er sich den wechselnden Komplikationen dieser anspruchsvollen Märchen anvertraut. Doch welche Einsichten hielten sie letztlich bereit? Daß Ehebruch zwar verständlich,

aber falsch ist, daß es Frauen im neunzehnten Jahrhundert nicht besonders leicht gehabt haben und daß Moskau, die russische Landschaft und die französische Provinz so und nicht anders ausgesehen hatten? Falls, wie Daisy behauptete, das Genie im Detail lag, dann war er keineswegs beeindruckt. Die Details waren angemessen und überzeugend beschrieben, doch jeder auch

nur halbwegs aufmerksame Beobachter sollte sie geordnet wiedergeben können und dürfte, wenn er die nötige Geduld besaß, es wohl kaum besonders schwierig finden, derlei niederzuschreiben. Diese Bücher waren das Ergebnis eines unerbittlichen, fachkundigen Sammeleifers.

Immerhin besaßen sie den Vorzug, eine bekannte Wirklichkeit darzustellen,

was sich von den sogenannten Magischen Realisten nicht behaupten ließ, die Daisy im letzten Studienjahr zu ihrem Thema gemacht hatte. Was trieb anerkannte Autoren – gebildete Männer und Frauen des zwanzigsten Jahrhunderts – nur dazu, ihren Charakteren übernatürliche Kräfte zuzuschreiben? Er las kein einziges dieser ärgerlichen Machwerke zu Ende. Dabei

waren sie für Erwachsene, nicht für Kinder gedacht. In mehr als einem Buch wurden Helden mit Flügeln geboren – oder die wuchsen ihnen –, ein Symbol, wie Daisy sich ausdrückte, ihrer Liminalität; Fliegen lernen wurde so natürlich zum Sinnbild für kühnes Streben. Anderen Helden wurde ein magischer Geruchssinn angedichtet, oder sie purzelten unverletzt aus hoch am Himmel

fliegenden Flugzeugen. Ein Kerl mit prophetischen Fähigkeiten sah durch das Fenster eines Pubs seine Eltern, wie sie sich einige Wochen nach seiner Empfängnis über die Möglichkeit unterhielten, ihn abzutreiben.

Ein Mensch, der die Leiden nachlassender Geisteskraft lindern will, indem er Hirnschäden heilt, respektiert zwangsläufig die

materielle Welt, ihre Grenzen und das, was sie hervorbringen kann – nichts Geringeres als das Bewußtsein. Für ihn ist es keine Glaubensfrage, sondern eine alltägliche Tatsache, daß das Bewußtsein von bloßer Materie, vom Hirn, geschaffen wird. Eine ehrfurchtgebietende Tatsache, die auch Neugier verdient: Das Wirkliche, nicht das Magische, sollte die

Herausforderung sein. Die Werke auf seiner Leseliste überzeugten Perowne davon, daß das Übernatürliche Zuflucht einer beschränkten Phantasie war, ein Pflichtversäumnis, ein kindliches Sich-Drücken vor den Mühen und Wundern des Realen, vor der anspruchsvollen Neuinszenierung des Plausiblen.

»Bitte keine magischen

Zwergentrommler mehr«, flehte er sie in einem Brief an, nachdem er seine Tirade abgelassen hatte. »Keine Gespenster, Engel, Teufel oder Verwandlungen mehr. Wenn alles passieren kann, ist alles gleichgültig. Für mich ist das nichts als Kitsch.«

»Du Dussel«, tadelte sie ihn auf einer Postkarte, »Du Erbsenzähler. Das ist Literatur, keine Physik!«

Sie hatten ihre Auseinandersetzungen noch nie per Post geführt. Er schrieb zurück: »Sag das Deinem Flaubert, Deinem Tolstoi. Kein einziges Wort bei den beiden über geflügelte Menschen!«

Sie erwiderte postwendend: »Lies noch mal Deine *Madame Bovary*« – und es folgten eine Reihe Seitenangaben. »Er hat die Welt gewarnt vor Menschen

wie Dir« – die letzten beiden Worte dick unterstrichen.

Durch Daisys Leseliste kam er bislang nur zu der Überzeugung, daß den Roman zu viele menschliche Unvollkommenheiten prägen, daß er zu weitläufig und zu diffus ist, um einfaches Staunen über die Großartigkeit menschlicher Genialität wecken zu können, über die grandiose Verwirklichung des

Unmöglichen. Vielleicht kennt nur die Musik eine solche Reinheit. Bach bewundert er am meisten, vor allem die Orgel- und Klaviermusik; während er gestern im Operationssaal mit Andreas Astrozytom beschäftigt war, hatte er sich zwei Suiten angehört. Nach Bach kamen die üblichen Kandidaten – Mozart, Beethoven und Schubert, seine Jazzidole Evans, Davis

und Coltrane. Cézanne nebst anderen Malern, einige Kathedralen, die Henry aus dem Urlaub kennt. Würde er selbst eine Liste großartiger Errungenschaften aufstellen, so wäre außer den Künsten auch Einsteins Allgemeine Relativitätstheorie vermerkt, deren Formeln er mit Anfang zwanzig zu begreifen glaubte. Er sollte diese Liste niederschreiben, fand er, während er die breiten

Steinstufen zum Erdgeschoß hinabging, wußte aber, daß es nie dazu kommen würde. Ein Werk, das man nicht mal im Traum selbst hervorbringen könnte, da es eines unerbittlichen, fast unmenschlichen Strebens nach vollkommener Perfektion bedurfte – das versteht er unter Genie. Daisys Behauptung, Menschen könnten ohne Geschichten nicht leben, ist

für ihn einfach falsch. Er ist der lebende Beweis.

Vor der Haustür sammelt er Post und Zeitungen ein und liest auf dem Weg in die Küche die Schlagzeilen. Blix berichtet der UNO, daß die Iraker nun kooperieren. Als Reaktion darauf erwartet man, daß der Premierminister heute anläßlich einer Rede in Glasgow die humanitären Gründe für einen Krieg

betonen wird – nach Perownes Meinung die einzigen Gründe, die zählen. Allerdings wirkt die neuerliche Kehrtwende des Premiers ziemlich zynisch. Henry hofft, daß seine eigene, um halb fünf erstmals in den Nachrichten erwähnte Geschichte es gerade noch in die Londoner Morgenausgaben geschafft hat. Aber keine Zeile davon.

Seit er die Küche verlassen

hat, ist niemand mehr hiergewesen. Seine Tasse und Theos leere Mineralwasserflasche stehen auf dem Tisch, die Fernbedienung liegt daneben. Er findet sie immer noch ein wenig überraschend, diese rigorose Treue der Dinge, manchmal beruhigend, manchmal unheimlich. Perowne greift nach der Fernbedienung, stellt den Fernseher an, drückt die

Stummtaste – bis zu den Nachrichten um neun sind es noch ein paar Minuten – und füllt den Wasserkocher. Welch simple Entwicklungen haben den schlichten Kocher diesem Gipfel der Vollendung entgegengeführt: effiziente Kannenform, sicheres Plastik, breite Tülle als bequemer Ausguß und eine solide kleine Stellfläche für die Stromversorgung. Er hat sich über die alten

Modelle nie beschwert – der sperrige Blechdeckel, die dicke schwarze weibliche Steckdose, die darauf wartete, nassen Händen einen Stromschlag zu verpassen, all das schien der Natur der Dinge zu entsprechen. Doch jemand hatte gründlich nachgedacht, und jetzt gab es kein Zurück mehr. Die Welt sollte aufmerken: Nicht alles wurde schlechter.

Die Nachrichten beginnen,

während er die Bohnen mahlt. Diesmal werden sie von einer attraktiven, dunkelhäutigen Frau gelesen, deren gezupfte, hochgewölbte Brauen den neuen Morgen mit einiger Überraschung zu begrüßen scheinen. Zuerst Bilder von einer Autobahnbrücke mit zahllosen Bussen, die Demonstranten in die Stadt zu der vermutlich größten Protestveranstaltung bringen,

die dort je abgehalten wurde. Dann ein Reporter zwischen den ersten Marschierern am Embankment. Die allgemeine Fröhlichkeit ist ihm suspekt. Alle finden es phantastisch, gemeinsam auf der Straße zu sein – die Leute umarmen nicht nur einander, sondern klopfen sich selbst gewissermaßen auch noch auf die Schulter. Wenn sie glauben – womit sie recht haben könnten –, daß

vielfache Folter, Massenerschießungen, ethnische Säuberungen und gelegentlicher Genozid einer Invasion vorzuziehen sind, sollten sie ihre Ansichten verhaltener zum Ausdruck bringen. Das Flugzeug, Henrys Flugzeug, kommt diesmal an zweiter Stelle. Dieselben Bilder, aber ein paar neue Einzelheiten: vermutliche Brandursache ein Fehler in der Elektrik.

Umgeben von Polizisten die zwei Russen – der Pilot, ein verhärmter Kerl mit öligem Haar, und der Co-Pilot, pummelig und seltsam gutgelaunt. Sie wirken braungebrannt, stammen aber vielleicht nur aus einer der Südrepubliken. Die schwindenden Überlebenschancen einer enttäuschenden Nachricht – keine Schurken, keine Toten, kein ungewisser Ausgang –

wird durch eine Dosis künstlicher Kontroverse reanimiert: Man hat einen Luftfahrtexperten aufgetrieben, der sich zu der Aussage bereit findet, es sei rücksichtslos gewesen, ein brennendes Flugzeug über einem dichtbewohnten Gebiet einfliegen zu lassen, obwohl es doch andere Möglichkeiten gab. Ein Repräsentant der Flughafenbehörde behauptet,

für die Londoner habe keine Gefahr bestanden. Die Regierung hat noch keine Stellungnahme abgegeben.

Er schaltet den Fernseher ab und macht es sich mit Kaffee und Telefon an der Kücheninsel gemütlich. Ehe sein Samstag beginnen kann, muß er noch einen Kontrollanruf im Krankenhaus erledigen. Er wird zur Intensivstation durchgestellt und verlangt,

den Verantwortlichen zu sprechen. Während er wartet, horcht er auf die vertrauten Geräusche im Hintergrund, die Stimme eines Sanitäters, den er kennt, eine Akte, die auf einen Tisch geknallt wird, vielleicht auch ein Buch.

Dann hört er die ausdruckslose Stimme einer geschäftigen Frau sagen: »Intensivstation.«

»Deirdre? Ich dachte,

Charles hätte an diesem Wochenende Dienst.«

»Er hat Grippe, Dr. Perowne.«

»Wie geht's Andrea?«

»GCS bei fünfzehn, Atmung okay, nicht verwirrt.«

»EVD?«

»Drainiert immer noch um die fünf Zentimeter. Ich habe vor, sie wieder auf die Station bringen zu lassen.«

»Von mir aus«, erwiderte Perowne. »Sagen Sie dem

Anästhesisten bitte, ich hätte nichts dagegen.« Er will schon auflegen, als er noch hinzufügt: »Hat sie irgendwelchen Ärger gemacht?«

»Sie ist viel zu erschöpft, Dr. Perowne. So lassen wir sie uns gern gefallen.«

Er nimmt Schlüssel, Handy und Fernbedienung fürs Garagentor aus einer silbernen Schale neben den Kochbüchern. Die

Brieftasche steckt im Mantel, der vor dem Weinkeller im Raum hinter der Küche hängt. Der Squashschläger liegt oben im Erdgeschoß in einem Schrank in der Wäschekammer. Er zieht eine alte Fleecejacke über, die er sonst zum Wandern trägt, und will schon die Alarmanlage einschalten, als ihm einfällt, daß Theo ja noch im Haus ist. Er tritt nach draußen, dreht sich um,

nachdem er die Tür geschlossen hat, und hört Möwen schreien, die zum reichgedeckten Tisch der Großstadt unterwegs sind. Die Sonne steht niedrig; nur der halbe Platz – auf seiner Seite – liegt in vollem Licht. Verblüfft darüber, wie frisch der Tag beginnt, läuft er über das feuchte, funkelnde Pflaster und läßt den Platz dann hinter sich. Die Luft riecht beinahe sauber. Er

meint, irgendeiner wilden Küste entlangzugehen, auf einem glatten Basaltdamm, an den er sich vage aus irgendwelchen Kindheitsferien erinnern kann. Bestimmt bringt das Geschrei der Möwen diese Bilder zurück. Fast kann er die Gischt einer aufgewühlten, blaugrünen See schmecken, und als er die Warren Street erreicht, fällt ihm ein, daß er den

Fischhändler nicht vergessen darf. Kaffee und Bewegung, aber auch die Vorfreude auf das Spiel und der angenehm in der Hand liegende Schläger muntern ihn auf, und er schreitet schneller aus.

In seiner Gegend sind die Straßen am Wochenende eher leer, doch hier, auf der Euston Road, bahnt sich eine große Menschenschar ihren Weg ostwärts zur Gower Street, wo sich Stoßstange an

Stoßstange die Busse aus den Nachrichten in östlicher Richtung vorwärts schieben. Ihre Passagiere wollen raus zu den anderen, pressen die Gesichter an die Scheiben. Ihre Transparente haben sie mitsamt Fußballschals und den Namen vieler Städte aus dem Herzen Englands – Stratford, Gloucester und Evesham – zum Fenster herausgehängt. Die ungeduldige Menge auf den

Bürgersteigen probiert schon mal ihre Krachmacher aus – Posaune, Ballhupe oder Lambeg-Trommel.

Vereinzelt singen sich Sprechchöre warm, die er anfangs nicht versteht. Ta-tam, ta-tam, ta-tam, *greift den Irak nicht an.* Schief und verwegen hängen noch nicht im Einsatz befindliche Plakate über den Schultern. *Nicht in meinem Namen* geht Dutzende Male vorbei. Diese

abstoßende Selbsteingenommenheit suggeriert eine strahlend neue Protestwelt, in der mäkelige Konsumenten von Shampoo und Soft-Drinks erwarten, sich gut und zufrieden zu fühlen. Henry ist das lässige *Schluß damit* lieber. Das Plakat der britischen Moslemvereinigung, die zu der Demonstration aufgerufen hatte, zieht

vorbei. Henry weiß über sie Bescheid. Vor kurzem erst haben sie in ihrer Zeitung verkündet, die Abkehr vom Islam sei mit dem Tode zu bestrafen. Dahinter folgt ein Poster des Swaffhamer Frauenchors, auf dem nächsten steht *Juden gegen den Krieg.*

Auf der Warren Street biegt er nach rechts und schaut in Richtung Osten zur Tottenham Court Road

hinüber. Die Menge ist hier sogar noch größer, schwillt durch die aberhundert Menschen an, die von den U-Bahn-Stationen ausgespien werden. Im Gegenlicht verschmelzen die Umrisse einzelner Silhouetten zu einer großen, dunkleren Masse, doch läßt die niedrig stehende Sonne eine provisorische Bücherbude erkennen und einen Hot-dog-Stand, der sich frech gleich

vor McDonald's aufgebaut hat. Es überrascht ihn, wie viele Kinder und Kinderwagen zu sehen sind. In weißbesohlten Turnschuhen, den Schläger fester in der Hand, spürt Perowne trotz aller Skepsis die Aufregung und Faszination, die von solchen Ereignissen ausgeht: eine Menschenmenge, die den öffentlichen Raum in Besitz nimmt, mehrere zehntausend

Fremde, die zu einem einzigen Zweck zusammenkommen und eine Ahnung revolutionärer Freude verbreiten.

Zwar konnte ihn jetzt nichts mehr von seinem Spiel abhalten, doch wäre er vielleicht bei ihnen gewesen, im Geiste jedenfalls, hätte Professor Taleb nicht an einem Aneurysma der mittleren Hirnarterie operiert werden müssen. In den

Monaten nach ihren Gesprächen war Perowne einer fast zwanghaften Lektüresucht verfallen und informierte sich ausgiebig über das Regime im Irak. Er las vom mächtigen Vorbild Stalins, dem Geflecht von Familien- und Stammesloyalitäten, das Saddam an der Macht hielt, und den Palästen, die zur Belohnung verschenkt wurden. Henry erfuhr

grauenhafte Einzelheiten über den Genozid im Norden und Süden des Landes, über die ethnische Säuberung, das weitverzweigte Spitzelsystem, die bizarren Foltermethoden und Saddams Vorliebe, sich persönlich daran zu beteiligen, sowie über die absonderlichen Strafen, die ins Gesetz aufgenommen worden waren – Amputationen und Brandmale. Natürlich

richtete sich Henrys Augenmerk auch auf die Maßnahmen gegen Chirurgen, die sich weigerten, solche Verstümmelungen durchzuführen. Er kam zu dem Schluß, daß Bösartigkeit selten so erfindungsreich, systematisch und allgegenwärtig gewesen war. Miri hatte recht, es war tatsächlich eine Republik der Angst. Henry las auch

Makiyas berühmtes Buch. Saddams Regime schien eindeutig auf Terror gegründet.

Perowne weiß, daß es die Geschichte nicht sonderlich beeindruckt, wenn ein mächtiges Imperium – das assyrische, römische, amerikanische – einen Krieg erklärt und dafür gerechte Gründe anführt. Er fürchtet zudem, daß Invasion und Okkupation zum Schlamassel

verkommen könnten. Vielleicht haben die Demonstranten ja recht. Außerdem gesteht er sich die Zufälligkeit der eigenen Meinung ein, denn wenn er den Professor nicht kennen- und bewundern gelernt hätte, wäre er jetzt vielleicht anderer Ansicht und hätte eine weniger ambivalente Einstellung zum bevorstehenden Krieg. Ansichten sind von solchen

Zufällen abhängig; keiner von denen, die sich jetzt um die U-Bahn-Station Warren Street drängen, ist je vom irakischen Regime gefoltert worden, kennt oder liebt einen Menschen, der dies erleiden mußte, oder weiß auch nur besonders viel über dieses Land. Wahrscheinlich haben die meisten kaum etwas von den Massakern im kurdischen Irak oder im schiitischen Süden gehört,

doch geht ihnen jetzt auf, daß sie leidenschaftlich um das Leben der Iraker fürchten. Sie haben gute Gründe für ihre Ansichten, zu denen auch die Sorge um die eigene Sicherheit gehört. Al-Kaida, heißt es, verabscheue den gottlosen Saddam ebenso wie die schiitische Opposition und lasse sich womöglich durch einen Angriff auf den Irak zu Vergeltungsschlägen gegen die verweichlichten

Städte des Westens provozieren. Eigeninteresse ist ein durchaus respektabler Grund, doch – offenbar im Gegensatz zu den Demonstranten – kann Perowne nicht glauben, die Moral für sich allein gepachtet zu haben.

Die Snackbars am Straßenrand sind am Wochenende geschlossen. Nur das Musikgeschäft und der Zeitungsladen haben

geöffnet. Der Besitzer des *Traiteur Rive Gauche* spült nach Pariser Art den Gehweg mit Wasser aus einem Zinkeimer sauber. Der Menge den Rücken zugewandt, kommt Perowne ein rotgesichtiger Mann etwa in seinem Alter mit Baseballmütze, gelber Leuchtjacke und Schubkarren entgegen. Im Auftrag der Stadtreinigung fegt er die Gosse, und wie er den Besen

nachdrücklich in die Ritzen der Bordsteinkanten stößt und die Papierfetzen hervorlockt, liegt ihm offenbar viel daran, gute Arbeit zu leisten. Seine Energie und Gründlichkeit wirken unangenehm, wie ein leiser Vorwurf an einem Samstagmorgen. Was könnte sinnloser sein als diese unterbezahlte Hausarbeit auf urbanem Niveau, da sich doch hinter ihm, am anderen

Ende der Straße, Pappbecher und Kartons in dicken Lagen auftürmen, unter den Füßen der an der Ecke vor McDonald's wartenden Demonstranten. Und dann noch, quer durch die Metropole, der tägliche Abfallblizzard. Als die beiden Männer aneinander vorbeigehen, begegnen sich ihre Blicke, kurz und neutral. Das Weiß in den Augen des Straßenkehrers wird von

einer eiergelben Schattierung umrandet, die an den Lidern in Rot übergeht. Einen schwindelerregenden Moment lang glaubt sich Henry mit diesem Mann verbunden, als säße er mit ihm auf einer Wippe, die jeden ins Leben des anderen kippen lassen könnte.

Perowne wendet den Blick ab und wird langsamer, ehe er zu den Marställen einbiegt, wo sein Wagen

untergebracht ist. Wie angenehm muß es doch früher gewesen sein, zu einer anderen Zeit, als die Reichen noch glaubten, eine allwissende übernatürliche Macht hätte den Menschen ihren Platz im Leben zugewiesen. Und wie bequem doch dieser Glaube den eigenen Wohlstand rechtfertigte – eine Art Anosognosie, ein tauglicher psychiatrischer Begriff für

mangelnde Einsicht in den eigenen Zustand. Doch wie stehen die Dinge heute, da wir Bescheid zu wissen glauben? Nach den ruinösen Experimenten des kürzlich dahingeschiedenen Jahrhunderts, nach all den grausigen Taten, den vielen Toten, breitet sich um die Stichworte Gerechtigkeit und Umverteilung von Reichtum ein beklommener Agnostizismus aus. Keine

großen Ideen mehr. Mit der Welt kann es, falls überhaupt, nur in kleinen Schritten vorwärtsgehen. Die meisten Menschen neigen zu einer fatalistischen Haltung – wer zum Lebensunterhalt die Straße fegen muß, hat einfach Pech gehabt. Wir leben in keinem visionären Zeitalter. Die Straßen müssen gesäubert werden. Sollen sich die Pechvögel darum kümmern.

Glitschiges Kopfsteinpflaster führt in einem leichten Gefälle hinab zu jenen Gebäuden, in denen die Besitzer solcher Häuser wie dem seinen einst ihre Pferde hielten. Wer es sich leisten kann, verhätschelt heute in den Garagen seinen Wagen. Am Schlüssel ist eine Infrarotfernbedienung, die, kaum gedrückt, ein Stahlgitter in die Höhe rattern läßt. Mechanisch

ruckelnd, kommen sie hinter der Stalltür zum Vorschein, die blitzenden Augen und die lange Schnauze seines Gefährts, das ungeduldig auf seine Freilassung zu warten scheint. Ein silberner M e r c e d e s s500 mit cremefarbenen Polstern – und das ist ihm nicht mal mehr peinlich. Er liebt ihn auch nicht – er ist einfach sinnlicher Teil dessen, was er für seinen überreichlich

bemessenen Anteil an den Gütern dieser Welt hält. Wenn er ihn nicht hätte, versucht er sich einzureden, würde er jemand anderem gehören. Seit einer Woche ist er nicht damit gefahren, doch im Zwielicht der trocknen, staublosen Garage atmet die Maschine eine eigene, animalische Wärme aus. Er macht die Tür auf und steigt ein. Er genießt es, den Wagen in seinen abgewetzten

Sportsachen zu benutzen. Auf dem Beifahrersitz liegt eine alte Ausgabe des *Journal of Neurosurgery* mit einem von Perowne verfaßten Bericht über eine Tagung in Rom. Er wirft den Schläger auf die Zeitung. Theo hat etwas gegen den Wagen, behauptet, es sei ein Arztauto, als gäbe es kein vernichtenderes Urteil. Daisy dagegen meint, Harold Pinter habe ihres Wissens einen ähnlichen

Wagen, und damit war für sie alles in Ordnung. Rosalind hat ihn zum Kauf ermuntert. Sie findet, er habe ein zu schlechtes Gewissen und führe ein zu genügsames Leben; sich niemals Kleider, guten Wein oder auch nur ein einziges Gemälde zu gönnen sei ein bißchen anmaßend. Er hause immer noch wie ein Doktorand. Es sei an der Zeit zu genießen.

Monatelang fuhr er sehr

zurückhaltend, nur selten gab er richtig Gas, zögerte beim Überholen, winkte rechts abbiegenden Verkehr durch, achtete peinlich genau darauf, billigeren Autos nicht den Platz auf der Straße streitig zu machen. Ein Angelausflug ins nordwestliche Schottland mit Jay Strauss kurierte ihn. Die freie Straße und Jays unbekümmerte Begeisterung für dieses geniale Produkt

lutheranischen Fleißes ließen Henry sich endlich als Besitzer, als Herrn und Meister seines Gefährts fühlen. Dabei hatte er sich insgeheim schon immer für einen guten Fahrer gehalten: entschlossen, präzise und im korrekten Maße defensiv, genau wie im OP. Mit Jay angelte er Bachforellen in den Flüssen und Seen um Torridon. Einmal schließlich, als er an einem verregneten

Nachmittag die Angel auswarf, fiel sein Blick über die Schulter auf den knapp hundert Meter entfernt geparkten Wagen, der auf einer Anhöhe vor einem Hintergrund aus Birkengehölz, Heide und dräuendem Gewitterhimmel stand, in sanftes Licht getaucht – der Traum eines jeden Werbefachmanns. Zum ersten Mal empfand er leisen, schwärmerischen

Besitzerstolz. Natürlich ist es möglich und statthaft, unbeseelte Gegenstände zu lieben. Doch dieser Augenblick war der Höhepunkt ihrer Affäre, seither sind seine Gefühle zu gelegentlichem mildem Vergnügen abgeklungen. Der Wagen schenkt ihm beim Fahren ein Gefühl der Zufriedenheit. Wie seine Hersteller beabsichtigten und versprachen, ist er ein Teil

von ihm geworden.

Doch bestimmte Kleinigkeiten begeistern ihn immer noch, so kann man zum Beispiel im Leerlauf nicht die geringste Vibration spüren, nur der Tourenzähler verrät, daß der Motor läuft. Er schaltet das Radio ein und hört einen anhaltenden, respektvollen Beifall, als er aus der Garage rollt, das Stahlgitter hinter sich herabläßt, langsam an den

Marställen vorbeifährt und nach links einbiegt, zurück in die Warren Street. Das Squash-Center ist in einem umgebauten Schwesternheim in der Huntley Street – eigentlich keine Entfernung, aber er nimmt den Wagen, weil er hinterher noch allerhand zu erledigen hat. Ungeniert genießt er die Stadt aus dem Wageninnern, atmet gefilterte Luft, während die Musik der Hi-

Fi-Anlage selbst simpelsten Details Pathos verleiht – ein Schubert-Trio verklärt die schmale Gasse, durch die er gerade gleitet. Er fährt einige Straßen weit nach Süden, um in einem Bogen weiter östlich die Tottenham Court Road zu überqueren. Früher war die Cleveland Street für ihre Ausbeuterbetriebe und Prostituierten bekannt. Heute findet man hier vor allem griechische, türkische und

italienische Restaurants – von jener Sorte, die in keinem Reiseführer erwähnt werden – mit Terrassen, auf denen man im Sommer draußen essen kann. In der Straße gibt es einen Mann, der alte Computer repariert, einen Stoffladen, einen Schuster und weiter unten einen von Transvestiten gern besuchten Perückenmarkt. Sie wirkt wie die ideale Verkörperung einer

innerstädtischen Nebenstraße – vielseitig, selbstbewußt, anonym. Und in diesem Augenblick fällt ihm auch der Grund für sein unbestimmt peinliches oder beschämendes Gefühl wieder ein: Wieso hatte er bereitwillig geglaubt, daß die Welt sich bis zur Unkenntlichkeit verändert habe, daß harmlose Straßen wie diese mit ihrem toleranten Leben durch einen

neuen Feind vernichtet werden könnten – einen gut organisierten Feind mit vielen Tentakeln, getrieben von Haß und blindem Eifer. Wie dumm und apokalyptisch diese Befürchtungen doch bei Tageslicht wirkten, wenn die Straßen und ihre Menschen augenfällig und unabweisbar sich selbst genügten. Die Welt hat sich nicht grundlegend verändert. Das

Gerede von einer hundertjährigen Krise ist maßlos übertrieben. Es gibt immer Krisen, und der islamische Terrorismus wird neben anderen Kriegen der jüngsten Zeit seinen Platz einnehmen, neben Klimaveränderung, Globalisierung, Land- und Wasserknappheit, Hunger, Armut und dem ganzen Rest.

Er lauscht dem lieblichen An- und Abschwellen von

Schuberts Musik. Die Straße gefällt ihm, und auch die Stadt – diese großartige Errungenschaft aller Lebenden und jener vielen Toten, die in ihr gelebt haben – ist angenehm und äußerst robust. Sie wird sich nicht so ohne weiteres vernichten lassen. Es wäre schade darum. Trotz der Junkies und Bettler hat sich das Leben in ihr im Laufe der Jahrhunderte stetig

verbessert. Die Luft ist reiner, und in der Themse springt der Lachs, die Otter kehren zurück. Für die meisten Menschen hat sich das Leben in jeder Hinsicht verbessert, materiell, medizinisch, gefühlsmäßig und intellektuell. Die Professoren, die Daisy an der Universität unterrichtet haben, fanden die Idee des Fortschritts altmodisch und lächerlich. Entrüstet packt

Perownes Rechte das Steuer fester. Ihm fallen ein paar Zeilen von Medawar ein, einem Mann, den er bewundert: »Sich über die Hoffnung auf Fortschritt zu mokieren ist überaus albern, ein Zeugnis äußerster Geistesarmut und Niedertracht des Verstandes.« Ja, er ist ein Narr, daß er sich von der Hundert-Jahre-Behauptung irremachen ließ. Während

Daisys letztem Semester war er an einem Tag der offenen Tür in ihrem College gewesen. Die jungen Dozenten dort dramatisierten das moderne Leben als eine Abfolge von Katastrophen. Das ist ihr Stil, ihre Art, sich clever zu geben. Es wäre unprofessionell und alles andere als cool, die Ausrottung der Pocken zu den modernen Errungenschaften zu zählen.

Oder die vielerorts erstarkenden Demokratien. Am Abend hielt jemand einen Vortrag über die Zukunftsaussichten unserer konsumorientierten und technologischen Zivilisation: nicht gut. Doch wenn unser System heute unterginge, dann hielten künftige Erdbewohner uns für Götter, zumindest die Menschen dieser Stadt, für glückliche Götter, gesegnet mit

Supermarkt-Füllhörnern, Strömen allgemein zugänglicher Daten, warmen, leichten Kleidern, verlängerter Lebenserwartung, wundersamen Maschinen. Denn dies ist tatsächlich das Zeitalter der wundersamen Maschinen. Tragbare Telefone, kaum größer als ein Ohr. Riesige Musiksammlungen in einem Gegenstand, groß wie eine

Kinderhand. Kameras, die ihre Schnappschüsse um die Welt schicken können. Mühelos hatte er dieses Vehikel, in dem er jetzt fährt, an einem Gerät auf seinem Tisch über das Internet bestellt. Die erst gestern noch von ihm benutzte computergesteuerte stereotaktische Mikrosonde hat die Durchführung von Biopsien revolutioniert. Digitale

Unterhaltungselektronik verbindet das chinesische Pärchen, das Hand in Hand spazierengeht und mittels eines Y-Adapters gemeinsam Musik hört. Und sie hier hüpft fast, diese drahtige junge Frau im Freizeitdress hinter dem dreirädrigen, geländegängigen Babyjogger. Überhaupt sehen eigentlich alle Leute, an denen er auf dieser angenehm normalen Straße vorbeifährt, glücklich

aus, jedenfalls so zufrieden wie er selbst. Doch für die Professoren an der Uni, wie allgemein für die Geisteswissenschaftler, eignet sich das Elend besser zur Analyse: Das Glück ist eine Nuß, die schwerer zu knacken ist.

Mit diesem kämpferischen Loblied auf die eigene Zeit steuert Perowne den Mercedes ostwärts in die Maple Street. Sein

Wohlbehagen scheint den Widerstand von Spektralwesen zu brauchen, Gestalten eigener Erfindung, die er besiegen kann. Vor einem Spiel macht er das gern. Er mag sich zwar in dieser Verfassung nicht sonderlich, doch hat er den Strom seiner Gedanken nur bis zu einem gewissen Grad unter Kontrolle – dieser Sog, das weiße Rauschen solitären Denkens, wird von seiner

emotionalen Verfassung gesteuert. Vielleicht ist er auch überhaupt nicht zufrieden und bringt sich nur in Stimmung. Er fährt an dem Gebäude vor dem Post Office Tower vorbei – nicht mehr ganz so häßlich, seit der Eingang mit Aluminium verkleidet wurde, durch die blaue Wandverkleidung und die viereckigen Flächen von Fenstern und Luftschachtgittern fast ein

Mondrian. Doch weiter vorn, wo die Fitzroy Street in die Charlotte Street einmündet, drängen sich raffgierige Bürogebäude neben Studentenwohnheimen – schlecht eingesetzte Fenster, geringe Ambitionen, rascher Verfall. Bei Regen und in der richtigen Stimmung könnte man glauben, man sei im kommunistischen Warschau. Erst wenn genügend dieser Gebäude eingerissen wurden,

wird man sie mögen können.

Henry fährt jetzt zwei Straßen weiter südlich parallel zur Warren Street. Seine sonderbare Gemütsverfassung, dieses kämpferische Glücksgefühl, beschäftigt ihn immer noch. Während er sich der Tottenham Court Road nähert, beginnt er mit einer vertrauten Routine und listet alle Ereignisse der letzten Stunden auf, die seine

Stimmung beeinflußt haben könnten. Daß er mit Rosalind geschlafen hat, daß Samstagmorgen ist, daß dieser Wagen ihm gehört, daß niemand im Flugzeug gestorben ist, daß er zum Sport fährt und daß der Zustand der kleinen Chapman und seiner übrigen Patienten von gestern stabil ist, daß Daisy kommt – all das gehört zu den Vorteilen. Und das Nachteilige? Nun,

daß er auf die Bremse steigt. Vor ihm steht nämlich mitten auf der Tottenham Court Road ein Motorradpolizist in gelber Jacke, die Maschine aufgebockt, ein Arm ausgestreckt, um ihn anzuhalten. Natürlich, wegen der Demonstration ist die Straße gesperrt. Das hätte er sich denken können. Trotzdem hält Perowne weiter auf ihn zu, verlangsamt die Fahrt, tut,

als wisse er nicht Bescheid, als gäbe es für ihn eine Ausnahme – schließlich will er die Straße nur überqueren, nicht in sie einbiegen; oder als erwarte er, was ihm zusteht: einen kleinen, dramatischen Wortwechsel zwischen dem resoluten, aber Verständnis heischenden Polizisten und dem angemessen verständnisvollen Bürger.

Er hält auf der Kreuzung.

Mit einem Blick die Straße hinauf zu den Demonstranten und einem verkniffen toleranten Lächeln, das Perowne bedeuten soll, er selbst hätte den Irak und noch manch anderes Land schon längst bombardiert, kommt der Polizist tatsächlich auf ihn zu. Henry sitzt entspannt hinter dem Steuer und will seinerseits mit einem kollegialen, einem schmallippigen Lächeln

reagieren, als beinahe zeitgleich zwei Dinge geschehen. Hinter dem Streifenpolizisten stürmen drei Männer, zwei groß, einer klein und untersetzt in schwarzem Anzug, auf der gegenüberliegenden Straßenseite aus einer Striptease-Bar, dem *Spearmint Rhino,* und stolpern fast, so sehr bemühen sie sich, nicht zu laufen. Doch kaum um die

Ecke, in der Straße, in die Perowne hinüberwill, halten sie nicht länger an sich. Mit dem kleinen Mann im Schlepptau rennen sie auf einen am Straßenrand parkenden Wagen zu.

Unterdessen – und das ist das zweite, was passiert – bleibt der Polizist, der die Männer nicht bemerkt, auf dem Weg zu Perowne plötzlich stehen und hebt die Hand ans linke Ohr. Er nickt,

spricht in ein vor dem Mund angebrachtes Mikro und dreht sich nach seinem Motorrad um. Dann fällt ihm wieder ein, was er vorgehabt hat, und er schaut zurück. Perowne begegnet dem Blick und deutet mit fragender, bescheidener Miene über die Straße zur University Street. Der Polizist zuckt mit den Achseln, nickt dann und macht eine Handbewegung, als wollte er sagen: Dann

aber rasch. Was soll's. Die Demonstranten sind größtenteils noch am anderen Ende, und er hat neue Anweisungen erhalten.

Perowne ist nicht zu spät dran, er hat es deshalb auch nicht eilig, über die Straße zu kommen. Er mag seinen Wagen, hat sich aber nie dafür interessiert, wozu er im einzelnen fähig ist, wie schnell er aus dem Stand beschleunigt. Wahrscheinlich

sind die Leistungen beeindruckend, aber er hat sie nie getestet. Er ist viel zu alt, um an der Ampel Gummiabrieb zu hinterlassen. Beim Gasgeben schaut er sich sorgsam in beide Richtungen um, obwohl der Verkehr nur nach Norden fließt; er weiß, daß Fußgänger von allen Seiten kommen könnten. Wenn er trotzdem zügig die vierspurige Straße überquert,

dann aus Rücksicht auf den Polizisten, der bereits sein Motorrad anläßt. Perowne will nicht, daß der Mann seinetwegen Schwierigkeiten mit den Vorgesetzten bekommt. Und etwas an seiner Handbewegung hat ihm gesagt, daß er sich beeilen muß. Als der Mercedes die zwanzig oder dreißig Meter bis zur Einmündung der University Street zurückgelegt hat, fährt

er knapp dreißig. Vielleicht auch vierzig. Höchstens fünfzig. Und schon nimmt er wieder Gas weg, um die Abzweigung vor der ebenfalls gesperrten Gower Street nicht zu verpassen.

Die Bewegung ist wie ein Auslöser, der ihn schlagartig zu seiner Liste zurückbringt, zu den proximalen und distalen Ursachen seiner Gemütslage. In Gedanken kann eine Sekunde eine

ziemlich lange Zeit sein. Lang genug für Henry, um mit den negativen Eindrücken anzufangen, jedenfalls ausreichend Zeit, um zu erahnen – ohne dies in Sätze und Worte zu zerlegen –, daß es der Zustand der Welt ist, der ihn am stärksten beunruhigt, und daß die Demonstranten ihn daran erinnern. Doch wenn die Welt sich wirklich fundamental verändert hat,

dann wird das Ganze höchst ungeschickt gehandhabt, vor allem von den Amerikanern. Es gibt Menschen auf diesem Planeten, gut organisierte Menschen mit weitreichenden Beziehungen, die wollen ihn, seine Familie und seine Freunde töten, um ihren Ansichten Nachdruck zu verleihen. Die Menge der in Kauf genommenen Toten steht nicht länger zur Debatte; weshalb es

zweifellos auch weiterhin, vermutlich sogar in dieser Stadt, Tote in großer Zahl geben wird. Hat er solche Angst, den Tatsachen ins Auge zu sehen? Diese Feststellungen und Fragen formuliert er nicht aus. Eher erfährt er sie als ein mentales Achselzucken, gefolgt von einem Frageimpuls. Präverbale Sprache, die Linguisten sprechen von Mentalese, der universalen

Sprache der Gedanken. Nicht so sehr Sprache als vielmehr eine Matrix wechselnder Muster, wobei Bedeutung sich in Bruchteilen von Sekunden verfestigt und komprimiert, um untrennbar mit einer unverwechselbaren emotionalen Einfärbung zu verschmelzen. Ein kränkliches Gelb. Selbst wenn man wie ein Poet die Gabe der Verdichtung besäße, bräuchte man

aberhundert Worte und viele Minuten, um diese Gedanken auszudrücken. Weshalb der rote Blitz, der links über den Rand seines Gesichtsfelds jagt wie ein Schatten über die Netzhaut bei Schlaflosigkeit, bereits den Charakter eines Gedankens hat, eines neuen Gedankens, unerwartet und gefährlich, dabei noch gänzlich sein eigener Gedanke und nichts, was aus der Welt außerhalb seiner

selbst käme.

Er fährt mit instinktivem Gespür durch die schmale Gasse, die rechts von einem bordsteinbegrenzten Fahrradweg und links von einer Reihe parkender Autos markiert wird. Aus dieser Reihe springt ihn auch der Gedanke an und mit ihm der schnappende Laut eines glatt abrasierten Seitenspiegels, das Wimmern von Stahlblechen, die sich unter

hohem Druck aneinanderreiben, während zwei Autos in eine Lücke vorstoßen, die nur für einen Wagen reicht. Noch im Moment des Zusammenstoßes entscheidet sich Perowne dafür, Gas zu geben und zugleich nach rechts auszuweichen. Da sind weitere Geräusche – das stakkatohafte Scheppern des roten Wagens zu seiner Linken, der ein halbes

Dutzend abgestellter Autos streift, und das Wummern, mit dem Gummi auf Beton knallt, fast wie ein einzelnes, verstärktes Klatschen, als der Mercedes über den Bordstein auf den Fahrradweg ausschert. Auch der Hinterreifen kracht gegen den Bordstein. Dann ist Perowne an dem Eindringling vorbei und bremst. Einmal um sich selbst gedreht, stehen die Autos knapp

dreißig Meter voneinander entfernt, Motoren abgestellt, und einen Augenblick lang herrscht Stille, niemand steigt aus.

Gemessen am Standard heutiger Autounfälle – Henry hat insgesamt fünf Jahre auf der Notfallstation gearbeitet – ist das hier eine Lappalie. Verletzte kann es eigentlich nicht geben, er wird kaum als Notarzt in Aktion treten

müssen. In den letzten fünf Jahren ist es zweimal dazu gekommen, beide Male ein Herzinfarkt, einmal auf einem Flug nach New York, dann bei einer Hitzewelle im Juni in einem stickigen Londoner Theater, zwei unbefriedigende, komplizierte Fälle. Er selbst hat keinen Schock, ist weder unnatürlich gelassen noch euphorisch oder wie betäubt, er sieht nicht überscharf, er

zittert nicht. Er lauscht dem Klicken sich abkühlenden Metalls. Eigentlich fühlt er nur wachsenden Ärger, der gegen lebenskluge Vorsicht kämpft. Den Wagen braucht er sich nicht anschauen, um zu wissen, daß eine Seite hinüber ist. Er sieht die Wochen und Monate Papierkram schon vor sich, Versicherungsansprüche und Gegenansprüche, Telefongespräche,

Wartezeiten in der Werkstatt. Etwas Einmaliges und Unersetzliches ist dem Wagen genommen worden und kann ihm nie zurückgegeben werden, wie gut die Reparatur auch ausfallen mag. Dann ist da noch der Schlag gegen die Vorderachse, die Radaufhängung, auf jene mysteriösen Teile, die an Folter denken lassen – *Ritzel* oder *Zahnriemen.* Sein Auto

wird nie mehr so sein wie zuvor. Es ist unwiderruflich dahin, genau wie sein Samstag. Er wird es auf keinen Fall mehr rechtzeitig zum Spiel schaffen.

Vor allem aber kommt in ihm eine gänzlich moderne Empfindung auf – der Gerechtigkeitssinn des Autofahrers, von einem inbrünstigen Gefühl der Unschuld punktgenau zu glühendem Haß verschweißt,

in dessen Gefolge diverse abgedroschene Phrasen wiederbelebt werden und wie neu durch seine Gedanken taumeln: Fährt einfach los, ohne zu hupen, blöder Hund, hat sich nicht mal umgedreht, wozu ist denn der Spiegel da, dämlicher Idiot. Der einzige Mensch auf der Welt, den er haßt, der sitzt in dem Wagen hinter ihm, und Henry wird mit ihm reden, ihm gegenübertreten, die

Versicherungsangaben mit ihm tauschen müssen – dabei könnte er jetzt Squash spielen. Er fühlt sich wie von sich selbst im Stich gelassen. Fast glaubt er zu sehen, wie diese andere, wahrscheinlichere Version seiner selbst nichtsahnend die Seitenstraße hinunterfährt, ein in der Ferne verschwindender reicher Onkel, der in Gedanken versunken,

glücklich und sorgenfrei durch seinen Samstag steuert und ihn elend und allein seinem neuen, unwahrscheinlichen, aber unausweichlichen Schicksal überläßt. Doch es ist real. Daß er sich das sagen muß, verrät, wie wenig er daran glaubt. Er hebt den Schläger vom Boden auf und legt ihn wieder auf das *Journal*. Die rechte Hand ruht auf dem Türgriff. Aber noch rührt er

sich nicht. Er schaut in den Spiegel. Es gibt Gründe für diese Vorsicht.

Wie erwartet, kann er im hinteren Wagen drei Köpfe erkennen. Er weiß, daß er zu vorschnellen Schlüssen neigt, und versucht deshalb, sich die Insassen etwas näher anzusehen. Seines Wissens verstößt ein Striptease nicht gegen das Gesetz. Dennoch wäre er vielleicht schon ausgestiegen, hätte er die

Männer, und sei es noch so verstohlen, aus dem Wellcome Trust oder der British Library laufen sehen. Da sie rannten, verärgert diese Verzögerung sie womöglich noch mehr als ihn selbst. Ihr Auto ist ein BMW der 5er Serie, ein Fahrzeug, das er ohne zwingenden Grund mit Kriminalität und Drogenhandel in Verbindung bringt. Außerdem sind sie zu dritt. Der Kleine sitzt auf der

Beifahrerseite, und seine Tür öffnet sich, noch während Perowne hinübersieht, gleich darauf geht die Fahrertür auf, danach die Hintertür auf der anderen Seite. Perowne, der nicht vorhat, sich im Sitzen ein Gespräch aufdrängen zu lassen, steigt aus dem Wagen. Die halbe Minute Pause hat der Situation einen spielerischen Charakter verliehen, erste Überlegungen wurden

angestellt. Die drei Männer haben ihre eigenen Gründe, sich zurückzuhalten und ihr Vorgehen zu besprechen. Er darf nicht vergessen, sagt sich Perowne, während er zur Kühlerhaube seines Wagens geht, daß er im Recht und daß er wütend ist. Gleichzeitig muß er vorsichtig sein. Diese widersprüchlichen Anweisungen sind allerdings nicht besonders hilfreich, und

er beschließt, die Konfrontation einfach auf sich zukommen zu lassen, statt sich mit Grundregeln zu belasten. Sein erster Impuls rät ihm, die Männer zu ignorieren, sich von ihnen abzuwenden, um den Mercedes herumzugehen und sich die beschädigte Seite anzusehen. Doch während er, Hände in die Hüften gestemmt, die Haltung des wütenden, in seinem

Besitzerstolz verletzten Mannes einnimmt, behält er die Männer, die jetzt als Gruppe auf ihn zukommen, im Augenwinkel.

Auf den ersten Blick scheint überhaupt kein Schaden entstanden zu sein. Keine Beulen, der Seitenspiegel ist heil, selbst auf dem Silbermetallic ist erstaunlicherweise nichts zu sehen. Er beugt sich vor, um den Lack aus einem anderen

Winkel zu betrachten. Mit gespreizten Fingern fährt er sacht über die Karosserie, als ob er wirklich etwas davon verstünde. Nichts. Nicht mal ein Kratzer. In taktischer Hinsicht scheint dies momentan für ihn eher ein Nachteil zu sein. Er hat für seine Wut nichts vorzuweisen. Falls der Wagen tatsächlich etwas abbekommen hat, dann irgendwo unsichtbar

zwischen den Vorderreifen.

Die Männer sind stehengeblieben, um sich auf der Straße etwas anzusehen. Mit der Schuhspitze berührt der untersetzte Kerl im schwarzen Anzug den abrasierten BMW-Spiegel, dreht ihn um, als wäre es ein totes Tier. Einer der beiden anderen, ein großer, junger Mann mit langem, traurigem Pferdegesicht, hebt ihn auf und hält den Spiegel in

beiden Händen. Gemeinsam starren sie ihn an, doch wie aufgescheuchtes Rotwild wenden sie plötzlich nach einer Bemerkung des kleinen Mannes ihre Köpfe gleichzeitig und mit unverhohlener Neugier nach Perowne um. Zum ersten Mal kommt ihm der Gedanke, daß er in Gefahr sein könnte. Die offiziell in beide Richtungen gesperrte Straße liegt völlig verlassen da. Im Rücken der

Männer sind Demonstranten in lockerer Reihe Richtung Süden unterwegs, um sich dem Hauptzug anzuschließen. Perowne wirft einen Blick über die Schulter. Hinter ihm, auf der Gower Street, hat der eigentliche Marsch begonnen. Mehrere tausend Menschen ziehen geschlossen zum Piccadilly, die Transparente wie auf einem revolutionären Poster heldenhaft vorgereckt. Man

glaubt, die Wärme fast spüren zu können, die von den Gesichtern, Händen und Kleidern der dichtgedrängten Menschenmenge ausgeht. Um die dramatische Wirkung zu steigern, marschieren sie schweigend im Trauerrhythmus der Trommeln.

Die drei Männer haben sich erneut in Bewegung gesetzt. Wie zuvor geht der kleine Mann –

einsvierundsechzig, vielleicht auch einsfünfundsechzig – voraus. Sein Gang ist auffällig, jeder Schritt begleitet von einer kleinen, abrupten Drehung des Rumpfes, dabei leicht vorgebeugt, als stake er einen Stechkahn durch einen ruhigen Flußabschnitt. Der Stecher vom *Spearmint Rhino.* Vielleicht hört er Walkman. Manche Leute gehen nirgendwo ohne

Soundtrack hin, nicht mal in eine Auseinandersetzung. Die beiden anderen Männer benehmen sich wie Untergebene, Gefolgsleute. Sie tragen Turnschuhe, Jogginganzüge und Kapuzenshirts – die Uniform der Straße, so allgegenwärtig, daß sie nicht mal mehr Mode ist. Manchmal zieht Theo sich so an, wenn er, wie er sagt, sich für kein Aussehen entscheiden kann. Wie eine

Trophäe hält das Pferdegesicht den Spiegel immer noch in beiden Händen. Das unablässige Dröhnen der Trommeln ist nicht gerade hilfreich, und weil so viele Menschen in seiner Nähe sind, ohne ihn zu bemerken, fühlt Henry sich erst recht isoliert. Am besten gibt er sich einfach beschäftigt. Er geht neben dem Wagen in die Knie und entdeckt unter dem

Vorderreifen eine plattgedrückte Coladose. Und dann sieht er, ebenso verärgert wie erleichtert, an der Hintertür einen unregelmäßigen Fleck, an dem der Lack nur noch matt schimmert, als hätte jemand mit einem Schmirgeltuch darübergerieben. Bestimmt die Stelle, an der sich die Wagen berührt haben, insgesamt kaum mehr als einen halben Meter breit.

Wie recht er doch daran getan hatte, vor dem Bremsen noch auszuweichen. Als er sich nun aufrichtet und zu den Männern umdreht, die vor ihm stehengeblieben sind, ist er ein wenig gefaßter.

Im Gegensatz zu manchen Kollegen – dem cholerischen Chirurgentyp – hat Henry für persönliche Konfrontationen nur wenig übrig. Er gehört nicht zu denen, die gern die

Machete schwingen. Doch ist der Klinikalltag nicht zuletzt auch ein aggressiver, stählender Prozeß, der Empfindlichkeiten notgedrungen abschleift. Patienten, Untergebene, Hinterbliebene, die Verwaltung natürlich – in zwei Jahrzehnten tauchen unweigerlich Momente auf, in denen er um seinen Platz kämpfen, sich rechtfertigen oder heftig aufwallende

Emotionen abwiegeln mußte. Meist steht eine Menge auf dem Spiel – zwischen Kollegen geht es um Fragen der Hierarchie, des beruflichen Stolzes oder der Verschwendung von Krankenhausmaterial, Patienten gegenüber um den Verlust von Körperfunktionen, Verwandten gegenüber um eine plötzlich verstorbene Gattin, ein Kind – wichtigere

Vorfälle als ein Kratzer am Auto. Gerade aber wenn Patienten beteiligt sind, geht von diesen Momenten immer auch etwas Reines und Unschuldiges aus; alles wird auf das Wesentliche der Existenz reduziert – Gedächtnis, Sehkraft, chronische Schmerzen, motorische Funktionen, die Fähigkeit, Gesichter wiederzuerkennen, sogar das Selbstgefühl. Sanft

glimmend, ruhen im Hintergrund die Probleme der Medizinwissenschaft, die Wunder, die sie ermöglicht, der Glaube, den sie inspiriert, und andererseits die nur langsam schwindende, noch immer ungeheuer große Unkenntnis über Hirn und Geist sowie deren Wechselbeziehung.
Regelmäßig die Schädelwand mit bescheidenem Erfolg zu durchdringen ist ein

verhältnismäßig neues Abenteuer. Zwangsläufig gibt es da manchmal Enttäuschungen, und wenn es dann zur Konfrontation mit den Verwandten in seinem Büro kommt, muß niemand überlegen, wie er sich verhalten oder was er sagen soll, niemand fühlt sich beobachtet. Es bricht einfach heraus.

Zu Perownes Bekannten gehören Mediziner, die sich

nicht mit dem Hirn, sondern ausschließlich mit dem Verstand befassen, mit den Erkrankungen des Bewußtseins; und diese Kollegen hängen einer gewissen Tradition an, einer Reihe von heutzutage nur noch selten ausgesprochenen Vorurteilen, denenzufolge Neurochirurgen stümperhafte Idioten sind, Knochenbrecher, die mit grobschlächtigen

Instrumenten auf das komplexeste Objekt in unserem Universum losgelassen werden. Wenn eine Operation mißlingt, neigen auch die Patienten oder Verwandten zu dieser Ansicht. Aber zu spät. Was dann gesagt wird, ist ernst und tragisch. Doch wie erschütternd diese rückhaltlosen Begegnungen auch sein mögen, wie sehr er sich durch die dürftige oder

egoistische Erinnerung eines Patienten an ihr Gespräch über die Risiken verleumdet glauben mag, wie gewiß er sich auch ist, im Operationssaal so gut gearbeitet zu haben, wie die Technik und der gegenwärtige Wissensstand es ihm erlaubten, Perowne fühlt sich hinterher doch nicht nur ernüchtert – er hat es nicht vermocht, die Erwartungen zu dämpfen –,

sondern in gewisser Hinsicht auch geläutert: Es ist eine Stunde der Wahrheit, die auf ihre Weise so elementar wie die Liebe ist.

Hier, auf der University Street, ist hingegen unwillkürlich klar, daß ein Schauspiel beginnt. Angezogen wie eine Vogelscheuche, mit schäbiger Fleecejacke, im Pullover eine Reihe Löcher, die ausgebleichte Hose von

einer verknoteten Kordel gehalten, steht er neben seiner kraftvollen Maschine. Ihm wird eine Rolle aufgedrängt, unausweichlich. Ein urbanes Drama, wie man so schön sagt. Hundert Jahre Film und ein halbes Jahrhundert Fernsehen haben diesen Augenblick verfälscht. Er ist ein reines Kunstprodukt. Hier sind die Autos, dort die Besitzer, hier die Typen, die Fremden,

deren Selbstachtung auf dem Spiel steht. Eine Seite wird ihren Willen durchsetzen und gewinnen, die andere wird nachgeben müssen. Durch ewige Wiederholungen hat die Populärkultur diesem Showdown seine Schärfe genommen, jenem uralten männlichen Verhaltensmuster, nach dem auch Ochsenfrösche, Hähne und Hirsche funktionieren. Doch darf die lässige

Kleidung nicht darüber hinwegtäuschen, daß dabei ebenso ausgefeilte Regeln gelten, wie sie die *politesse* am Hof von Versailles vorschrieb. Keine Genfolge kann sie zum Ausdruck bringen. Deshalb ist es, wie sie da so stehen, auch nicht möglich, ihre Befangenheit oder die überwältigende Ironie des Ganzen zu kommentieren: Am Ende der Straße marschieren die

Friedensapostel, deren Schritte und Stammestrommeln herüberschallen. Nichts ist vorhersehbar, doch sobald es geschieht, wird es wie eine Fügung wirken.

»Zigarette?«

Genau. So muß es einfach anfangen.

Mit einer altmodischen Geste bietet der andere Fahrer die Packung an und läßt die filterlosen Zigaretten

mit einem Schwung aus dem Handgelenk wie Orgelpfeifen vorschnellen. Im Vergleich zum Körpermaß ist die Perowne entgegengestreckte Hand groß, doch papierhell, schwarzes Haar kringelt sich auf dem Handrücken bis hinauf zu den Fingerknöcheln. Das unablässige Zittern weckt Perownes berufliche Neugier. Vielleicht läßt sich dem unsicheren Zugriff etwas

Beruhigendes abgewinnen.

»Danke, nein.«

Der andere steckt sich eine an und bläst den Rauch an Henry vorbei, der schon einen Punkt im Rückstand liegt – nicht Manns genug, um zu rauchen oder um, was wichtig ist, Geschenke anzubieten. Er darf nicht passiv bleiben. Jetzt ist er am Zug. Also streckt er nun seinerseits die Hand aus.

»Henry Perowne.«

»Baxter.«

»Mr. Baxter?«

»Baxter.«

Baxters Hand ist groß, Henrys minimal größer, doch läßt sich keiner zu einer Kraftprobe hinreißen. Der Handschlag ist leicht und flüchtig. Baxter gehört zu jenen Rauchern, deren Poren einen Geruch absondern, die ölige Essenz ihres Lasters. Knoblauch hat bei manchen Leuten einen ähnlichen

Effekt. Vermutlich eine Nebenwirkung der Nieren. Baxter ist ein nervöser, schmalgesichtiger junger Mann mit dichten Brauen und dunkelbraunem, kurzgeschorenem Haar. Der knollenförmige Mund und sein Kinn mit dem Bartschatten erinnern an ein Primatenmaul. Dieser affenartige Eindruck wird von den Hängeschultern noch verstärkt; die ausgeprägten

Trapezmuskeln lassen auf viele Stunden im Fitnessclub schließen, vielleicht ein Ausgleich für seine kleine Statur. Der Anzug im Stil der sechziger Jahre – eng geschnittenes, großes Revers, auf der Hüfte sitzende Hose mit seitlichem Reißverschluß – spannt um den einzigen, geschlossenen Jackenknopf. Ebenso eng sitzt der Stoff über dem Bizeps. Baxter macht eine halbe Drehung

und duckt sich von Perowne fort, dann schnellt er zurück. Er verbreitet eine gereizte Ungeduld, destruktive Energie, die nur darauf wartet, freigelassen zu werden. Als schlüge er jeden Moment zu. Perowne ist mit einem Teil der neueren Literatur über Gewalt vertraut. Sie hat nicht immer pathologische Ursachen; für auf den Eigennutz bedachte, soziale Organismen ist es

durchaus vernünftig, manchmal gewalttätig zu werden. Unter den Spieltheoretikern und radikalen Kriminologen steigen deshalb die Aktien von Thomas Hobbes. Zwar gibt es zur Bändigung der Aufsässigen und Gauner die berühmte ›öffentliche Macht‹, vor der ein jeder Ehrfurcht hegt – die Regierungsgewalt, der Arm des Gesetzes, großzügig mit

einem Monopol zu legitimer Gewaltanwendung ausgestattet –, doch wie so viele, die außerhalb des Gesetzes leben, rufen auch Drogenhändler und Zuhälter kaum je den Leviathan per Notruf zu Hilfe; sie erledigen ihre Streitigkeiten lieber allein.

Der über dreißig Zentimeter größere Perowne sagt sich, daß er, sollte es zu einer Prügelei kommen, gut

daran täte, seine Hoden zu schützen. Was für ein lächerlicher Gedanke – seit seinem achten Lebensjahr war er in keine tätliche Auseinandersetzung mehr verwickelt. Drei gegen einen. Er darf es einfach nicht soweit kommen lassen.

Kaum haben sie sich die Hand gegeben, sagt Baxter: »Ich nehme an, Sie wollen mir jetzt gestehen, wie leid es Ihnen tut.« Er blickt am

Mercedes vorbei zu seinem eigenen Wagen zurück, der quer über die Straße steht. Dahinter ist knapp einen Meter über dem Boden eine unregelmäßige Linie zu erkennen, die der Türgriff des BMW in die Seiten von einem halben Dutzend geparkter Autos geritzt hat. Wenn jetzt auch nur ein einziger wütender Fahrzeughalter auf der Straße auftaucht, zieht das eine Flut

von Versicherungsansprüchen nach sich. Henry kennt sich mit Papierkram aus und ahnt bereits das zeitraubende Trauma, das ihn dann erwartet. Da ist es doch weit besser, eines der vielen Opfer und nicht die Wurzel des Übels zu sein.

»In der Tat, es tut mir wirklich leid, daß Sie einfach losgefahren sind, ohne sich vorher umzusehen.«

Er ist selbst überrascht. Dieses gestelzte, ein wenig archaisch klingende »in der Tat« gehört eigentlich nicht zu seinem Wortschatz. Und mit dieser Wendung hat sich etwas entschieden: Er wird sich keinesfalls auf das Niveau der Straße herablassen. Er beharrt auf standesgemäßem Auftreten.

Baxter schiebt die linke über die rechte Hand, als wolle er sie beruhigen.

Geduldig sagt er: »Wonach sollte ich mich denn umsehen? Die Tottenham Court Road ist gesperrt. Sie hätten gar nicht dort sein dürfen.«

»Trotzdem gelten weiterhin die Verkehrsregeln«, erwidert Perowne. »Außerdem hat mich ein Polizist durchgewinkt.«

»Ein Polizist?« äfft Baxter ihn nach. Er dreht sich zu

seinen Freunden um. »Habt ihr einen Polizisten gesehen?« Dann mit spöttischer Höflichkeit wieder an Perowne gewandt: »Dies ist Nark und das da Nigel.«

Bislang haben sich die beiden hinter Baxters Rücken abseits gehalten und mit ausdrucksloser Miene zugehört. Nigel ist das Pferdegesicht. Sein Kumpan könnte ein Polizeispitzel

sein, ein Drogensüchtiger oder, bei dem komatösen Aussehen, ein Fall von Narkolepsie.

»Keine Polizisten zu sehen«, erklärt Nigel. »Die sind mit dem Demonstrantenpack beschäftigt.«

Perowne beachtet die beiden nicht weiter. Diese Sache geht nur ihn und Baxter an. »Jetzt ist jedenfalls der Augenblick

gekommen, unsere Versicherungsangaben auszutauschen.« Daraufhin kichern alle drei, doch er fährt fort: »Sollten wir uns auf den Ablauf des Unfallgeschehens nicht einigen können, rufen wir die Polizei.« Er blickt auf seine Armbanduhr. Jay Strauss dürfte mittlerweile im Court sein und den Ball aufwärmen. Noch ist es nicht zu spät, die Angelegenheit zu regeln und

sich wieder auf den Weg zu machen. Als er den Anruf erwähnte, hat Baxter nicht reagiert. Statt dessen nimmt er Nigel jetzt den Spiegel ab und hält ihn Perowne hin. Das wie in ein Spinnennetz zersplitterte Glas spiegelt den Himmel in weißen und blauen Mosaikstücken, die Baxters zitternde Hand aufblitzen läßt. Sein Ton ist freundlich.

»Zum Glück für Sie habe

ich einen Kumpel, der ist Autoschlosser, billig und trotzdem gut. Ich schätze, für siebenhundertfünfzig kriegt er das wieder hin.«

Plötzlich lebt Nark auf: »An der Ecke ist ein Geldautomat.«

Als sei er von der Idee angenehm überrascht, sagt Nigel: »Genau, wir begleiten Sie sogar.«

Die beiden haben ihre Stellung geändert und

bedrängen Henry jetzt von zwei Seiten. Baxter tritt dagegen einen Schritt zurück. Wie ein schlecht geprobtes Kinderballett wirken diese Manöver unbeholfen, aber beabsichtigt. Perownes Aufmerksamkeit, seine berufliche Neugier, richtet sich erneut auf Baxters rechte Hand. Das ist nicht bloß ein Zittern, sondern eine nervöse Unruhe, von der praktisch jeder Muskel betroffen ist.

Darüber nachzudenken beruhigt ihn auch dann noch, als er durch seine Fleecejacke die Schultern der beiden Männer spüren kann, die ihn leicht berühren. Seltsamerweise glaubt er nicht mehr, in Gefahr zu sein. Es fällt schwer, das Trio ernst zu nehmen, der Vorschlag mit dem Geldautomaten hat etwas jungenhaft Naives. Und was sie sagen, klingt wie ein Zitat

von irgendwas, das sie alle ein dutzendmal gesehen und schon fast wieder vergessen haben.

Beim Klang einer meisterhaft gespielten Trompete drehen sich die vier Männer zur Demonstration um. Sie hören eine Reihe komplexer Stakkatoläufe, die auf einer hohen Note ausklingen. Es könnte ein Stück aus einer Bach-Kantate sein, denn

Henry denkt augenblicklich an einen Sopran und eine lieblich melancholische Weise; im Hintergrund sägt ein Cello tapfer vor sich hin. Auf der Gower Street wird das Konzept des protestierenden Begräbniszuges aufgegeben. Bei mehreren tausend Leuten in einer sich über viele hundert Meter erstreckenden Kolonne wäre es auch nur schwer aufrechtzuerhalten

gewesen. Sprechchöre und Klatschrhythmen branden auf, werden lauter und leiser, je nachdem, welche Gruppierung die Kreuzung an der University Street überquert. Baxters Aufmerksamkeit ist auf den Marsch gerichtet, das Gesicht leicht angespannt, von Mitleid verzerrt. Wie zuvor die Kantatenmelodie kommt Henry nun ein Lehrbuchzitat in den Sinn – der etwas

erhöhte Adrenalinspiegel macht ihn ungewöhnlich assoziativ. Oder der Stress der letzten Woche entläßt ihn nicht aus seinen Gewohnheiten, dem Zwang zur Diagnose. Das Zitat lautet: *ein irriges Gefühl der Überlegenheit.* Ja, es könnte an einer leichten Charakterveränderung liegen, die dem Tremor vorausgeht, nicht ganz so ausgeprägt und deshalb auch nicht so störend

wie jene anderen neurologischen Zustände – Grandiosität und Größenwahn. Aber vielleicht täuscht ihn die Erinnerung. Neurologie ist nicht sein Fachgebiet. Während Baxter auf die Demonstranten starrt, macht er winzige Bewegungen mit dem Kopf, schüttelt ihn oder nickt kurz. Und während Perowne den Mann einige Sekunden unauffällig beobachtet,

begreift er plötzlich: Baxter ist zu Sakkaden unfähig, diesen zuckenden Blickbewegungen zwischen verschiedenen Zielen. Um die Menge überschauen zu können, muß er den Kopf drehen.

Wie zur Bestätigung wendet er sich nun mit dem ganzen Körper zu Perowne um und sagt vergnügt: »Gräßlicher Pöbel. Liegt dem Land auf der Tasche, das er

haßt.«

Perowne meint, Baxter inzwischen gut genug zu kennen, um zu wissen, daß er besser verschwinden sollte. Nigel und Nark ignorierend, dreht er sich zum Wagen um. »Ich gebe Ihnen kein Geld«, sagt er abweisend. »Ich gebe Ihnen meine Anschrift. Falls Sie mir Ihre nicht mitteilen möchten, ist das in Ordnung. Ihr Nummernschild dürfte ausreichen. Und jetzt mache

ich mich auf den Weg.« Dann setzt er, nicht ganz wahrheitsgemäß, noch hinzu: »Ich bin spät dran für eine wichtige Verabredung.«

Doch der letzte Satz wird größtenteils von einem einzigen Laut übertönt, einem wutentbrannten Schrei.

Noch während er sich überrascht zu Baxter umdreht und schon sieht oder spürt, was mit solcher Schnelligkeit

auf ihn zukommt, leiert in einem Teil seines Hirns der Diagnostiker noch lethargisch vor sich hin und stellt mangelnde Selbstbeherrschung fest, emotionale Labilität, hohe Reizbarkeit sowie vermutlich eine verminderte Ausschüttung von Gamma-Aminobuttersäure an den entsprechenden Bindungsstellen der striatalen Neuronen. In den

menschlichen Beziehungen gibt es vieles, das sich mittels komplexer Moleküle erklären ließe. Doch wer wollte je ermessen, welch schädliche Folgen für Liebe, Freundschaft und all die Hoffnung auf Glück ein Übermaß oder Mangel an diesem oder jenem Neurotransmitter gehabt haben? Und wer wird je eine sittliche Gesinnung, eine Ethik unter den Enzymen und

Aminosäuren finden, da es doch allgemein Mode ist, den Blick in die andere Richtung zu lenken? Geblendet von einem attraktiven Trottel von Dozenten hatte Daisy im zweiten Oxforder Studienjahr ihren Vater davon zu überzeugen versucht, daß der Irrsinn gesellschaftliche Ursachen habe, daß er ein fauler Trick sei, mit dem die Reichen – vielleicht hatte er das auch falsch verstanden –

die Armen ausbeuteten. Vater und Tochter ließen sich auf eines ihrer Streitgespräche ein, das Henry mit dem rhetorischen Kunstgriff beendete, ihr einen Gang durch die geschlossene Abteilung der Psychiatrie anzubieten. Resolut, wie sie war, nahm Daisy an, doch danach war die Sache dann vergessen.

Trotz Baxters Chorea, diesen raschen, ruckartigen

Körperbewegungen, und ohne seinen Gegner genau fixieren zu können, landet der Schlag, der auf Perownes Herz zielt und den er nur minimal abwenden kann, mit großer Wucht auf seinem Brustbein. Ihm ist – und vielleicht stimmt das sogar –, als durchlaufe eine heftige Woge seinen ganzen Körper, eine Schockwelle hohen Blutdrucks, eine Erschütterung, die nicht so

sehr Schmerz als vielmehr einen Stromschlag der Betäubung nach sich zieht, einen kurzen, tödlichen Schauder, begleitet von einer visuellen Komponente, etwas Blendendem, einem schneeigen Weiß vor den Augen.

»Also los«, hört er Baxter sagen, eine an seine Kumpane gerichtete Aufforderung.

Sie packen Henry an

Ellbogen und Unterarm, und als sein Blick wieder klar wird, sieht er, daß man ihn durch eine Lücke zwischen zwei parkenden Autos bugsiert. Gemeinsam rennen sie über den Bürgersteig. In einer Hausnische drehen sie ihn um und rammen ihn mit dem Rücken gegen eine kettenbewehrte Doppeltür. Links an der Wand sieht er ein poliertes Messingschild, auf dem steht:

»Feuerwehrzufahrt, *Spearmint Rhino*.« Oben an der Straße ist das *Jeremy Bentham.* Doch falls es so früh schon auf hat, sind alle Trinker im Warmen. Perowne hat zwei unmittelbare Prioritäten, die ihm auch noch wichtig bleiben, als er das volle Bewußtsein wiedererlangt. Erstens gilt es, sein Versprechen zu halten und nicht zurückzuschlagen.

Schon Baxters erster Hieb hat ihm gezeigt, wie sehr es ihm am nötigen Können mangelt. Zweitens muß er auf den Beinen bleiben. Er hat genügend Hirnverletzungen bei jenen Unglücklichen gesehen, die vor ihren Angreifern zu Boden gegangen sind. Für das Hirn ist der Fuß eine so ferne Region wie ein Schlägerkaff in der Provinz, das sich allein durch die Distanz vor aller

Verantwortung geschützt glaubt. Ein Tritt ist nicht so intim, nicht so direkt wie ein Boxhieb – und ein Tritt kommt selten allein. Damals, in jenen heroischen Tagen der organisierten Fußballkriminalität, als er noch Arzt in der Fachausbildung war, hat er eine Menge über subdurale Hämatome durch stahlkappenverstärkte Doc Martens gelernt.

Er steht ihnen in einer kleinen Hausecke gegenüber, einer weiß getünchten Ziegelsteinhöhle, außer Sichtweite der Demonstranten. In der Nische klingt ihr Keuchen noch lauter. Nigel grabscht mit der Faust nach Perownes Fleecejacke, die andere Hand tastet nach etwas Vorgewölbtem, der Börse in der Reißverschlußinnentasche.

»Nee«, sagt Baxter. »Sein Geld wollen wir nicht.«

Jetzt versteht Perowne, daß die Ehre durch eine kräftige Tracht Prügel wiederhergestellt werden soll. Wie bei den Versicherungsansprüchen sieht er eine trübselige Zukunft voraus. Wochen schmerzhafter Rekonvaleszenz. Vielleicht ist das sogar zu optimistisch gedacht. Baxters Blick ruht

auf ihm, ein Blick, den jener nicht abwenden kann, ohne seinen schweren, rasierten Schädel zu drehen. Kurze Zuckungen durchlaufen Baxters Miene, ohne sich je zu einem Gesichtsausdruck zu verfestigen, eine muskuläre Unruhe, die sich eines Tages – das ist Perownes klare Diagnose – zur Athethose mit unwillkürlichen, unkontrollierbaren

Bewegungen verstärken wird.

Das Trio macht den Eindruck, als lege es eine Atempause ein, einen Moment der Ruhe, bevor es zur Sache geht. Nark ballt bereits die Rechte. An Zeigefinger, Mittelfinger und Ringfinger fallen Perowne drei Ringe auf, breit wie abgesägte Rohre. Noch ein paar Sekunden, schätzt er, mehr Zeit bleibt ihm nicht. Baxter ist Mitte zwanzig. Um

sich nach seiner Familiengeschichte zu erkundigen, ist jetzt nicht der richtige Augenblick. Falls es jedoch ein Elternteil hat, steht die Chance fünfzig zu fünfzig, daß man es selbst auch bekommt. Chromosom vier. Das Unglück liegt in einem einzigen Gen, in der exzessiven Wiederholung eines einzigen Tripletts – CAG. Biologischer Determinismus in seiner

reinsten Form. Mehr als vierzig Wiederholungen dieses kleinen Codons, und dein Schicksal ist besiegelt. Deine Zukunft ist bestimmt und leicht vorherzusagen. Je mehr Wiederholungen, um so früher und stärker der Ausbruch. Zwischen zehn und zwanzig Jahre dauert der Krankheitsverlauf, von ersten kleinen Charakterveränderungen zu Tremor in Hand und Gesicht,

dann emotionale Störungen, unter anderem – und höchst auffällig – plötzliche, unbeherrschbare Stimmungsschwankungen, hilflose, ruckartige Bewegungsabläufe, intellektueller Verfall, Gedächtnisverlust, Agnosie, Apraxie, Demenz, völliger Verlust der Muskelkontrolle, Rigor manchmal, alptraumhafte Halluzinationen und ein

sinnloses Ende. So kann die perfekte Maschinerie des menschlichen Körpers durch den allerwinzigsten Fehler im Getriebe zerstört werden, einem tückischen Gerücht des Verfalls, einer einzigen schlechten, in jeder Zelle, auf jedem Chromosom vier untergebrachten Idee.

Nark holt mit der Rechten aus. Nigel läßt ihm offenbar den Vortritt. Henry meint sich zu erinnern, daß für

einen frühen Ausbruch die väterlichen Gene verantwortlich sind. Muß allerdings nicht stimmen, doch hat er nichts zu verlieren, wenn er rät. Als er zu reden beginnt, ist Baxter ganz Ohr.

»Ihr Vater hatte es. Und jetzt haben Sie's.«

Er kommt sich wie ein Medizinmann vor, der einen Fluch ausstößt. Baxters Miene läßt sich schwer

deuten. Mit einer unbestimmten, fahrigen Bewegung der linken Hand hält er seine Gefährten zurück. Während er die Stirn runzelt, sich vorbeugt und dann räuspert, als stecke ihm etwas in der Kehle, von dem er sich befreien wolle, herrscht Stillschweigen. Perowne hat undeutlich gesprochen. Sein ›hatte‹ war leicht auch für ein ›hat‹ zu halten gewesen. Vielleicht

aber hatte Baxter seinen Vater, ob er nun noch lebte oder nicht, nie gekannt. Wie auch immer, Perowne baute darauf, daß Baxter über sich Bescheid wußte. Und daß Nigel, Nark oder sonstige Freunde nichts von seiner geheimen Schande erfahren durften. Möglicherweise blockte er aber auch ab, wußte Bescheid und wollte doch nichts davon wissen, wußte es und zog es vor,

nicht darüber nachzudenken.

Als Baxter endlich zu reden beginnt, klingt seine Stimme anders, vorsichtiger. »Sie haben meinen Vater gekannt?«

»Ich bin Arzt.«

»Einen Dreck sind Sie, so wie Sie angezogen sind.«

»Ich bin Arzt. Hat Ihnen jemand erklärt, was auf Sie zukommt? Wollen Sie, daß ich Ihnen erzähle, was meiner Meinung nach Ihr

Problem sein könnte?«

Es funktioniert, die schamlose Erpressung funktioniert. Baxter braust auf. »Was denn für ein Problem?«

Ehe Perowne antworten kann, setzt er aufgebracht hinzu: »Halten Sie jetzt bloß die Klappe.« Doch genauso rasch gibt er wieder klein bei und wendet sich ab. Sie beide sind zusammen, er und Perowne, nicht in einer Welt

der Medizin, sondern in einer der Magie. Und wenn man krank ist, empfiehlt es sich nicht, den Schamanen zu beleidigen.

»Was ist?« fragt Nigel. »Was hat dein Dad gehabt?«

»Klappe!«

Der Augenblick für die Schlägerei ist vorüber, Perowne spürt die Macht, die auf ihn übergeht. Diese Feuerwehrzufahrt ist sein Behandlungszimmer. Eine

schäbige Akustik wirft das Echo einer Stimme zu ihm zurück, die ihre Autorität wiedergewinnt. Er sagt: »Sind Sie deshalb in Behandlung?«

»Wovon redet der, Baxter?«

Baxter drückt Nark den abgebrochenen Spiegel in die Hand. »Geht, und wartet im Wagen.«

»Soll das ein Witz sein?«

»Ich meine es ernst. Geht!

Beide. Und wartet in dem verdammten Wagen.«

Es ist erbärmlich, wie offenkundig und verzweifelt sich Baxter bemüht, die Freunde nicht zu Mitwissern seines Geheimnisses werden zu lassen. Die beiden jungen Männer sehen sich an und zucken mit den Achseln. Ohne Perowne eines Blickes zu würdigen, gehen sie schließlich die Straße hinauf. Kaum vorstellbar, daß sie

nicht vermuten, etwas stimme nicht mit Baxter. Doch dies sind die Frühstadien einer Krankheit, die sich nur allmählich entwickelt. Vielleicht kennen sie ihn noch nicht lang. Und ein Hüftschwenken, ein ungewöhnlicher Tremor, hin und wieder eine herrische Stimmungsschwankung könnten in ihrem Milieu den Mann von Format ausmachen. Als sie beim BMW

anlangen, öffnet Nark die hintere Tür und wirft den Spiegel in den Wagen. Seite an Seite lehnen sie sich an den Kühler und sehen Baxter und Perowne zu, die Arme wie Filmganoven vor der Brust verschränkt.

Perowne hakt behutsam nach: »Wann ist Ihr Vater gestorben?«

»Genug jetzt.«

Baxter sieht ihn nicht an. Rastlos steht er da, die

Schulter abgewandt, wie ein verstocktes Kind, das auf gutes Zureden wartet, da es den ersten Schritt nicht machen kann. Dies ist das Kennzeichen so vieler neurodegenerativer Krankheiten – der rasche Stimmungswechsel, unbewußt, erinnerungslos und ohne zu ahnen, wie dies auf andere wirkt.

»Lebt Ihre Mutter noch?«

»Was mich angeht – nein.«

»Sind Sie verheiratet?«

»Nein.«

»Heißen Sie wirklich Baxter?«

»Das ist meine Sache.«

»Na schön. Woher kommen Sie?«

»Bin in Folkestone aufgewachsen.«

»Und wo wohnen Sie jetzt?«

»In der alten Wohnung von meinem Dad. In Kentish Town.«

»Irgendein Beruf? Lehre? College?«

»Schule war nichts für mich. Aber was hat das damit zu tun?«

»Und was sagt der Arzt über Ihren Zustand?«

Baxter zuckt die Achseln. Doch er hat akzeptiert, daß Perowne berechtigt ist, ihn auszufragen. Sie sind in ihre Rollen geschlüpft, und Perowne macht weiter.

»Hat man Sie je über

Chorea-Huntington aufgeklärt?«

Ein schwaches, trockenes Rasseln, als würden Steine in einer Blechdose geschüttelt, dringt von der Demonstration herüber. Baxter blickt zu Boden. Perowne faßt das Schweigen als Bestätigung auf.

»Wollen Sie mir sagen, wer Ihr Arzt ist?«

»Warum sollte ich?«

»Wir könnten Sie zu einem

meiner Kollegen überweisen lassen. Er ist gut. Er könnte es für Sie etwas leichter machen.«

Bei diesen Worten dreht Baxter sich um und legt den Kopf schief, während er versucht, das Bild des größeren Mannes auf seine Fovea zu bannen, jene schmale Grube auf der Netzhaut, bei der die Sehschärfe am besten ist. Es gibt nichts, was man gegen

ein beschädigtes sakkadisches System machen kann. Man kann den Verfall nur lindernd begleiten. Doch Henry entdeckt in Baxters Zügen jetzt eine plötzliche Gier, einen Hunger nach Information oder Hoffnung. Oder einfach danach, darüber reden zu können.

»Womit denn?«

»Übungen. Gewisse Medikamente.«

»Übungen…« Er schnaubt

bei dem Wort und reagiert zu Recht abfällig auf diesen albernen, schwächlichen Gedanken. Perowne drängt weiter.

»Was hat Ihr Arzt Ihnen gesagt?«

»Man kann nichts dagegen tun, hat er gesagt.«

Er antwortet, als fordere er ihn heraus oder als treibe er eine Schuld ein; Perowne ist begnadigt worden, im Gegenzug muß er Baxter

jetzt einen Grund für etwas Optimismus bieten, wenn nicht gar eine Heilung. Baxter will bewiesen haben, daß sein Arzt sich geirrt hat.

Doch Perowne sagt: »Ich fürchte, er hat recht. Ende der Neunziger hat man es mit Stammzellenimplantaten versucht…«

»Ist beschissen gelaufen.«

»Ja, ziemlich enttäuschend. Zur Zeit setzt man offenbar einige

Hoffnung auf RNA-Interferenz.«

»Weiß schon, Gene inaktivieren. Eines Tages vielleicht. Wenn ich tot bin.«

»Sie sind gut informiert.«

»Besten Dank, Doktor. Und was hat es mit diesen Medikamenten auf sich?«

Perowne kennt dieses Nachbohren von anderen Patienten. Wenn es ein Medikament gäbe, wüßten Baxter oder sein Arzt darüber

Bescheid. Doch Baxter muß das einfach überprüfen. Immer wieder. Irgend jemand könnte etwas wissen, was er nicht weiß. Eine Woche ist vergangen, und es könnte eine neue Entwicklung gegeben haben. Und wenn die Informationen aus dieser Richtung versiegen, warten die Scharlatane auf die Ängstlichen und bieten Aprikosenkerndiät an, Aura-

Massage, die Macht des Gebetes. Über Baxters Schulter kann Perowne Nigel und Nark sehen. Sie lehnen nicht mehr am Wagen, sondern gehen auf und ab, unterhalten sich angeregt, deuten die Straße hinauf.

»Ich meine Schmerzlinderung«, sagt Perowne, »Hilfe bei Gleichgewichtsverlust, Tremor und Depression.«

Baxter dreht den Kopf hin

und her. Die Backenmuskeln scheinen sich verselbständigt zu haben. Henry spürt, daß ein Stimmungsumschwung bevorsteht. »Ach, Scheiße.« Baxter flüstert unablässig vor sich hin. »Ach, Scheiße.« In diesem verwirrten oder besorgten Zwischenstadium wirken seine auf unbestimmte Weise an einen Affen erinnernden Züge weicher und beinahe attraktiv. Er ist ein

intelligenter Mann und macht den Eindruck, als hätte er, ganz unabhängig von der Krankheit, Chancen verpaßt, hätte ein paar schwere Fehler gemacht und sich in schlechte Gesellschaft begeben. Ist bestimmt schon vor langer Zeit von der Schule abgegangen und bedauert es. Keine Eltern. Könnte die Lage, in der er sich befindet, schlimmer sein? Für ihn gibt es keinen

Ausweg. Niemand kann ihm helfen. Doch Perowne weiß, daß er zu Mitleid unfähig ist. Der klinische Alltag hat ihm das längst ausgetrieben. Ein Teil von ihm kalkuliert unablässig, wie bald er diese Begegnung gefahrlos beenden kann. Außerdem geht dies hier über jedes Mitleid hinaus. Das Gehirn kann einen auf so viele Weisen im Stich lassen. Wie ein teurer Wagen ist es

kompliziert und dennoch ein Massenprodukt; mehr als sechs Milliarden Exemplare sind im Umlauf.

Baxter glaubt sich zu Recht um ein wenig Gewalt und eine kleine Machtdemonstration betrogen, und je deutlicher ihm das bewußt wird, desto wütender wird er. Und schon wechselt wieder die mentale Wetterlage, eine neue Stimmungsfront zieht auf, es

wird stürmisch. Er murmelt nicht länger vor sich hin, sondern kommt Perowne so nahe, daß dieser einen metallischen Geruch in seinem Atem wahrnehmen kann.

»Sie Schwein«, sagt Baxter rasch und stößt ihn vor die Brust. »Sie wollen mich verscheißern. Vor den beiden da? Und Sie glauben, das macht mir was aus? Ach, leck mich. Ich hol die wieder

her.«

Von seinem Platz, mit dem Rücken zur Feuerwehrausfahrt, kann Perowne erkennen, daß Baxter ein peinlicher Moment bevorsteht. Baxter wendet sich von Perowne ab, kehrt auf den Bürgersteig zurück und sieht gerade noch, wie Nigel und Nark den BMW stehenlassen und zur Tottenham Court Road zurückgehen.

Baxter läuft ein kurzes Stück hinterher und ruft: »He!«

Sie schauen sich um, und Nark hält ihm ungewohnt deutlich den Mittelfinger hin. Ohne stehenzubleiben, macht Nigel eine wegwerfende Handbewegung. Der General ist unentschlossen, die Truppen desertieren, die Demütigung ist perfekt. Perowne findet die Gelegenheit für einen

Rückzug ebenfalls günstig. Er geht vom Bürgersteig auf die Straße und um seinen Wagen herum. Der Schlüssel steckt. Während er den Motor anläßt, sieht er Baxter im Rückspiegel zwischen den sich absetzenden Parteien den Kopf hin und her drehen und beiden hinterherrufen. Langsam fährt Perowne an – aus Stolz möchte er nicht den Eindruck erwecken, er hätte es eilig. Die Versicherung ist

Nebensache, es erstaunt ihn jetzt, daß er sie je wichtig fand. Er sieht den Squashschläger neben sich auf dem Beifahrersitz. Dies ist fraglos der richtige Augenblick, um sich davonzumachen, denn noch besteht die Chance, daß er es rechtzeitig zum Spiel schafft.

Kaum hat er den Wagen eingeparkt, ruft er, noch vor dem Aussteigen, Rosalind

auf der Arbeit an – seine langen Finger zittern, tappen ungeschickt über die winzigen Tasten. Er wird sie an ihrem wichtigen Tag nicht mit einer Geschichte darüber ablenken, wie er beinahe in eine Prügelei geraten wäre. Außerdem braucht er kein Mitleid. Was er will, ist fundamentaler – den Klang ihrer Stimme, ein alltägliches Gespräch, vertraute Normalität. Und was könnte

so beruhigend banal wie Mann und Frau sein, die Einzelheiten für das Abendessen besprechen? Er redet mit einer Sekretärin, die als Springerin arbeitet, und erfährt, daß sich Rosalinds Besprechung mit dem Herausgeber verzögert hat und deshalb noch andauert. Er hinterläßt keine Nachricht, sagt, er wolle es später noch einmal versuchen.

Es ist ungewöhnlich, an einem Samstag die Squash-Courts mit ihren verglasten Rückwänden menschenleer zu sehen. Über den fleckigen, blauen Läufer geht er die Reihe entlang, vorbei an den riesigen Automaten mit Coca-Cola oder Energieriegeln, und sieht den Anästhesisten am gegenüberliegenden Ende in Nummer fünf, wie er den Ball mit schnellen Schlägen

flach an die hintere Wand knallt und den Eindruck eines Mannes macht, der seine schlechte Laune austobt. Doch wie sich herausstellt, wartet er kaum zehn Minuten. Er wohnt auf der anderen Flußseite in Wandsworth und sah sich durch die Demonstration gezwungen, den Wagen an der Festival Hall stehenzulassen. Wegen der Verspätung hat er sich über

sich selbst geärgert, ist über die Waterloo Bridge gejoggt und dann mit mehreren Zehntausend am Embankment entlang zum Parliament Square gelaufen. Bei den Vietnam-Protesten war er noch zu jung gewesen, weshalb er in seinem Leben noch nie so viele Menschen an einem Ort gesehen hat. Und obwohl er selbst anderer Ansicht als die Demonstranten ist, war er

durchaus beeindruckt. Dies, sagte er sich, ist ein demokratischer Prozeß, wie ungelegen er auch kommen mag. Er sah fünf Minuten zu, dann rannte er gegen den Strom die Kingsway entlang. All dies beschrieb er, während Perowne auf der Bank saß, Pullover und Jogginghose auszog und Brieftasche, Schlüssel und Handy aufhäufelte, die er in einer Ecke ablegen wollte –

sie beide nehmen es mit dem Spiel nie so ernst, daß sie auf einem völlig leeren Court beharren.

»Deinen Premierminister mögen sie ja nicht gerade, aber Mann, was hassen die meinen Präsidenten.«

Jay ist der einzige amerikanische Arzt, den Perowne kennt, der sich mit deutlich geringerem Einkommen und weniger Annehmlichkeiten abfindet,

um in England arbeiten zu können. Er behauptet, er liebe das hiesige Gesundheitssystem.
Allerdings hat er auch eine Engländerin geliebt, drei Kinder mit ihr gezeugt und sich scheiden lassen, um eine ähnlich aussehende, zwölf Jahre jüngere englische Rose zu heiraten und mit ihr zwei weitere Sprößlinge zu bekommen – Kleinkinder noch; ein drittes ist

unterwegs. Doch weder seine Hochachtung vor verstaatlichter medizinischer Versorgung noch seine Kinderliebe machen ihn zu einem Verbündeten der Friedensbewegung. Perowne findet, daß sich nicht sagen läßt, wer wie auf den geplanten Krieg reagiert; auch wenn man jemandes allgemeine Ansichten kennt, gibt das noch keinen verläßlichen Anhaltspunkt.

Für Jay ist der Fall klar: Wie offene Gesellschaften auf die neue Weltlage reagieren, wird darüber entscheiden, ob sie offen bleiben. Er ist ein Mann fragloser Gewißheiten, der keine Geduld aufbringt für das Gerede über Diplomatie, Massenvernichtungswaffen, Inspektorenteams, Beweise für Verbindungen zu Al-Kaida und so weiter. Der Irak ist ein Schurkenstaat, ein

natürlicher Verbündeter aller Terroristen, der irgendwann sicher für Ärger sorgen wird und deshalb kaltgestellt werden sollte, solange sich das amerikanische Militär nach Afghanistan noch so selbstbewußt fühlt. Und er beharrt darauf, daß »kaltstellen« gleichbedeutend ist mit befreien und demokratisieren. Die USA müssen für ihre frühere

katastrophale Politik büßen – das zumindest schulden sie der Bevölkerung des Irak. Und jedesmal, wenn er Jay so reden hört, wechselt Henry innerlich zum Lager der Kriegsgegner über.

Strauss ist ein kräftiger, untersetzter Mann, der mit beiden Beinen auf dem Boden steht, herzlich, energisch, in seiner Art direkt – für manche seiner englischen Kollegen

geradezu unangenehm direkt. Seit seinem dreißigsten Lebensjahr ist er vollständig kahl. Er treibt täglich mehr als eine Stunde Sport und sieht wie ein Ringkämpfer aus. Wenn er sich im Narkosezimmer um seine Patienten kümmert, sie auf das Vergessen vorbereitet, beruhigt sie der Anblick seiner muskulösen Oberarme, seines breiten Nackens und der kräftigen Schultern – und

die Art, wie er spricht: sachlich, aufbauend, kein bißchen arrogant. Ängstliche Patienten vertrauen gern darauf, daß dieser vierschrötige Amerikaner Himmel und Hölle in Bewegung setzen wird, um ihnen Schmerzen zu ersparen.

Seit sechs Jahren arbeiten sie zusammen. Henry zufolge ist Jay der Schlüssel zum Erfolg seines Teams. Läuft

etwas schief, wird Strauss ruhig. Wenn Perowne zum Beispiel bei einer Operation unvermutet ein größeres Blutgefäß abklemmen muß, gibt Jay mit beschwichtigender Stimme die Zeit an und murmelt zum Schluß: »Du hast noch eine Minute, Boss, dann wird's eng.« Und in den seltenen Momenten, wo es wirklich schlimm kommt und sich kein Weg zurück mehr

findet, macht Strauss sich hinterher auf die Suche nach ihm, legt ihm auf einem einsamen, ruhigen Flurabschnitt die Hände auf die Schultern, drückt fest zu und sagt: »Okay, Henry, raus damit, bevor du dich selbst ans Kreuz nagelst.« So redet normalerweise kein Anästhesist mit einem Chirurgen, auch kein Chefanästhesist. Folglich hat Strauss eine ungewöhnlich

große Schar von Feinden. In gewissen Gremien schützt Perowne zwar den breiten Rücken seines Freundes vor den Dolchen diverser Kollegen, doch rutscht ihm auch hin und wieder etwas heraus wie: »Mir ist egal, was du von ihm hältst. Sei nett zu ihm. Denk an die Fördergelder für nächstes Jahr.«

Während Henry seine Dehnübungen macht, geht

Jay zurück in den Court und schlägt den Ball gegen die rechte Wand, um ihn warmzuhalten. Die flachen Bälle scheinen heute mit besonderem Nachdruck zu kommen, und die Reihe schneller Volleys soll seinen Gegner zweifellos einschüchtern. Es funktioniert. Auf Perowne wirken die widerhallenden Ballschüsse beklemmend; außerdem kommt ihm sein

Nacken ungewöhnlich steif vor, während er mit der gewohnten Prozedur beginnt und die linke Hand gegen den rechten Ellbogen drückt. Durch die offene Glastür erklärt er mit erhobener Stimme, warum er spät dran ist, doch ist es ein gekürzter Bericht, der sich hauptsächlich um den Kratzer dreht, den roten Wagen, der einfach losfuhr, wie er ihm auswich und daß

der Lackschaden überraschend gering sei. Den Rest überspringt er, sagt nur, es hätte eine Weile gedauert, das Problem zu klären. Er will sich Baxter und seine Freunde nicht beschreiben hören. Sie würden Strauss zu sehr interessieren und Fragen wecken, die er jetzt noch nicht beantworten mag. Ihn beschleicht zusehends ein ungutes Gefühl wegen dieser Begegnung, eine vage

Unruhe, die er nicht näher benennen kann, doch spielen dabei auch Schuldgefühle eine Rolle.

Er hört es im linken Knie knirschen, als er die Achillessehnen dehnt. Wann wird es Zeit, dieses Spiel aufzugeben? An seinem fünfzigsten Geburtstag? Früher? Aufhören, bevor ein Kreuzband reißt oder der erste Herzinfarkt ihn auf das Parkett schlagen läßt.

Während er die Sehnen des anderen Beins lockert, feuert Strauss unentwegt seine schnellen Volleys ab. Plötzlich findet Perowne das eigene Leben kostbar und fragil. Seine Glieder kommen ihm wie vernachlässigte alte Freunde vor, absurd lang und zerbrechlich. Hat er einen leichten Schock? Das Herz dürfte nach dem Schlag ziemlich empfindlich reagieren. Die Brust

schmerzt noch. Er ist anderen Menschen zuliebe zum Überleben verpflichtet und darf seine Existenz nicht wegen eines bloßen Spiels riskieren, nicht dafür, einen Ball gegen eine Wand zu schlagen. Und so etwas wie ein ruhiges Squashspiel gibt es nicht, vor allem nicht mit Jay. Vor allem nicht mit ihm selbst. Sie verlieren beide nur ungern. Wenn sie loslegen, kämpfen sie wie die Irren um

jeden Punkt. Er sollte sich unter einem Vorwand vom Spiel zurückziehen und es riskieren, seinen Freund zu verärgern. Ein geringer Preis. Als er sich aufrichtet, merkt Perowne, daß er eigentlich lieber nach Hause fahren, sich ins Schlafzimmer legen, über den Streit in der University Street nachdenken und sich fragen möchte, wie er sich hätte verhalten sollen und was er falsch gemacht

hat.

Doch noch während er daran denkt, setzt er seine Sportbrille auf, betritt den Court, schließt hinter sich die Tür und geht in eine der vorderen Ecken, um seine Wertsachen abzulegen. Das Alltägliche, ein Squashspiel am Samstagmorgen mit einem guten Freund und Kollegen, entwickelt eine Eigendynamik, und ihm fehlt die Willenskraft, sich ihr zu

widersetzen. Er stellt sich an die Rückwand, und Strauss schlägt einen forschen, freundlichen Ball in die Mitte, den Perowne automatisch auf gleicher Flugbahn zurückschickt. Und damit hat die vertraute Routine des Aufwärmens begonnen. Den dritten Ball verhaut er, knallt ihn ins Tin. Zwei Schläge später hält er inne, um die Schnürsenkel festzuziehen. Er kommt nicht

rein. Er findet sich zu langsam, zu gehemmt, die Griffhaltung stimmt nicht, ist zu offen, zu geschlossen, er weiß es nicht. Zwischen den Schlägen hantiert er mit dem Racket herum. Vier Minuten vergehen, und sie haben immer noch keinen anständigen Ballwechsel gehabt. Von dem leichten Rhythmus, aus dem sie sonst zum ersten Satz übergehen, ist nichts zu spüren. Ihm fällt

auf, daß Jay das Tempo verlangsamt und einfachere Schläge anbietet, um den Ball im Spiel zu halten. Schließlich fühlt sich Perowne genötigt, ihm zu sagen, daß er soweit sei. Da er letzte Woche verloren hat, gehört ihm – entsprechend ihrer Vereinbarung – der Aufschlag.

Er stellt sich ins rechte Aufschlagviereck. Hinter sich hört er aus der anderen

Feldhälfte Jay murmeln: »Okay.« Die Stille ist absolut, eine Stille jener summenden Art, wie man sie nur selten in der Stadt vernimmt; keine anderen Spieler, kein Straßenlärm, nicht mal die Demonstration ist zu hören. Zwei, drei Sekunden lang starrt Perowne den kompakten schwarzen Ball in seiner Linken an und zwingt sich, seine Gedanken zu bündeln. Er beginnt mit

einem hohen Lob, der sich gut anläßt, da er für einen gegnerischen Volley in zu hohem Bogen kommt und von der Seitenwand an in die hintere Ecke perlt. Doch noch während der Ball in der Luft ist, weiß Perowne, daß er zu fest zugeschlagen hat. Der Ball springt mit deutlicher Restkraft von der Rückwand zurück und gibt Jay genügend Raum, einen geraden Return mit guter Länge nah an der

Seitenwand zu spielen. In der Ecke sackt der Ball zu Boden und dribbelt an der Rückwand lang, ehe Perowne ihn erreicht.

Fast ohne innezuhalten, schnappt sich Jay den Ball, um aus dem rechten Feld aufzuschlagen. So wie Perowne die Stimmung seines Gegners einschätzt, rechnet er mit einem Aufschlag von oben, weshalb er sich vorbeugt, um den

erwarteten Volley abfangen zu können, ehe der Ball an der Seitenwand im Nick landet. Aber Strauss hat seinerseits die Stimmung taxiert. Er macht einen sanften Aufschlag auf den Körper zu, zielt direkt auf Perownes rechte Schulter. Der perfekte Schlag bei einem unentschiedenen Gegner. Perowne weicht einen Schritt zurück, doch zu spät und nicht weit genug,

verliert in seiner Verwirrung den Ball einen Moment lang aus den Augen. Der Returnball kommt in der vorderen Platzhälfte auf, und Strauss schlägt ihn hart in die rechte Ecke. Sie spielen noch keine Minute, doch Perowne hat den Aufschlag abgegeben, ist einen Punkt im Rückstand und merkt, daß er die Kontrolle über das Spiel verloren hat. Ebenso erbarmungslos geht es die

nächsten fünf Punkte weiter, Jay beherrscht die Platzmitte, und Perowne, defensiv und wie benommen, kann die Initiative nicht an sich reißen.

Bei sechs – null macht Strauss dann einen unerzwungenen Fehler. Perowne spielt den gleichen hohen Lob, doch diesmal fällt der Ball schön die Rückwand runter. Strauss hebelt ihn gekonnt auf, aber

der Ball berührt die Aufschlaglinie, und Perowne überrascht sich selbst mit einer harten, perfekten Länge in die Ecke. Der kurze Glückstaumel gibt ihm die Fähigkeit, sich zu konzentrieren. Mühelos gewinnt er die nächsten drei Punkte, und beim letzten, den ein Stoppball entscheidet, hört er Jay vor sich hin schimpfen, während er zurück ins hintere Spielfeld

läuft. Die magische Macht und jegliche Initiative sind jetzt auf Henry übergegangen. Er beherrscht das Mittelfeld und jagt seinen Gegner von vorn nach hinten. Bald ist er sieben zu sechs im Vorsprung und glaubt die nächsten beiden Punkte schon gewonnen. Doch kaum denkt er das, schlägt er auch schon einen achtlosen Longline, über den Strauss sofort herfällt, um

den Ball mit einem schönen Slice in die vordere Ecke zu plazieren. Während Perowne in die linke Platzhälfte geht, um sich Jays Aufschlag zu stellen, gelingt es ihm, den Verlockungen des Selbsthasses zu widerstehen. Doch als der Ball von der Stirnwand auf ihn zufliegt, machen ungewollte Gedanken seiner Konzentration zu schaffen. Er sieht Baxters jämmerliche

Gestalt im Rückspiegel. Genau in diesem Augenblick hätte er zu einem Backhand-Volley vorlaufen müssen – mit einem Strecksprung hätte er den Ball noch erwischt –, aber er zögert. Der Ball landet im Nick und rollt ihm unverschämterweise auch noch über den Fuß. Ein Zufallstreffer, und in seinem Ärger hätte er das fast gesagt. Sieben beide. Doch es kommt zu keinem Kampf bis zum

Ende. Perowne bewegt sich wie in einem Gedankennebel, und Jay macht die letzten beiden Punkte rasch hintereinander.

Keiner der beiden Männer gibt sich Illusionen über seine Spielstärke hin. Sie sind brauchbare Klubspieler, gehen aber auf die Fünfzig zu. Zwischen den Sätzen – sie spielen fünf Gewinnsätze – ist eine Pause vereinbart, damit sich ihr Puls wieder

beruhigen kann. Manchmal sitzen sie sogar auf dem Boden. Das erste Spiel war heute nicht besonders anstrengend, also laufen sie nur langsam im Court auf und ab. Der Anästhesist will wissen, wie sich die kleine Chapman macht. Er hat sich ihre Freundschaft hart erkämpft, war aber trotz ihrer abgebrühten Manieren ziemlich bald mit ihr fertig geworden, wie Perowne im

Vorübergehen mitbekam. Der Anästhesist war auf die Station gekommen, um sich seiner Patientin vorzustellen, doch als erstes lief ihm eine philippinische Krankenschwester über den Weg. Andrea hatte sie dermaßen beschimpft, daß die Schwester in Tränen aufgelöst war. Strauss setzte sich auf das Bett und beugte sich zu dem Mädchen vor.

»Hör zu, Schätzchen.

Wenn du willst, daß wir uns um deinen lädierten Schädel kümmern, dann mußt du uns helfen. Kapiert? Und wenn du nicht willst, daß wir dir helfen, kannst du mitsamt deinem Benehmen wieder nach Hause verschwinden. Es gibt genügend Patienten, die nur darauf warten, sich in dein Bett legen zu dürfen. Sieh her, hier im Schrank sind deine Sachen. Willst du, daß ich sie in deine Tasche

packe? Okay. Los geht's. Zahnbürste, Discman, Haarbürste… Nein? Also was jetzt? Na schön, in Ordnung. Sieh her, ich nehme sie wieder raus. Nein, jetzt hör zu, ich pack sie wirklich ein. Hilfst du uns, helfen wir dir. Abgemacht? Gib mir die Hand drauf.«

Perowne berichtet ihm, wie gut es ihr an diesem Morgen geht.

»Ich mag die Kleine«, sagt

Jay. »In ihrem Alter war ich nicht anders. In jeder Beziehung eine Nervensäge. Vielleicht geht sie mit Pauken und Trompeten unter, aber vielleicht macht sie auch was aus sich.«

»Tja, diesmal kommt sie jedenfalls durch«, sagt Perowne, während er in Position geht. »Sollte sie trotzdem noch eine Bruchlandung machen, ist das wenigstens ihre eigene

Entscheidung. Fang an!«

Die Worte kamen zu schnell. Jay macht den Aufschlag, aber das Wort ›Bruchlandung‹ zieht Erinnerungen an Nacht und Morgen nach sich und zerfällt in ein Dutzend Assoziationen. Alles, was ihm in letzter Zeit passiert ist, stürmt auf ihn ein. Er ist nicht mehr in der Gegenwart. Der menschenleere, überfrorene Platz, das

Flugzeug mit seinem nadelspitzen Feuerschweif, sein Sohn in der Küche, seine Frau im Bett, seine Tochter auf dem Heimweg von Paris, die drei Männer auf der Straße – er bewegt sich in den falschen Zeitkoordinaten oder hält sich in allen gleichzeitig auf. Der Ball überrascht ihn – fast glaubt er, den Court einen Augenblick lang verlassen zu haben. Er erwischt ihn zu

spät, löffelt ihn vom Boden auf. Im selben Moment springt Strauss aus dem ›T‹ vor und setzt zum entscheidenden Schlag an. Und so beginnt das zweite Spiel wie das erste. Aber diesmal muß Henry sich selbst beim Verlieren anstrengen. Jay hat nicht vor nachzulassen, solange er die Courtmitte hält und den Ball nach hinten lobt, Stoppbälle nach vorn schmettert und

Boasts plaziert. Wie ein Zirkuspony flitzt Perowne um seinen Kontrahenten herum. Er krümmt sich rückwärts, um Bälle aus den hinteren Ecken zu heben, jagt langgestreckt nach vorn, um die Stoppbälle abzufangen. Der ständige Richtungswechsel ermüdet ihn ebenso wie der wachsende Selbsthaß. Warum tut er sich das freiwillig an? Warum hat er

sich auf diese Demütigung, diese Qual sogar noch gefreut? In solchen Spielmomenten zeigt sich das Wesentliche seines Charakters: verbohrt, kraftlos, dumm – ganz bestimmt. Das Spiel wird zum Sinnbild seiner Charakterschwächen. Jeder Fehler ist so völlig, so empörend typisch für ihn und deshalb auf Anhieb so vertraut wie eine

Unterschrift, eine Gewebenarbe oder eine Mißbildung an intimer Stelle. Geläufig und selbstverständlich wie das Gefühl der Zunge im Mund. Nur er selbst kann auf ebendiese Weise versagen, und nur er selbst verdient es, auf ebendiese Weise zu verlieren. Während er Punkt um Punkt abgibt, zieht er letzte Kraft aus dem immer tiefer werdenden Abgrund

seiner Wut.

Er sagt kein Wort, weder zu sich selbst noch zu seinem Gegner. Er wird nicht zulassen, daß Jay ihn fluchen hört. Doch Schweigen ist nur eine andere Art zu leiden. Es steht acht zu drei. Jay spielt einen Crossball durch die Mitte – wahrscheinlich ein Fehler, denn der Ball bleibt sich selbst überlassen und könnte abgefangen werden. Perowne sieht seine Chance.

Wenn er den Ball erwischt, wird Jay aus seiner Stellung vertrieben. Jay merkt, was los ist, bewegt sich nach dem Schlag zurück in Richtung Courtmitte und blockiert Perowne den Weg. Henry fordert einen Letball. Sie bleiben stehen, und Strauss dreht sich überrascht zu ihm um.

»Soll das ein Witz sein?«

»Verdammte Scheiße«, stößt Perowne unter

wütendem Keuchen hervor und zeigt mit dem Racket in die Richtung, in die er laufen wollte. »Du bist mir direkt in den Weg gerannt.«

Die Wortwahl erschreckt sie beide. Strauss gibt augenblicklich nach. »Okay, okay, also Wiederholung.«

Während Perowne ins Aufschlagviereck geht und sich zu beruhigen versucht, kann er nicht umhin, es ziemlich kleinkariert von Jay

zu finden, daß er bei acht zu drei und einem Spiel Vorsprung ein dermaßen offensichtliches Let in Zweifel zieht. Kleinkariert ist noch harmlos. Doch selbst diese Einschätzung verhilft ihm nicht zum nötigen Aufschlag, denn jetzt bietet sich ihm die letzte Chance, ins Spiel zurückzufinden. Der Ball prallt so weit von der Wand ab, daß Jay nach links ausweichen und problemlos

zu einem Vorhandschlag ansetzen kann. Er holt sich den Aufschlag zurück, und das Spiel ist in einer halben Minute vorbei.

Die Aussicht, im Court einige Augenblicke Belangloses miteinander zu plaudern, findet Henry unerträglich. Er legt den Schläger hin, streift die Brille ab und murmelt irgendwas davon, daß er Durst habe. Er verläßt den

Court, geht zu den Umkleidekabinen und trinkt dort aus dem Wasserspender. Bis auf einen unbekannten Spieler in der Dusche sind die Räume leer. Ein hoch an der Wand angebrachter Fernseher zeigt eine Nachrichtensendung. Über ein Becken gebeugt, spritzt er sich Wasser ins Gesicht und legt den Kopf auf die Unterarme. Sein Puls hämmert ihm in den Ohren,

Schweiß rinnt das Rückgrat entlang, Gesicht und Füße brennen. Er kennt nur noch ein einziges Ziel in seinem Leben. Alles andere ist unwichtig geworden. Er muß Strauss schlagen. Er muß drei Spiele hintereinander gewinnen, um sich den Satz zu holen. Irrsinnig schwer, aber im Augenblick will er nichts anderes und denkt an nichts anderes. Er muß in diesen ein, zwei einsamen

Minuten sein Spiel gründlich überdenken, sich auf das Wesentliche beschränken, herausbekommen, wo es hakt, um das Problem dann zu lösen. Er hat Strauss schon oft geschlagen, aber er muß sich endlich auf das Spiel konzentrieren und aufhören, wütend auf sich zu sein.

Als er den Kopf hebt, sieht er hinter seinem geröteten Gesicht das Bild eines stummen Fernsehers im

Duschraumspiegel, der dieselben alten Bilder vom Frachtflugzeug auf der Landebahn zeigt. Doch dann, kurz und verheißungsvoll, zwei Männer, den Mantel über dem Kopf – bestimmt die beiden Piloten –, in Handschellen auf dem Weg zum Polizeiwagen. Sie wurden verhaftet. Irgendwas ist passiert. Vor dem Polizeirevier spricht ein Reporter in die Kamera.

Dann unterhält sich der Nachrichtensprecher mit ihm. Perowne ändert die Stellung, um den Bildschirm auszublenden. Kann man sich nicht eine Stunde Erholung von dieser Invasion des Öffentlichen gönnen? Dieser Pest? Das Problem ließe sich in die einfache Formel fassen: Wenn er gewinnt, ist es ihm gelungen, seine Privatsphäre zu verteidigen. Er hat hier und jetzt ein

Recht darauf – jeder Mensch hat das –, sich weder vom Weltgeschehen noch vom Straßengeschehen stören zu lassen. Und während er sich im Umkleideraum erholt, kommt es ihm so vor, als zähle es zu seinen fundamentalen Freiheiten, ein ganzes Universum öffentlicher Belange vergessen und ausradieren zu dürfen, um sich konzentrieren zu können.

Gedankenfreiheit. Durch einen Sieg über Strauss wird er sich freischlagen. Erregt läuft er zwischen den Umkleidebänken hin und her und wendet den Blick von einem schwabblig-dicken Teenager ab, mehr Robbe als Mensch, der ohne Handtuch aus der Dusche kommt. Er hat nicht viel Zeit. Er braucht eine einfache Taktik für das Spiel, muß die Schwäche seines Gegners ausnutzen.

Strauss ist nur einszweiundsiebzig, hat keine große Reichweite und ist nicht gerade der beste Volley-Spieler. Perowne entscheidet sich für hohe Lobs in die hinteren Ecken. So einfach ist das. Einen um den anderen Lob nach hinten spielen.

Als er wieder den Court betritt, kommt der Chefanästhesist direkt auf ihn zu. »Alles in Ordnung,

Henry? Bist du sauer?«

»Klar – auf mich selbst. Und es war nicht gerade schön, daß ich mich mit dir um die Wiederholung streiten mußte.«

»Du hattest recht, ich habe mich geirrt. Tut mir leid. Bist du soweit?«

Perowne geht in Position, achtet auf seinen Atemrhythmus und hat einen ganz einfachen Spielzug vor, eigentlich eine Grundtechnik:

Ehe der Aufschlag die Seitenwand berührt, schlägt er einen Volley, und sobald er getroffen hat, läuft er rüber zum ›T‹ in der Courtmitte und reagiert mit einem Lob. Ganz einfach. Höchste Zeit, Strauss aus dem Konzept zu bringen.

»Fertig.«

Strauss spielt einen schnellen Aufschlag, wieder auf den Körper, zielt direkt auf die Schulter. Perowne

gelingt es, dennoch einen Schlag durchzuziehen, und der Volley kommt mehr oder weniger so, wie er es sich erhofft hat. Jetzt ist er in Position, genau auf dem ›T‹. Strauss schnippt den Ball aus der Ecke und schickt ihn entlang derselben Seitenwand zurück. Perowne läuft vor und volleyt erneut. Ein halbes dutzendmal saust der Ball über die linke Wand vor und zurück, bis Perowne den

richtigen Rückhandschlag findet, um den Ball hoch in die rechte Ecke zu setzen. Sie spielen die Wand in harten, geraden Longlines, kreuzen tänzelnd immer wieder einander den Weg, schlagen dann Bälle über den ganzen Court, und die Angabe wechselt von einem zum anderen.

Sie haben schon früher solche Sets gehabt – verzweifelt, verrückt, aber

auch irrsinnig komisch, als ginge es im eigentlichen Wettstreit darum, wer als erster vor Lachen umfällt. Doch heute ist es anders, humorlos, und länger, zermürbender. Herzen können in ihrem Alter nicht lange mit über hundertachtzig Schlägen pro Minute rasen, so daß einer von ihnen bald ermüden und den Ball verschlagen wird. Doch in diesem

unbeobachteten, etwas unbeholfenen, eigentlich nur freundschaftlichen Spiel sind beide Männer mittlerweile davon überzeugt, daß es jetzt um den entscheidenden Punkt geht. Trotz der Entschuldigung ist das strittige Let nicht vergessen. Strauss wird sich denken, daß Perowne im Umkleideraum mit sich zu Gericht gegangen ist. Falls er jetzt seinem Comeback standhält, wird

Henry im Handumdrehen entmutigt sein, und Strauss kann das Match in drei glatten Sätzen für sich entscheiden. Und was Perowne angeht, so gelten die Spielregeln: Bevor er den Aufschlag nicht gewonnen hat, kann er keinen Punkt machen.

Bei einem langen Ballwechsel kommt es vor, daß man zu einem gleichsam unbewußten Wesen wird, das

nur im allerschmalsten Streifen Gegenwart haust, nur noch reagiert, einen Schlag nach dem anderen absolviert und einzig existiert, um weiterzumachen. Perowne befindet sich bereits in diesem Stadium, tief in sich vergraben, als ihm einfällt, daß er eigentlich eine Spieltaktik hat. Wie es der Zufall will, trifft im selben Moment ein Ball zu kurz auf,

und er kann mit dem Schläger drunter langen und einen Lob hoch in die hintere linke Ecke schlagen. Strauss hebt den Schläger, setzt zum Volley an, überlegt es sich aber anders und rennt zurück. Er nimmt den Ball mit einem Boast, und Perowne lobt auf die andere Seite. Von Ecke zu Ecke jagen, um den Ball aufzuhebeln, ist ziemlich anstrengend, wenn man erschöpft ist. Jedesmal, wenn

Strauss den Ball trifft, stöhnt er etwas lauter, und Perowne lebt auf. Er zögert den entscheidenden Schlag hinaus, da er fürchtet, ihn zu verpatzen. Also lobt er weiter, fünf Schläge hintereinander, ermüdet seinen Gegner. Er gewinnt den Punkt nach dem fünften Lob, als Strauss' Ball kraftlos gegen das Tinboard prallt.

Gleichstand. Sie legen die

Schläger ab und stehen vornübergebeugt, außer Atem, Hände auf den Knien abgestützt, starren blindlings auf den Boden, pressen Handflächen und Gesichter an die kühle, weiße Wand oder gehen ziellos im Court umher, keuchen und wischen sich die Stirn mit den weiten T-Shirts ab. An anderen Tagen hätten sie in einem solchen Moment Spielkritik geübt, doch keiner sagt ein

Wort. Perowne will das Tempo halten, weshalb er als erster wieder Stellung bezieht, in seinem Eck wartet und den Ball aufspringen läßt. Der Aufschlag geht hoch über Strauss' Kopf, und der jetzt kühlere, weichere Ball sackt in die Ecke. Eins – null, ganz ohne Anstrengung. Dieser Punkt war vielleicht noch wichtiger als der vorherige. Perowne hat jetzt seine Höhe und Länge

gefunden. Der nächste Punkt geht an ihn, auch der übernächste. Die Serie identischer Aufschläge treibt Strauss zur Verzweiflung, und da die Ballwechsel nur kurz sind, oder es gar nicht erst zu ihnen kommt, bleibt der Ball kalt und träge wie Kitt, weshalb er sich nur schwer aus engen Ecken herausfischen läßt. Und je wütender Jay wird, um so schlechter spielt er. Er

verfehlt den Ball in der Luft, erwischt ihn auch nicht mehr, nachdem er den Boden berührt hat. Zwei Aufschläge nimmt er gar nicht erst an und geht gleich zurück in sein Feld, um auf den nächsten zu warten. Es sind die Wiederholungen, derselbe Schlagwinkel, dieselbe unmögliche Höhe, derselbe abgesackte Ball, die ihm zu schaffen machen. Rasch hat er sechs Punkte

verloren.

Am liebsten hätte Henry unbändig gelacht – ein Impuls, den er mit einem Husten kaschiert. Er fühlt keine Schadenfreude, triumphiert auch nicht – dafür ist es zu früh. Dies ist das Glück des Wiedererkennens, ein mitleidiges Gelächter. Er freut sich, weil er genau weiß, wie es Strauss geht: Henry kennt die abwärts

führende Spirale von Ärger und Unfähigkeit viel zu gut, die kleinen Ekstasen der Selbstverachtung. Aber es ist schon urkomisch, wenn man erkennt, wie vollständig ein anderer Mensch dem eigenen unvollkommenen Ich gleichen kann. Und er weiß, wie ärgerlich sein Aufschlag ist. Er würde selbst nicht damit fertig werden. Doch als Strauss obenauf war, hat er auch keine Gnade gekannt,

und Perowne braucht die Punkte. Also macht er weiter, schlägt den Ball hoch über den Kopf seines Gegners und gewinnt locker mit neun zu null den Satz, ganz ohne Mühe.

»Ich muß pissen«, sagt Jay kurz angebunden und verläßt den Court, die Brille noch auf, den Schläger noch in der Hand.

Perowne glaubt ihm kein Wort. Er sieht zwar ein, daß

es ein vernünftiger Schachzug ist, die einzige Möglichkeit, den massiven Punktverlust zu stoppen, doch fühlt er sich betrogen, obwohl er sich vor kaum zehn Minuten genauso verhalten hat. Er hätte auch den nächsten Satz mit dem rasend machenden Aufschlag gewinnen können. Jetzt wird Strauss den Kopf unter den Wasserhahn halten und sein Spiel überdenken.

Henry widersteht der Versuchung, sich hinzusetzen. Statt dessen geht er nach draußen, um sich die anderen Spiele anzusehen – er gibt die Hoffnung nicht auf, von besseren Spielern lernen zu können. Aber im Klub ist immer noch niemand. Die Mitglieder versammeln sich entweder gegen den Krieg, oder sie finden keinen Weg durch Londons Stadtmitte.

Während er an den Courts entlang zurückläuft, zieht er das T-Shirt hoch und untersucht seine Brust. Links über dem Sternum ist ein kompakter, tiefblauer Fleck. Wenn er den linken Arm ausstreckt, schmerzt es. Der Anblick der verfärbten Haut hilft ihm, Klarheit in seine verwirrten Empfindungen über Baxter zu bringen. Hat er, Henry Perowne, sich unprofessionell verhalten, als

er sein medizinisches Wissen benutzte, um einen Mann zu verunsichern, der an einer neurodegenerativen Krankheit litt? Ja. Entschuldigt ihn die Drohung, verprügelt zu werden? Ja, nein, nicht ganz. Doch dieses Hämatom von der Farbe einer Aubergine und der Größe einer Pflaume – nur eine Kostprobe dessen, was ihn erwartet hätte – sagt ja und spricht ihn frei. Nur

ein Idiot wäre stehengeblieben und hätte sich schlagen lassen, wenn es einen Ausweg gab. Warum macht er sich also solche Sorgen? Seltsam, trotz der Gewalt war Baxter ihm beinahe sympatisch. Nein, nicht gerade gern. An dem Mann faszinierte ihn, daß er nicht aufgab in seiner hoffnungslosen Lage. Intelligent war er auch und verzweifelt darüber, das

falsche Leben zu leben. Und er, Henry, hatte sich verpflichtet oder genötigt gefühlt, seine Macht zu mißbrauchen – dabei hatte er selbst sich erst in diese Zwangslage gebracht. Von Anfang an hatte er die falsche Einstellung gehabt, war nicht defensiv genug gewesen und könnte einen aufgeblasenen oder herablassenden Eindruck gemacht haben. Vielleicht

auch provokant. Er hätte freundlicher sein, sich überwinden, die Zigarette annehmen und sich lockerer geben können, hätte aus einer Position der Stärke heraus handeln sollen, statt dessen war er ungehalten und streitlustig gewesen. Immerhin waren sie zu dritt, sie wollten sein Geld, waren auf Gewalt aus, hatten schon darauf spekuliert, als sie aus dem Wagen stiegen. Der

zerstörte Seitenspiegel diente als Vorwand für einen Raubüberfall.

Immer noch mit ungutem Gefühl langt er wieder vor dem Court an, als Strauss auftaucht, die breiten Schultern feucht von der Konsultation am Waschbecken, die gute Laune wiederhergestellt.

»Okay«, sagt er, als Perowne sich ins Aufschlagviereck stellt.

»Schluß mit lustig.«

Perowne merkt, wie sehr es ihn lähmt, daß er mit seinen Gedanken allein geblieben ist; kurz vor dem Aufschlag fällt ihm seine Taktik wieder ein. Doch der vierte Satz folgt keiner bestimmten Regel. Er gewinnt zwei Punkte, dann findet Strauss zurück ins Spiel und geht mit drei zu zwei in Führung. Es folgen lange, konfuse Ballwechsel

und eine Reihe unerzwungener Fehler auf beiden Seiten, die den Punktestand auf sieben zu sieben bringen, Aufschlag für Perowne. Er holt sich die letzten beiden Punkte ohne jede Mühe. Zwei Sätze beide.

Sie machen eine kurze Pause, um sich für die letzte Konfrontation zu wappnen. Perowne ist nicht müde – Sätze zu gewinnen ist körperlich weniger

anstrengend, als sie zu verlieren. Doch er spürt, daß ihn dieser wilde Wunsch, Jay zu schlagen, verlassen hat und daß er froh wäre, es bei einem Gleichstand belassen zu können und in sein Tagesprogramm zurückzukehren. Den ganzen Vormittag ist er schon in irgendeine Form von Auseinandersetzung verwickelt. Jetzt aufzuhören kommt allerdings nicht in

Frage. Strauss genießt die Situation, steigert sich sogar noch hinein und sagt, während er seinen Platz einnimmt: »Kampf bis zum Tod!« und *»No pasarán!«*

Also schlägt Perowne mit einem unterdrückten Seufzer auf und greift, da ihm die Ideen ausgegangen sind, auf denselben alten Lob zurück. In dem Moment, in dem der Ball auf die Wand trifft, weiß er, daß ihm ein fast perfekter

Schlag gelungen ist, ein hoher Bogen, der genau in der Ecke enden wird. Strauss ist jedoch in seltsam übermütiger Stimmung und macht etwas ziemlich Ungewöhnliches. Nach kurzem Sprint springt er fast einen Meter hoch, den Schläger lang ausgestreckt, den breiten, muskulösen Rücken geschmeidig gekrümmt, die Zähne gebleckt, den Kopf in den

Nacken geworfen, den linken Arm nach oben, um das Gleichgewicht zu halten, erwischt er den Ball kurz vor dem Scheitelpunkt der Flugbahn mit einer Rückhand wie ein Peitschenhieb, der den Ball kaum drei Zentimeter über dem Tinboard an die Stirnwand schmettert – ein herrlicher, schwungvoller, unhaltbarer Schlag. Perowne, der sich kaum vom Fleck gerührt hat,

sagt dies auch sofort. Ein phantastischer Schlag. Und plötzlich, kaum hat sich sein Gegner den Aufschlag zurückerobert, will er wieder gewinnen.

Beide Männer steigern ihr Spiel. Jeder Punkt ist jetzt eine Tragödie, ein Dramolett plötzlicher Umschwünge, und alle Verbissenheit, alle Wut des langen Ballwechsels im dritten Set ist wieder da. Ohne an ihre protestierenden

Herzen zu denken, werfen sie sich in jede Courtecke. Unerzwungene Fehler kommen nicht mehr vor, jeder Punkt wird dem Gegner abgerungen, ihm wie mit dem Knüppel abgetrotzt. Der Aufschläger gibt keuchend den Spielstand an, doch sonst sagen sie kein Wort. Und während die Punktzahl steigt, eilt keiner dem anderen mehr als einen Punkt voraus. Nichts steht auf dem Spiel –

sie kämpfen nicht mal um einen Platz in der Klubrangliste. Nur der unbezähmbare Drang zu gewinnen ist da, so biologisch wie der Durst, ein reines Verlangen, denn niemand schaut zu, niemand interessiert sich dafür, weder die Freunde, die Frauen noch die Kinder. Sie haben nicht mal Spaß dran. Später vielleicht – und nur der Sieger. Wenn eine Passantin

vor der Glaswand stehenbliebe, um zuzuschauen, hielte sie die älteren Herren gewiß für ehemals plazierte Spieler, die auch heute noch ein bißchen Feuer bewiesen. Vielleicht fragte sie sich sogar, ob dies ein Haßmatch sei, solche Verzweiflung liegt in ihrem Spiel.

Was sich wie eine halbe Stunde anfühlt, sind tatsächlich nur zwölf

Minuten. Beim Stand von sieben beide schlägt Perowne im linken Viereck auf und gewinnt den Punkt. Für den Matchball wechselt er in die andere Courthälfte. Die Konzentration ist gut, das Selbstvertrauen gefestigt, und so spielt er eine kräftige Rückhand mit engem Aufschlagwinkel und hält den Ball dicht an der Wand. Strauss schneidet den Ball mit einer Rückhand an, fast

ein Tennisschlag, so daß der Ball in den vorderen Court fällt. Gut gespielt, aber Perowne ist bereit, jagt nach vorn und holt zum entscheidenden Hieb aus. Er erwischt den Ball im Aufstieg und pfeffert ihn mit einem Vorhandschlag in die linke hintere Ecke. Ende des Spiels und Sieg. Doch kaum hat er seinen Schlag gemacht, tritt er zurück – und prallt gegen Strauss. Es ist ein

heftiger Zusammenstoß; beide Männer taumeln und bringen einen Moment lang keinen Ton heraus.

Dann stößt Strauss unter heftigem Keuchen hervor: »Mein Punkt, Henry.«

Und Perowne sagt: »Es ist vorbei, Jay. Drei zu zwei.«

Sie halten erneut inne, um diesen verheerenden Unterschied in ihren Auffassungen zu überdenken.

Perowne sagt: »Was

wolltest du denn an der Stirnwand?«

Jay geht von ihm fort, zurück in sein Feld, wo er, sollten sie den Punkt wiederholen, seinen Aufschlag abwarten würde. Er will die Dinge vorantreiben – in seinem Sinne. Er sagt: »Ich habe gedacht, du würdest einen Stoppball nach rechts spielen.«

Henry versucht zu lächeln.

Der Mund ist trocken, die Lippen wollen nicht recht über die Zähne gleiten. »Hab ich dich eben getäuscht. Ein Stellungsfehler. Du hättest den Ball nie gekriegt.«

Der Anästhesist schüttelt den Kopf mit jener bedächtigen Gelassenheit, die seine Patienten so beruhigend finden. Doch die Brust hebt und senkt sich heftig. »Er ist von der Rückwand abgeprallt. Hatte genug

Speed. Du warst mir direkt im Weg, Henry.«

Beim Aussprechen schienen sie den jeweiligen Vornamen in Gift zu tunken. Henry kann der Versuchung erneut nicht widerstehen. Er redet, als erinnerte er Strauss an eine lang vergessene Tatsache. »Aber Jay, du hättest den Ball doch nie gekriegt.«

Strauss hält Perownes Blick stand und erwidert

ruhig: »Hätte ich doch, Henry.«

Die Ungerechtigkeit dieser Behauptung ist so offensichtlich, daß Perowne sich nur wiederholen kann. »Ein klarer Stellungsfehler.«

Strauss sagt: »Was kein Verstoß gegen die Regeln wäre.« Dann setzt er noch hinzu: »Komm schon, Henry. Ich habe beim letzten Mal nachgegeben.«

Also glaubt er, eine Schuld

einfordern zu können. Perowne kann den ruhigen Ton nur noch mit Mühe halten. Rasch erwidert er: »Da war nichts nachzugeben.«

»O doch.«

»Hör zu, Jay, wir sind hier nicht in der Kommission für Chancengleichheit. Wir entscheiden nach Sachlage.«

»Okay. Kein Grund, mir einen Vortrag zu halten.«

Perownes sich

beruhigender Pulsschlag steigt bei diesem Verweis kurz wieder an – momentaner, plötzlicher Ärger ist wie ein zusätzlicher Herzschlag, eine gänzlich überflüssige Arrhythmie. Er hat Sachen zu erledigen. Er muß zum Fischhändler, nach Hause fahren, duschen, dann wieder los, zurückkommen, ein Abendessen vorbereiten, den Wein aufmachen, seine Tochter und den

Schwiegervater begrüßen, die beiden miteinander versöhnen. Doch vor allem braucht er, was ihm zusteht; mit zwei Spielen Rückstand hat er aufgeholt und glaubt, sich etwas Entscheidendes in seinem Wesen bewiesen zu haben, etwas Vertrautes, das er aus den Augen verloren hatte. Jetzt will es ihm sein Gegner stehlen oder ihm absprechen. Er stellt den Schläger in die Ecke mit

seinen Wertsachen, um deutlich zu machen, daß das Spiel für ihn vorbei ist. Strauss dagegen bleibt auf dem Spielfeld. Etwas Ähnliches ist ihnen noch nie passiert. Geht es vielleicht um etwas anderes? Jay schaut ihn mit geschürzten Lippen und einem mitleidigen Halblächeln an – eine gänzlich aufgesetzte Miene, die nur seinen Anspruch untermauern soll. Henry kann

sich selbst sehen – bei diesem Gedanken schlägt der Puls erneut nach oben aus –, wie er mit vier Schritten das Parkett überquert, um mit der flachen Hand in dieses Gesicht seines Kontrahenten zu schlagen. Er könnte auch die Achseln zucken und den Court verlassen. Doch ohne Jays Zustimmung ist der Sieg bedeutungslos. Wie sollen sie, von aller Tagträumerei einmal abgesehen, dieses

Problem ohne Schiedsrichter, ohne öffentliche Macht lösen?

Eine halbe Minute sagen beide kein Wort. Perowne spreizt schließlich die Hände und sagt in einem Ton, der ebenso künstlich wie Strauss' Lächeln ist: »Ich weiß nicht, was ich machen soll, Jay. Ich weiß nur, ich hab den Siegball geschlagen.«

Doch Strauss weiß genau, was zu tun ist. Er erhöht den

Einsatz. »Du hast mit dem Gesicht nach vorn gestanden, Henry. Also konntest du gar nicht sehen, wie der Ball von der Rückwand abprallte. Ich schon, weil ich darauf zulief. Stellt sich also die Frage, ob du mich einen Lügner nennen willst.«

Und so löst sich das Problem.

»Scheiß drauf, Strauss«, sagt Perowne, greift nach dem Schläger und geht zum

Aufschlagviereck.

Also spielen sie die Wiederholung, Perowne schlägt noch einmal auf, und fast wie erwartet, verliert er, verliert auch die nächsten drei Punkte, und ehe er sich's versieht, ist alles vorbei, er hat verloren, geht wieder zur Ecke und hebt Brieftasche, Handy, Schlüssel und Armbanduhr auf. Vor dem Court streift er die Trainingshose über, bindet

sie mit der Kordel zusammen, legt die Uhr um und zieht sich Pullover und Fleecejacke an. Es macht ihm was aus, aber nicht mehr soviel wie noch vor zwei Minuten. Er dreht sich zu Strauss um, der gerade aus dem Court kommt.

»Du warst verdammt gut. Und der Streit tut mir leid.«

»Schwamm drüber. Wir hätten beide das Spiel gewinnen können. War eines

unserer besten.«

Sie stecken die Schläger in ihre Hüllen und schwingen sie sich über die Schulter. Von den roten Feldstreifen, dem blendenden Weiß der Wände und den Regeln des Spiels befreit, gehen sie an den Courts entlang zum Cola-Automaten. Strauss zieht sich eine Dose. Perowne möchte keine. Man muß schon Amerikaner sein, um so etwas Süßes zu mögen.

Als sie das Gebäude verlassen, bleibt Strauss stehen, um zu trinken, und sagt: »Alle haben Grippe, also habe ich heute nacht Bereitschaft.«

»Hast du dir den Plan für nächste Woche angesehen? Wieder ziemlich lang«, erwidert Perowne.

»Tja, die alte Frau mit dem Astrozytom. Sie wird’s nicht schaffen, oder?«

Sie stehen am Bürgersteig

der Huntley Street auf den Eingangsstufen. Der Himmel ist bewölkt; es ist kalt und feucht. Gut möglich, daß die Demonstranten noch Regen abbekommen. Die Frau heißt Viola, ihr Tumor sitzt im Zirbeldrüsenbereich. Viola ist achtundsiebzig Jahre alt und war, wie er erfahren hat, in ihrem Arbeitsleben Astronomin, jemand Bedeutendes in den Sechzigern im Jodrell-Bank-

Observatorium. Während die anderen Patienten auf der Station fernsehen, liest sie Bücher über Mathematik und String-Theorie. Doch weil er, wie sie da im fahlen Licht eines Wintervormittags stehen, ihre Begegnung nicht mit etwas Unangenehmem, einer pessimistischen Prophezeiung ausklingen lassen will, sagt Perowne: »Ich hoffe, wir können ihr helfen.«

Strauss versteht, verzieht das Gesicht, hebt zum Abschied eine Hand, und die beiden Männer gehen getrennte Wege.

Drei

Zurück in der gepolsterten Geborgenheit seines beschädigten Wagens, dessen Motor in der verlassenen Huntley Street leise vor sich hin brummt, versucht er noch einmal, Rosalind zu erreichen. Sie ist direkt zum Geschäftsführer gegangen und noch dort, seit einer Dreiviertelstunde. Die

Sekretärin bittet ihn zu warten, während sie versucht, Genaueres in Erfahrung zu bringen. Also lehnt Perowne sich an die Kopfstütze zurück und schließt die Augen. Er spürt, wie es ihn dort im Gesicht juckt, wo er sich rasiert hat und der Schweiß jetzt antrocknet. Versuchsweise wackelt er mit den Zehen, die so rasch abkühlen, als ständen sie in Wasser. Das Match hat jede

Bedeutung verloren, er sehnt sich bloß noch nach ein wenig Schlaf. Nur zehn Minuten. Es war eine harte Woche, eine unruhige Nacht, ein anstrengendes Spiel. Ohne hinzusehen, findet er die Taste, um den Wagen zu sichern. In rascher Folge schließen die Türen mit einem kleinen, nachhallenden Klacken, vier Sechzehntelnoten, die ihn sanft einlullen. Ein uraltes

Evolutionsdilemma: die Notwendigkeit zu schlafen, die Angst, gefressen zu werden – endlich durch Zentralverriegelung gelöst.

Der winzige Apparat an seinem linken Ohr überträgt Gemurmel aus dem Großraumbüro, leises Klappern der Computertastaturen und die wehleidige Stimme eines Mannes, der zu jemandem außer Hörweite sagt: »Er

streitet es nicht ab…, aber er streitet es doch nicht ab… Ja, ich weiß. Ja, das ist unser Problem. Er will einfach nichts abstreiten.«

Mit geschlossenen Augen sieht er die Zeitungsredaktion vor sich, die Teppichfliesen mit den Kaffeeflecken und den eingerollten Kanten, die gräßliche Heizung, aus der rostiges Wasser tropft wie Blut, und eine perspektivisch

sich verjüngende Phalanx von Neonröhren, die selbst jene chaotischen Ecken ausleuchten, deren Papierstapel niemand anrührt, da kein Mensch wissen will, was es damit auf sich hat, dann noch die überladenen, zu eng nebeneinanderstehenden Schreibtische. Es sieht aus wie im Kunstraum seiner Schule. Und alle sind so unter Druck, daß keiner die

staubigen Stapel durchsortieren mag. Im Krankenhaus ist es auch nicht anders. Räume voller Schrott, Spinde und Aktenschränke, die niemand zu öffnen wagt. Uralte Geräte in cremefarbenem Blechgehäuse, zu schwer, zu rätselhaft, um sie fortzuwerfen. Sieche, zu lang schon genutzte Gebäude, die nur der Abriß heilen kann. Städte und Staaten, die nicht

mehr instand zu setzen sind. Die ganze Welt ähnelt Theos Schlafzimmer. Eine außerirdische Rasse Erwachsener wäre nötig, um diese Unordnung zu beseitigen und alle anschließend früh ins Bett zu schicken. Es heißt, Gott sei einst ein Erwachsener gewesen, doch ergriff er bei Streitigkeiten kindischerweise Partei. Später schickte er uns dann

tatsächlich ein Kind, sein eigenes – das letzte, was wir brauchen konnten. Ein Fels, der sich um sich selbst dreht und auf dem es vor Waisen nur so wimmelte…

»Mr. Perowne?«

»Wie? Ja?«

»Ihre Frau ruft Sie sobald wie möglich zurück, in etwa einer halben Stunde.«

Derart aufgemuntert, legt er den Sicherheitsgurt an, wendet und fährt in Richtung

Marylebone. Noch immer drängen sich die Demonstranten in dichten Reihen durch die Gower Street, aber die Tottenham Court Road ist jetzt frei, und der Verkehr fließt in Wellen nach Norden ab. Er taucht kurz in eine dieser Wellen ein, biegt dann nach Westen, gleich darauf wieder nach Norden und ist bald dort, wo Goodge Street und Charlotte Street aufeinandertreffen –

eine Gegend, die ihm schon immer gefallen hat, da sich hier das Nützliche mit dem Angenehmen eng verbindet, ein buntes, überbordendes Durcheinander: Spiegel, Blumen, Seife, Zeitungen, Stecker, Wandfarben und Schlüsseldienste wechseln sich ab mit großstädtischen Edelrestaurants, Weinstuben, Tapa-Bars und Hotels. Welcher amerikanische Schriftsteller hatte gesagt,

daß glücklich sein könne, wer in der Charlotte Street lebe? Daisy würde ihm auf die Sprünge helfen müssen. Bei soviel Kommerz auf so engem Raum sammeln sich auf den Bürgersteigen kleine Haufen von Abfallsäcken an. Ein streunender Hund zerrt an dem Plastik – Nagen am Abfall gibt weiße Zähne. Ehe Perowne sich wieder nach Westen wendet, sieht er weit unten am Ende der Straße

den Platz und gegenüber sein Haus, umrahmt von kahlen Bäumen. Die Läden im dritten Stock sind geschlossen – Theo schläft noch. Henry erinnert sich gut an jenes köstliche, spätmorgendliche Dösen als Halbwüchsiger, weshalb er den Anspruch seines Sohnes auf diese Stunden respektiert. Sie sind nicht von Dauer.

Er überquert die düstere Great Portland Street – die

Steinfassaden lassen sie so dunkel wirken – und fährt auf der Portland Place an zwei Falun-Gong-Mitgliedern vorbei, die gegenüber der Chinesischen Botschaft eine Mahnwache halten. Ihr Glaube an ein Universum in Miniaturformat, das sich endlos neunmal vorwärts, neunmal rückwärts im Bauch des Praktizierenden um sich selbst dreht, bedroht die totalitäre Ordnung. Sicher,

eine materialistische Sichtweise ist das nicht gerade. Und der Staat reagiert mit Schlägen, Folter, Entführung und Mord, doch übersteigt die Zahl der Falun-Gong-Mitglieder inzwischen jene der Kommunistischen Partei. China ist einfach zu dicht bevölkert, um sich seine Paranoia noch lange leisten zu können, denkt Perowne oft, wenn er hier vorbeifährt und ihren Protest

sieht. Die Wirtschaft wächst zu schnell, und die moderne Welt ist zu vernetzt, als daß die Partei die Kontrolle behalten könnte. Heutzutage sieht man Festlandchinesen sich bei Harrods mit Luxusgütern eindecken. Bald werden es Ideen sein, und dann muß irgendwas nachgeben. Bis dahin aber bringt der chinesische Staat den philosophischen Materialismus in Verruf.

Endlich liegt die Botschaft mit ihrer makabren Reihe von Dachantennen hinter ihm, und er fährt durch das gepflegte Arztpraxenviertel westlich der Portland Place – private Kliniken und schmucke Wartezimmer mit der Zeitschrift *Country Life* und o-beinigen, auf alt getrimmten Möbeln. Ein Glaube, so mächtig wie nur irgendeine Religion, treibt die Menschen in die Harley

Street. Über die Jahre hat sein Krankenhaus zahlreiche Fälle aufgenommen und – natürlich umsonst – behandelt, die von den ältlichen, überbezahlten Nichtskönnern in dieser Gegend verpfuscht worden sind. Während er vor einer roten Ampel wartet, sieht er aus einem Taxi auf der Devonshire Place drei Gestalten in schwarzen Burkas auftauchen. Sie

stecken auf dem Bürgersteig die Köpfe zusammen und vergleichen eine Hausnummer mit der Adresse auf einer Visitenkarte. Die Frau in der Mitte, die Kranke vermutlich, hält sich ein wenig vornübergebeugt, schwankt und stützt sich auf die Arme ihrer Gefährtinnen. Diese drei schwarzen Säulen vor der Häuserflucht aus Ziegelstein und

cremefarbenem Stuck, deren wippende Köpfe sich offensichtlich über die Adresse streiten, sehen absurd aus, wie Kinder, die zu Halloween herumspuken. Oder wie bei Theos Schulaufführung von *Macbeth* die hohlen Bäume des Waldes von Birnam, die in der Kulisse darauf warteten, über die Bühne nach Dunsinane trappeln zu dürfen. Vielleicht sind es

Schwestern, die ihre Mutter zu ihrer letzten Hoffnung bringen. Störrisch bleibt die Ampel rot. Perowne schiebt den Wählhebel auf ›P‹. Wie kommt er dazu, das Bremspedal so heftig durchzudrücken und seinen empfindlichen Quadrizeps zu verkrampfen? Sein Widerwille ist stärker als er und sitzt zu tief. Wie gräßlich, daß jemand gezwungen wird, so völlig

ausgelöscht umherzulaufen. Wenigstens tragen diese Frauen keine Ledermasken. Bei ihrem Anblick wird ihm einfach schlecht. Doch was würden die Relativisten sagen, die fröhlichen Pessimisten aus Daisys College? Daß es heiliger Brauch sei, Überlieferung, eine Rebellion gegen den Tinnef westlichen Konsumzwangs? Die Männer aber, ihre Ehemänner –

Perowne hatte in seinem Büro schon öfter mit Saudis zu tun –, tragen Anzüge, Turnschuhe und Jogginghosen oder weite Shorts und Rolexuhren und sind überaus charmant, weltgewandt und mit beiden Traditionen vertraut. Würden sie selbst je die Fackel der Tradition hochhalten und am hellichten Tag durchs Dunkel stolpern?

Die endlich umspringende

Ampel, der Szenenwechsel – neue Portiken, andere Wartezimmer – und der jetzt ruhiger fließende Verkehr vertreiben diese bedrückenden Gedanken. Er hat sich dabei ertappt, daß er sich in Rage redet. Sollen die islamischen Kleidervorschriften doch sein, wie sie sind! Was kümmern ihn die Burkas? Ein Schleier über seinen Ärger. Nein, Ärger allein

trifft es nicht. Diese Burkas und die chinesische Volksrepublik verstärken seinen wachsenden Unmut. Samstags ist er meist rundum zufrieden, aber jetzt rührt er schon zum zweiten Mal an diesem Morgen den Bodensatz seiner schlechten Laune auf. Was macht ihm bloß so zu schaffen? Nicht das verlorene Spiel oder der Zusammenstoß mit Baxter, auch nicht die schlaflose

Nacht, obwohl all das auch eine Rolle spielen dürfte. Vielleicht liegt es nur an der Aussicht auf den Nachmittag, an dem er zu den endlosen Vorortsiedlungen von Perivale fahren wird. Er hatte sich beschützt gefühlt, solange das Squashspiel noch zwischen ihm und dem Besuch gelegen hatte, doch nun bleibt nur noch der Fischkauf. Seine Mutter ist nicht mehr in der Lage, auf

sein Kommen zu warten und ihn zu erkennen, wenn er bei ihr ist, oder sich an ihn zu erinnern, wenn er wieder weg ist. Ein sinnloser Besuch. Sie rechnet nicht mit ihm, und sie wäre auch nicht enttäuscht, wenn er nicht käme. Fast, als bringe man Blumen an ein Grab, eine Handlung, bei der es eigentlich um die Vergangenheit geht. Doch sie kann eine Tasse Tee an den

Mund führen, und wenn sie auch keinen Namen mit seinem Gesicht und keine Erinnerungen damit verbindet, ist sie zufrieden, wenn sie mit ihm zusammensitzen kann und er ihren abschweifenden Gedanken lauscht. Sie gibt sich mit jedem zufrieden. Er haßt es, zu ihr zu fahren; er verachtet sich, wenn er zu lange fortbleibt.

Erst als er abseits der

Marylebone High Street parkt, denkt er daran, die Nachrichten einzuschalten. Die Polizei meldet, es hätten sich zweihundertfünfzigtausend Menschen in Zentrallondon versammelt. Von den Veranstaltern behauptet jemand, bis zum Nachmittag werden es zwei Millionen sein. Beide Seiten sind sich einig, daß nach wie vor laufend weitere Menschen

dazustoßen. Eine begeisterte Demonstrantin und – wie sich später herausstellt – berühmte Schauspielerin erhebt ihre Stimme über das Getöse der Sprechchöre und Jubelrufe und sagt, es habe noch nie in der Geschichte der Britischen Inseln eine derart große Versammlung gegeben. Wer an diesem Samstag morgen im Bett bleibe, wird sich einst dafür verfluchen, daß er nicht

hiergewesen. Der ernste Reporter erinnert seine Zuhörer daran, daß es sich hierbei um eine Anspielung auf ein Shakespeare-Zitat handelt, auf einen Satz aus der Rede Heinrichs des Fünften am Sankt-Crispinus-Tag kurz vor der Schlacht von Azincourt. Perowne, der rückwärts in eine Lücke zwischen zwei Jeeps mit Allradantrieb einparkt, kann mit dem Spruch nichts

anfangen. Er bezweifelt, daß Theo sich verfluchen wird. Und warum zitiert eine Friedensdemonstrantin einen Kriegerkönig? Der Nachrichtensprecher redet weiter, während Perowne bei abgestelltem Motor sitzen bleibt und auf einen blaugrünen Lichtpunkt zwischen den Radioknöpfen starrt. Überall in Europa und auf der ganzen Welt versammeln sich Menschen,

um kundzutun, daß sie Frieden und Folter befürworten. Das jedenfalls würde der Professor sagen – Henry meint, seine eindringliche helle Tenorstimme zu hören. Danach kommt endlich Henrys Nachricht. Pilot und Copilot werden an separaten Orten in Westlondon verhört. Die Polizei gibt keine weiteren Auskünfte. Aber warum? Der Straßenzug aus

vornehmen Ziegelbauten mit den perspektivisch sich verjüngenden kahlen Bäumen und den Fugen im Gehwegbelag wirkt durch die Windschutzscheibe so zerbrechlich wie ein auf eine dünne Eisschicht projiziertes Bild. Ein Angestellter der Flughafenbehörde gibt zu, daß einer der beiden Männer tschetschenischer Abstammung ist, bestreitet aber das Gerücht,

demzufolge ein Koran im Cockpit gefunden wurde. Selbst wenn es wahr wäre, fügt er noch hinzu, hätte das nichts zu bedeuten. Schließlich handele es sich dabei wohl kaum um ein Vergehen.

Ganz genau. Henry läßt die Tür aufschnappen. Der säkularisierte Staat, gleichmütig gegenüber dem Babel der Götter, garantiert nichts als die Freiheit der

Religionen, ihr ungehemmtes Gedeihen. Zeit für den Einkauf. Trotz der Muskelschmerzen in den Oberschenkeln schreitet er kräftig aus und schließt, ohne sich umzudrehen, den Wagen mit der Fernbedienung ab. Plötzlich liegt die High Street in winterlichem Sonnenschein. Die kaum drei Kilometer entfernte größte Menschenansammlung in der Geschichte der Britischen

Inseln kann Marylebones Beschaulichkeit nichts anhaben, und während Perowne entgegenkommenden Gruppen ausweicht, den vielen Kinderwagen mit ihren wohlig eingepackten Kleinen, kommt er innerlich zur Ruhe. Solch gewaltiger Überfluß in ganzen Kaufhäusern voll Käse, bunten Bändern und Shakermöbeln bietet einen

gewissen Schutz. Kommerzieller Wohlstand ist robust und wird niemals klein beigeben. Nicht der Rationalismus besiegt die religiösen Fanatiker, sondern der gewöhnliche Einkauf mit allem, was dazugehört – Jobs unter anderem, aber auch Frieden und erfüllbare Wünsche, Verheißungen, die in dieser Welt wahr werden und nicht erst in der nächsten. Lieber Einkaufen

als Beten.

Er biegt in die Paddington Street ein und beugt sich über das draußen auf einer schräggestellten, weißen Marmorplatte ausgebreitete Fischangebot. Auf einen Blick sieht er alles, was er braucht. Welche Fülle der sich leerenden Meere. Wie rostiger Industrieschrott liegen Krabben und Hummer in zwei Holzkisten auf dem Fliesenboden neben der

offenen Tür, doch im Knäuel der kriegerisch wirkenden Panzer ist deutlich Bewegung zu erkennen. Die Scheren tragen schwarze Trauerbänder. Zum Glück für die Fischhändler und ihre Kunden haben Meeresgeschöpfe keine Stimmen, noch sind sie in der Lage, Schallwellen auszulösen, sonst würde von diesen Kisten lautes Geheul ausgehen. Doch selbst die

Stille der sich träge bewegenden Menge ist bedrückend. Er sieht weg, schaut auf das blutleere weiße Fleisch der ausgenommenen, silbrigen Körper mit den klaglos blickenden Augen und auf den rosig keuschen Tiefseefisch, der in handlichen Filets vor ihm hingeblättert liegt wie die Pappseiten des ersten Bilderbuchs eines

Kleinkindes. Natürlich kennt Perowne, selbst Fliegenfischer, die entsprechende neuere Literatur: In Kopf und Nacken der Regenbogenforelle sind wie bei uns jede Menge polymodaler Nozizeptoren. Einst konnte man bequem nach der Bibel leben und glauben, daß wir zu unserem Wohle auf Land und See von seelenlosem Getier umgeben

waren. Jetzt stellt sich heraus, daß selbst Fische Schmerz empfinden. Der sich weitende Kreis für moralisches Mitgefühl ist nun mal die Crux des modernen Lebens. Nicht allein fern von uns lebende Menschen sind unsere Schwestern und Brüder, sondern auch die Füchse, die Labormäuse und jetzt sogar die Fische. Perowne angelt und verspeist sie allerdings

auch weiterhin. Und selbst wenn er niemals einen lebendigen Hummer in kochendes Wasser werfen würde, hat er nichts dagegen, sich im Restaurant welchen zu bestellen. Der Trick, der Schlüssel zu Erfolg und Dominanz des Menschen, besteht wie eh und je darin, die Gnade selektiv anzuwenden. Denn trotz allem kritischen Gerede ist es das Nahe, das Sichtbare, das

die stärkste Kraft ausübt. Und das, was man nicht sehen kann… Deshalb scheint die Welt im freundlichen Marylebone so völlig mit sich in Einklang zu sein.

Krabben und Hummer stehen heute nicht auf dem Speiseplan. Sollten Venusmuscheln und Miesmuscheln noch leben, so regen sie sich wenigstens nicht und bleiben schicklich

geschlossen. Er kauft Garnelen, die mitsamt Schalen bereits gekocht wurden, sowie drei Seeteufelschwänze, die zusammen etwas mehr als sein erstes Auto kosten, zugegebenermaßen eine Rostlaube. Für den Fischsud bittet er um die Gräten und Köpfe zweier Rochen. Der Verkäufer ist ein höflicher, eilfertiger Mann, der seine Kunden wie exklusive

Vertreter des Landadels behandelt. Jeden Fisch wickelt er in mehrere Blatt Zeitungspapier. Eine der Fragen, wie Henry sie gern gestellt hat, als er noch ein Schuljunge war, könnte lauten: Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß genau dieser Fisch aus genau diesem Schwarm an genau diesem Riff zwischen Zeitungsseiten endet, nein, auf genau dieser Seite genau

dieser Ausgabe des *Daily Mirror*? Irgendwas von nahezu unendlich klein bis eins. Die zufällige Ordnung der Welt, die Unwahrscheinlichkeit, die gegen einen bestimmten Zustand spricht, hat es ihm noch immer angetan. Schon als Kind – und erst recht nach Aberfan – hat er weder an Schicksal noch an Vorsehung geglaubt, daran, daß die Zukunft von irgendwem im

Himmel bestimmt wird. Statt dessen gab es in jedem Augenblick abertrillionen Zukünfte; und das Willkürliche des puren Zufalls und der physikalischen Gesetze verhieß immerhin Freiheit von den Ränken eines finsteren Gottes.

Die weiße Plastiktüte mit dem Abendessen ist schwer, voll mit Fisch und

durchweichtem Papier; auf dem Rückweg zum Wagen schneiden ihm die Henkel ins Fleisch. Wegen der Schmerzen in der Brust kann er die Last nicht in die linke Hand nehmen. Als er das Fischgeschäft mit seinem Geruch nach feuchten Algen verläßt, riecht die Luft so süß wie beim Heuen einer Wiese an einem warmen Augusttag. Dieser Duft – sicherlich eine durch den Gegensatz

hervorgerufene Sinnestäuschung – hält trotz Verkehr und Februarkälte noch eine Weile vor. Die häufigen Familienferien beim Schwiegervater in der Ariège, dem südwestlichen Winkel Frankreichs, dort, wo sich das Land vor den Pyrenäen wellt und langsam ansteigt. Das Château St Félix aus warmem, hellrosafarbenem Stein, zwei Rundtürme und die Überreste

eines Walls, wohin sich John Grammaticus zurückzog, als seine Frau starb, und wo er ihren Tod mit jenen bekannten, kummervoll-schönen Liebesgedichten beklagte, die in dem Band *Keine Trauerfeiern* versammelt sind. Henry Perowne hat sie nicht gekannt, da er seit der Schule keine Gedichte mehr las, auch nicht, als er einen Dichter zum Schwiegervater

bekam. Allerdings fing er gleich wieder damit an, sobald er merkte, daß er selbst Vater einer Dichterin geworden war. Doch verlangte es ihm eine ungewohnte Anstrengung ab. Schon der erste Vers kann ein Druckgefühl hinter den Augen auslösen. Romane und Filme katapultieren einen, rastlos modern, wie sie sind, vorwärts oder rückwärts durch die Zeit, über Tage,

Jahre oder gar Generationen hinweg. Die Lyrik hingegen mit ihren Eindrücken und Urteilen balanciert auf der Nadelspitze des Augenblicks. Sich verlangsamen, vollkommen innehalten, um ein Gedicht zu lesen und zu verstehen, das ist, als erwerbe man althergebrachte Fertigkeiten wie das Kitzeln von Forellen oder das Errichten von Trockenmauern.

Als für Grammaticus vor mehr als zwanzig Jahren die Zeit der Trauer endete, begann er jene Reihe von Liebesaffären, die bis heute anhält. Es ist immer dasselbe Lied. Eine jüngere Frau, meist Engländerin, gelegentlich auch eine Französin, wird als Sekretärin oder Haushälterin eingestellt und nimmt nach und nach die Rolle der Ehefrau ein. Zwei, drei Jahre

später hält sie es nicht mehr aus und verläßt ihn, so daß die Familie Perowne Ende Juli von der Nachfolgerin begrüßt wird. Rosalind kommentiert jeden Wechsel mit spitzer Zunge. Sie trauert stets der jeweils letzten Geliebten nach, freundet sich aber dann doch mit der Neuen an, die schließlich nichts dafür kann. Die Kinder hingegen waren selbst als Teenager ohne Vorurteile

und immer freundlich. Perowne, der so veranlagt scheint, daß er nur eine einzige Frau im Leben liebt, ist insgeheim von seinem Schwiegervater beeindruckt, vor allem, da der alte Herr die Siebzig bereits überschritten hat. Aber vielleicht läßt John es mittlerweile auch langsamer angehen, denn Teresa, eine fidele, vierzigjährige Bibliothekarin aus Brighton,

ist schon seit beinahe vier Jahren bei ihm.

Die Abendessen draußen in der endlosen Dämmerung, die duftenden Heuräder auf den kleinen, steil ansteigenden Feldern rund um den Garten und der schwache Geruch von Schwimmbadchlor auf Kinderhaut, der warme Rotwein aus Cahors oder Cabrières – es hätte das Paradies sein können. Und

das war es auch fast, weshalb sie immer wieder zu Besuch kamen. Doch kann John ein kindischer, herrischer Mann sein, einer jener Künstler, die sich radikale Stimmungsumschwünge herausnehmen. Binnen einer Flasche Rotwein kann er von augenzwinkernd erzählten Anekdoten zu plötzlichen Gefühlsausbrüchen wechseln, die mit einem eingeschnappten Rückzug ins

Arbeitszimmer enden – der hohe, gebeugte Rücken, der im Zwielicht über den Rasen in Richtung des erleuchteten Hauses verschwindet, wohin ihm Betty, Jane, Francine oder nun Teresa nachlaufen, um alles wieder einzurenken. Die Kunst der Konversation hat er nie recht beherrscht, weshalb er dazu neigt, in abweichenden Meinungen, und seien sie noch so behutsam vorgebracht, eine

Beleidigung, eine Aufforderung zum Kampf auf Leben und Tod zu sehen. Die Jahre und der Alkohol stimmen ihn keineswegs milder. Und da er mit zunehmendem Alter weniger schreibt, wird er auch deshalb unzufriedener. Sein Exil in Frankreich gleicht einem anhaltenden Schmollen, das zwei Jahrzehnte lang von weiteren Kränkungen durch sein

Heimatland noch verschlimmert wurde. Es gab eine schwierige, vier Jahre anhaltende Phase, in der seine *Gesammelten Gedichte* vergriffen waren und ein anderer Verlag gefunden werden mußte. John litt, als nicht er, sondern Stephen Spender in den Adelsstand erhoben wurde, als man Craig Raine und nicht Grammaticus zum Herausgeber bei Faber

machte, als er die Lyrikprofessur in Oxford an James Fenton verlor, als man ihm Ted Hughes und danach Andrew Motion als Poeta laureatus vorzog und ganz besonders, als Seamus Heaney den Nobelpreis erhielt. Perowne sagten diese Namen nichts. Doch er begriff, daß bedeutende Dichter wie Chefärzte in einer argwöhnisch beobachteten, eifersüchtigen

Welt leben, in der man nervös auf seinen Ruf achtet und die Sorge um das eigene Prestige aufs Gemüt drücken kann. Dichter, oder doch zumindest dieser eine Dichter, sind ebensolche Sterbliche wie andere Menschen.

Als die Kinder noch klein waren, fuhren die Perownes einige Sommer lang woandershin, doch gefiel es ihnen an keinem Ort in

Südeuropa so gut wie in St Félix. Hier hatte Rosalind schon von klein auf ihre Ferien verbracht. Das Château war riesig, und so fiel es leicht, John aus dem Weg zu gehen – er blieb gern einige Stunden am Tag mit sich allein. Pro Woche kam es zu kaum mehr als zwei, drei unangenehmen Augenblicken, und mit der Zeit gewöhnte man sich fast daran. Außerdem hatte

Rosalind ihre eigenen, delikaten Gründe, engen Kontakt zu ihrem Vater zu halten, als deutlich wurde, nach welchem Schema sich sein Liebesleben gestaltete. Das Château hatte ihren Großeltern mütterlicherseits gehört, und das Anwesen war die große Liebe ihrer Mutter gewesen. Sie war es auch, die das Haus modernisieren und restaurieren ließ. Rosalind fürchtete nun, das Château

könne aus dem Besitz der Familie in fremde Hände übergehen, sollte John, durch Alter und Krankheit zermürbt, schließlich doch noch eine seiner Sekretärinnen heiraten. Die französischen Erbschaftsgesetze hätten dies verhindern können, nur gab es ein Dokument, eine alte Tontine, nach der St Félix davon ausgenommen war und englischem Gesetz

unterstand. Unberechenbar, wie er war, hatte John seiner Tochter zwar versichert, daß er nie wieder heiraten und das Château ihr gehören würde, doch weigerte er sich, dies schriftlich festzuhalten.

Diese unterschwelligen Sorgen ließen sich gewiß bald zerstreuen. Ein weiterer wichtiger Grund für ihre Sommerbesuche im Château war, daß Daisy und Theo darauf bestanden – damals, in

jenen alten Tagen, ehe John und Daisy sich entzweiten. Die Kinder liebten ihren Großvater und hielten seine albernen Launen für einen Beweis seiner Besonderheit, seiner Größe – eine Sicht, die er sich nur zu gern gefallen ließ. So verhätschelte er sie, wurde in ihrer Gegenwart nie laut und verschonte sie mit seinen schlimmsten Wutausbrüchen. Von Anfang an glaubte er – zu Recht, wie

sich zeigen sollte –, einen wichtigen Einfluß auf ihre intellektuelle Entwicklung auszuüben. Kaum war klar, daß Theo nie mehr als ein höfliches Interesse für Bücher aufbringen würde, bestärkte ihn John im Klavierspiel und brachte ihm einen einfachen Boogie in C-Dur bei. Schließlich kaufte er ihm eine akustische Gitarre und schleppte aus dem Keller Pappkartons mit

Langspielplatten sowie schweren alten 78er Scheiben herauf und überspielte sie auf Tonbänder, die in regelmäßigen Abständen in London eintrafen. Zu Theos vierzehntem Geburtstag fuhr sein Großvater mit ihm nach Toulouse, um John Lee Hooker bei einem seiner letzten Auftritte zu erleben. An einem Sommerabend spielten Grammaticus und Theo nach dem Essen ›St.

James' Infirmary‹ unter funkelndem Sternenhimmel; der alte Mann legte den Kopf in den Nacken und röhrte den Song mit einem heiseren amerikanischen Akzent hinaus, der Rosalind zu Tränen rührte. Theo, gerade vierzehn Jahre alt, improvisierte dazu ein klangvolles, melancholisches Solo. Perowne saß abseits mit einem Glas Wein am Schwimmbecken, die nackten

Füße im Wasser. Er war ebenfalls gerührt und machte sich Vorwürfe, das Talent seines Sohnes nicht ernst genug genommen zu haben.

In jenem Herbst begann Theo, nach Ostlondon zu fahren, um Unterricht bei einigen älteren Vertretern der britischen Blues-Szene zu nehmen, zu denen er über eine Freundin von Rosalind Kontakt bekommen hatte, die bei der Zeitung arbeitete.

Theo sagte, Jack Bruce beeindrucke ihn am meisten, da er klassische Musik gelernt habe, mehrere Instrumente spiele, das Baßspiel revolutioniere, sich in der Theorie auskenne und in den frühen sechziger Jahren, der goldenen Zeit des britischen Blues, jenen lang vergangenen Tagen von Blues Incorporated, mit allen namhaften Leuten Aufnahmen gemacht habe.

Außerdem, sagte Theo, zeige er mehr Geduld mit ihm als die anderen und sei sehr freundlich. Perowne fand es erstaunlich, daß sich ein bekannter Mann wie Jack Bruce die Mühe machte, einen so jungen Spund zu unterrichten. Theo fand daran sympathischerweise nichts Besonderes.

Durch Bruce lernte Theo einige legendäre Musikgrößen kennen. Er

durfte in Claptons Meisterklasse reinschauen. Long John Baldry kam zu einem Reunion Concert aus Kanada. Theo hörte sie gern über Cyril Davies und Alexis Korner reden, über die Graham Bond Organisation und Creams erstes Konzert. Durch einen Zufall jammte er mehrere Minuten lang mit Ronnie Wood und traf dessen jüngeren Bruder Art. Ein Jahr später fragte ihn Art, ob er

nicht in einer Jam-Session im Eel Pie Club im Cabbage Patch Pub in Twickenham mitspielen wolle. Nach kaum fünf Jahren schien er sich die ganze Tradition angeeignet zu haben. Wenn er im Château war, spielte er jedesmal für seinen Großvater und zeigte ihm die neusten Kniffe. Er schien Johns Zustimmung zu brauchen, und der alte Mann tat ihm den Gefallen. Das

mußte Perowne ihm lassen: Er hatte in Theo ein Talent gefördert, von dem sein Vater womöglich nie etwas geahnt hätte. Zwar hatte Henry ihm, als Theo neun Jahre alt war, bei einem Urlaub zum Body-Surfen in Pembrokeshire auf einer fremden Gitarre drei Griffe beigebracht und erklärt, wie der Blues in E funktioniert. Doch war das neben Frisbeewerfen,

Grasskilaufen, Quad-Biking, Paint-Balling, Steine titschen und Inlinern nur eine Anregung unter vielen gewesen. Damals hatte er den Spaß seiner Kinder sehr ernst genommen. Er hatte sich beim Inlinern sogar einen Arm gebrochen, doch hätte er nie geglaubt, daß diese drei Griffe für seinen Sohn einmal eine berufliche Grundlage abgeben würden.

John Grammaticus hatte

auch auf Daisys Entwicklung einigen Einfluß, zumindest bis zu dem Tag, an dem etwas schieflief. Als sie dreizehn war, etwa zur gleichen Zeit, als John ihrem Bruder den Boogie in C-Dur beibrachte, bat er sie, ihm von den Büchern zu erzählen, die sie so gern las. Er hörte genau zu und verkündete dann, sie sei unterfordert – von ihren »Romanen für junge Erwachsene« hielt er

überhaupt nichts. Er überredete sie, es mit *Jane Eyre* zu versuchen, las ihr die ersten Kapitel laut vor und malte ihr das Vergnügen aus, das sie noch erwartete. Sie hielt durch, doch nur ihm zuliebe. Die Sprache fand sie ungewohnt, die Sätze waren lang, die Bilder, sagte sie immer wieder, würden in ihrem Kopf nicht deutlich. Perowne versuchte es selbst auch mit dem Buch und

machte so ziemlich dieselbe Erfahrung. Doch John ließ nicht locker, und nach hundert Seiten hatte Jane es seiner Enkelin angetan, und sie konnte kaum zu den Mahlzeiten mit dem Lesen aufhören. Eines Nachmittags ging die Familie über die Felder spazieren, nur Daisy blieb daheim und hatte noch einundvierzig Seiten zu lesen. Als sie zurückkehrten, saß sie unter einem Baum

beim Taubenschlag und weinte – nicht wegen der Geschichte, sondern weil sie das Buch zu Ende gelesen hatte, weil sie aus einem Traum erwacht war und begriff, daß all dies die Schöpfung einer Frau war, die sie niemals kennenlernen sollte. Sie weinte, sagte sie, vor Bewunderung und auch vor Freude darüber, daß man sich so etwas ausdenken konnte. Was genau, wollte

Grammaticus wissen. Ach, Opa, zum Beispiel als die Waisen starben, obwohl doch so schönes Wetter war, und dann die Stelle, wo Rochester sich als Zigeuner ausgibt, und wenn Jane zum ersten Mal Bertha trifft, die sich wie ein wildes Tier benimmt…

Er gab ihr Kafkas Erzählung *Die Verwandlung,* die, wie er behauptete, ideal für dreizehnjährige Mädchen

sei. Sie verschlang dieses Familienmärchen und verlangte, daß auch ihre Eltern es lasen. Eines Morgens kam sie im Château viel zu früh ins elterliche Schlafzimmer, setzte sich auf den Bettrand und jammerte: Dieser arme Gregor Samsa, seine Familie ist ganz *gräßlich* zu ihm. Wie gut, daß er eine Schwester hat, die sein Zimmer aufräumt und Essen für ihn findet, das ihm

schmeckt. Rosalind las die Erzählung wie einen juristischen Schriftsatz in einem Zug durch. Perowne, der natürlich von einer Geschichte über eine unmögliche Verwandlung zunächst einmal wenig hielt, gab zu, am Ende fasziniert gewesen zu sein – zu höherem Lob wollte er sich nicht hinreißen lassen. Ihm gefiel auf der letzten Seite die gedankenlose

Grausamkeit der Schwester, die mit den Eltern bis zur Endhaltestelle fährt und ihren jungen Körper dehnt, bereit, ein sinnliches Leben zu beginnen. Eine Verwandlung, an die er glauben konnte. Das war das erste Buch, das Daisy ihm empfahl, und es markierte den Beginn seiner literarischen Erziehung unter ihrer Anleitung. Zwar hatte er all die Jahre immer brav versucht, alles zu lesen, was

sie ihm aussuchte, doch wußte er, daß sie ihn dennoch für ungehobelt hielt, für einen unrettbaren Materialisten. Sie findet, es mangle ihm an Phantasie. Da mag etwas dran sein, doch hat sie ihn trotzdem nicht ganz aufgegeben. Bücher stapeln sich an seinem Bett, und heute abend wird sie ihm neue bringen. Dabei hat er die Darwin-Biographie noch nicht durch, und mit der über

Conrad hat er noch nicht mal angefangen.

Seit dem Sommer mit Brontë und Kafka kümmerte sich Grammaticus um Daisys Lesepensum. Hinsichtlich der Grundlagen hatte er feste, altmodische Ansichten und glaubte auch nicht, daß Lesen immer nur vergnüglich sein mußte. Außerdem fand er, daß Kinder auswendig lernen sollten, und war bereit, dafür zu zahlen. Shakespeare,

Milton und die King-James-Bibel – fünf Pfund für zwanzig auswendig gelernte Zeilen aus den Absätzen, die er ihr angestrichen hatte. Dies seien die Quellen aller guten englischen Prosa und Lyrik; er hielt Daisy dazu an, sich die Silben auf der Zunge zergehen zu lassen und ihre rhythmische Kraft zu fühlen. Mit fünfzehn verdiente sie sich in den Sommerferien ein kleines Vermögen im

Château, indem sie Teile von *Paradise Lost,* der Genesis und diverse düstere Grübeleien von Hamlet deklamierte oder sogar vorsang. Sie sagte Browning auf, Clough, Chesterton und Masefield. In einer guten Woche verdiente sie fünfundvierzig Pfund. Selbst heute, Jahre später, mit dreiundzwanzig, behauptete sie, zwei Stunden lang pausenlos Gedichte

»runterrasseln« zu können – ihre Formulierung. Als sie mit achtzehn von der Schule abging, hatte sie fast alles gelesen, was ihr Großvater selbstverständlich fand. Für ihn war klar, daß sie nirgendwo anders als an seinem alten College in Oxford Englische Literatur studieren sollte. Henry und Rosalind baten ihn zwar, sich nicht einzuschalten, doch legte er vermutlich trotzdem

ein gutes Wort für sie ein. Das System sei heutzutage unbestechlich, wiegelte er ab, weshalb er ihr nicht helfen könnte, selbst wenn er wollte. Sie wußten zwar beide aus ihrer eigenen beruflichen Erfahrung, daß das strenggenommen nicht möglich war, doch beruhigte es ihr Gewissen ebenso wie die handschriftlichen Zeilen eines Dozenten an Daisys Schuldirektor, die mündliche

Prüfung sei überragend gewesen, sie habe jede Aussage mit einem Zitat belegen können.

Ein Jahr später hatte sie dann für den Geschmack ihres Großvaters vielleicht ein klein wenig zuviel Erfolg. Sie traf zwei Tage nach ihrer Familie in St Félix ein und brachte das Gedicht mit, für das sie den Newdigate-Preis gewonnen hatte. Henry und Rosalind hatten vom

Newdigate noch nie gehört, waren aber natürlich mächtig stolz. Daisys Großvater, der den Preis selbst Ende der fünfziger Jahre gewonnen hatte, bedeutete der Newdigate viel mehr, vielleicht zuviel. Er nahm die Blätter mit in sein Arbeitszimmer – ihre Eltern bekamen jenes Gedicht erst später zu sehen, das ausführlich die zärtlichen Meditationen einer jungen

Frau nach einer ihrer Affären beschrieb. Wieder einmal hatte sie die Laken vom Bett abgezogen und zum Waschsalon getragen, wo sie durch das »beschlagene Monokel« der Waschmaschine schaute, die »reinigend all unsere Flecken wendet«. Wie die Jahreszeiten wechseln die Affären einander viel zu rasch ab, zu schnell »verfärbt sich Grün zu Braun«,

während »Fallobst überreif dem Vergessen entgegenfault«. Die Flecken sind keine echten Sünden, sondern »Wasserzeichen der Ekstase«, später auch »milchige Palimpseste« und deshalb nicht so leicht zu entfernen. Auf unbestimmt religiöse, süßlich erotische Weise schien das Gedicht dem besorgten Perowne zu besagen, daß das erste Studienjahr seiner Tochter

viel abwechslungsreicher gewesen war, als er vermutet hatte. Nicht bloß ein einzelner Freund oder Liebhaber, sondern gleich eine ganze Reihe, was sie fast abgeklärt beschrieb. Vielleicht war Grammaticus deshalb gegen das Gedicht eingenommen – sein Schützling hatte einen eigenen Weg eingeschlagen und andere Männer gefunden. Vielleicht handelte es sich

auch nur um die Angst, Renommee einzubüßen – Grammaticus hatte Daisys literarische Bildung formen, deshalb aber noch lange keine Konkurrentin heranziehen wollen. Schließlich hatten auch Fenton und Motion diesen Newdigate-Preis gewonnen.

Zum Abendessen machte Teresa Salade niçoise mit frischem Thunfisch vom Markt in Pamiers. Der Tisch

war draußen vor der Küche gedeckt, am Rand einer großen Wiese. Und es war wieder einmal ein wunderschöner Abend, die rötlichen Schatten der Bäume und Büsche wanderten über das trockene Gras, und die Grillen setzten dort ein, wo die Zikaden am Nachmittag aufgehört hatten. Grammaticus kam als letzter. Während sein Schwiegervater sich auf dem

Stuhl neben Daisy niederließ, sah Perowne ihm an, daß er schon eine Flasche Wein intus hatte, vielleicht auch mehr. Das bewahrheitete sich, als er nach dem Handgelenk seiner Enkelin griff und ihr in jenem ungenierten Kommandoton, den Betrunkene für vertraulich halten, sagte, das Gedicht sei nicht durchdacht und gehöre nicht gerade zu dem, was normalerweise den

Newdigate gewinne. Es sei wirklich nichts Besonderes, sagte er, als ob sie das schon selbst wisse und ihm nur zustimmen könne. Er war, was ein Psychologe enthemmt nennen mochte.

Schon in ihrem letzten Schuljahr, kaum achtzehn Jahre alt, hatte Daisy als Schulsprecherin und Klassenbeste ihre selbstbeherrschte, bestimmte Art entwickelt. Sie ist eine

adrette, junge Frau, mit zartem Knochenbau, aber kompakt, mit einem schmalen Elfengesicht, kurzem, schwarzem Haar und aufrechter Haltung. Nichts scheint sie aus der Fassung zu bringen. Nur ihre Eltern und ihr Bruder wußten an diesem Abend, wie brüchig dieses beherrschte Äußere war. Doch wirkte sie kühl, als sie ihrem Großvater ohne alle Hast die Hand entzog, ihn

ansah und darauf wartete, daß er weiterredete. Grammaticus nahm einen kräftigen Schluck Wein, als tränke er warmes Bier aus einem Halbliterglas, und preschte in ihr Schweigen vor. Der Rhythmus, sagte er, sei ungenau und schwerfällig, die Stanzen von unterschiedlicher Länge. Henry schaute zu Rosalind hinüber und hoffte, sie würde eingreifen. Falls sie es nicht

tat, würde er es tun müssen, doch bekäme das Ganze dann zuviel Gewicht. Bis er später an jenem Abend im Lexikon nachschlug, war er sich zu seiner Schande nicht einmal völlig sicher, was eine Stanze war. Rosalind hielt sich zurück – wer den Redestrom ihres Vaters zu früh unterbrach, riskierte einen Wutausbruch. Ihn zu bändigen war eine delikate Kunst. Die ihr

gegenübersitzende Teresa litt bereits. Zu ihrer Zeit, aber auch bei vielen Gelegenheiten in den Jahren zuvor, hatte es Szenen wie diese gegeben, doch war noch nie eines der Kinder das Opfer gewesen. Sie wußte, es würde nicht gut ausgehen. Theo stützte das Kinn in die Hand und starrte auf seinen Teller.

Vom Schweigen seiner Enkelin ermuntert, nahm

John kein Blatt mehr vor den Mund, schwang sich immer mehr zum Richter auf, tat aber in aller Einfalt auch noch penetrant vertraulich. Er verwechselte die junge Frau mit der Sechzehnjährigen, der er die elisabethanischen Dichter des silbernen Zeitalters nahegebracht hatte. Und falls er es je wußte, hatte er nun vergessen, was ein gutes Jahr an der Universität bewirken

konnte. Für ihn war klar, daß sie ebenso empfand wie er selbst, schließlich sagte er nur das Offensichtliche: Das Gedicht war zu lang und zu angestrengt darum bemüht, den Leser zu schockieren; außerdem gab es da, wie sie beide wußten, einen viel zu weit hergeholten Vergleich. Er schwieg, um sich erneut einen kräftigen Schluck zu gönnen, und noch immer sagte sie kein Wort.

Als er auch noch behauptete, ihr Gedicht sei nicht gerade originell, erhielt er endlich eine Reaktion. Sie legte ihren hübschen Kopf schräg und zog eine Augenbraue in die Höhe. Nicht originell? Perowne sah das verräterische Zucken am zierlichen Kinn und dachte, sie würde die Beherrschung verlieren. Endlich meldete sich Rosalind zu Wort, doch ihr Vater übertönte sie

einfach. Ja, Pat Jurdan, eine kaum bekannte, doch begabte Dichterin aus der Liverpooler Schule hätte Ähnliches in den Sechzigern beschrieben – das Ende einer Affäre, die nachdenkliche Dichterin und die vor ihr schleudernden Laken im Waschsalon. Wußte Grammaticus sogar, wie idiotisch er sich benahm, und fand keinen Weg zurück? In den schwachen Augen des alten Mannes lag der Blick

eines Hundes, der sich duckt, als habe er Angst und flehe darum, von jemandem gerettet zu werden. Seine Stimme versagte, während er sich um Leutseligkeit bemühte, doch redete er weiter, immer weiter und machte sich selbst nur um so lächerlicher. Die Stille am Tisch, die er ausgenutzt hatte, wurde nun zur Strafe, zur Heimsuchung. Theo starrte ihn verwundert an und

schüttelte den Kopf. Natürlich, sagte John, beschuldige er Daisy nicht des Plagiats, vermutlich habe sie das Gedicht gelesen und es wieder vergessen oder habe es selbst einfach neu erfunden. Schließlich sei es kein außergewöhnlicher oder ungewöhnlicher Gedanke, doch wie auch immer…

Außerstande, seine Lage noch zu verschlimmern, gab er schließlich Ruhe.

Überrascht sah Perowne, daß seine Tochter keineswegs am Boden zerstört zu sein schien. Sie war empört. Er sah die Halsschlagader unter der Haut pulsieren, doch ließ sie sich nicht zu einem Wutanfall hinreißen. Plötzlich ertrug der Großvater das Schweigen nicht länger, hob erneut an, überstürzte sich, um sein Urteil abzuschwächen, ohne es eigentlich zu ändern. Doch

Daisy fiel ihm ins Wort und meinte, man solle das Thema wechseln, woraufhin Grammaticus bloß »Ach, Scheiße!« murmelte, aufstand und ins Haus ging. Sie sahen ihm nach – ein vertrauter Anblick, die sich entfernende Gestalt, aber auch verstörend, vor allem, da es in diesem Sommer zum ersten Mal geschah.

Daisy blieb noch drei Tage; Zeit genug für ihren

Großvater, sich etwas einfallen zu lassen, wie die Beziehung zu retten war. Doch am nächsten Tag gab er sich forsch und selbstzufrieden und schien den Vorfall vergessen zu haben. Oder er heuchelte nur – wie vielen Trinkern gefiel ihm der Gedanke, jeder neue Morgen zöge einen Schlußstrich unter den vorangegangenen Tag. Als Daisy nach Barcelona fuhr –

die Reise war schon lang geplant –, brachte sie es über sich, ihn zum Abschied auf beide Wangen zu küssen, und er faßte nach ihrem Arm und redete sich hinterher ein, das sei eine Versöhnung gewesen. Als Rosalind und Henry dabei blieben, daß die Geschichte mit Daisy noch nicht ausgestanden war, warf er ihnen vor, bloß Schwierigkeiten zu machen. Er dürfte sich später

gewundert haben, warum Daisy sich während der beiden folgenden Sommer nicht in St Félix blicken ließ. Sie fand gute Gründe, mit Freunden nach China und Brasilien zu reisen. Er hätte ihr auch schreiben sollen, als sie ihren Abschluß mit Auszeichnung machte, doch war er da längst eingeschnappt. Folglich schien es ein Wagnis zu sein, als Rosalind ihm die Fahnen

von Daisys Gedichten schickte. Mußte ihm das nicht mißfallen? Noch dazu, da ihr Verlag ausgerechnet derselbe war, der seine *Gesammelten Gedichte* nicht wiederaufgelegt hatte?

Falls seine Begeisterung für *Mein dreister Kahn* taktische Gründe hatte, wußte er dies geschickt zu verbergen. Sein langer Brief begann mit dem Geständnis, daß er sich, was das

Waschsalon-Gedicht betraf, wie »ein erbärmlicher Flegel« benommen habe. Das Gedicht selbst war im Buch nicht abgedruckt, und Henry fragte sich, ohne diesen Gedanken je laut auszusprechen, ob Daisy ihrem Großvater letztlich nicht doch recht gab. Sie habe einen leichten Ton gefunden, schrieb Grammaticus weiter, der dennoch reich an

Bedeutungen und Anspielungen sei. Unvermutet mischten sich in diese beiläufigen, ruhigen Zeilen Verse von überraschender Gefühlsstärke und »säkularer Transzendenz«. Insofern spiegelten ihre Gedichte den Geist seines geliebten Larkin wider, jedoch gepaart mit der Sinnlichkeit einer jungen Frau und schwärzerem Humor. In seiner nahezu

unleserlichen Handschrift lobte er die »intellektuelle Kraft« und den »Mut eines entschlossenen und unabhängigen Urteils« in der Anordnung ihrer Gedichte. Ihm gefiel der »zotige Witz« ihrer ›Sechs kurzen Lieder‹. »Wie blöd« habe er über ›Die Ballade vom Hirn auf meinem Schuh‹ gelacht – ein Gedicht, das entstanden war, nachdem Daisy ihrem Vater einen Vormittag lang bei der

Arbeit im Operationssaal zugesehen hatte. Gerade dieses Gedicht gefiel Henry natürlich am wenigsten. Seine Tochter hatte bei einem einfachen MCA-Aneurysma zugesehen. Keinerlei graue oder weiße Hirnsubstanz war ausgetreten. Ihm kam das Gedicht wie ein Paradebeispiel für die grundlegende, doch – wie er annehmen mußte –

verzeihliche Unehrlichkeit der Kunst vor. Daisy schickte ihrem Großvater eine Postkarte mit ein paar freundlichen Zeilen. Sie erklärte, wie sehr sie ihn vermißt hatte und wieviel sie ihm verdanke. Sie sagte, seine Worte hätten sie glücklich gemacht, sie lese sie immer wieder und ihr sei ganz schwindlig von seinem Lob.

Und nun sind der alte

Mann und Daisy aus Toulouse und Paris auf dem Weg nach London. Von einer Fernsehgesellschaft, die eine Sendung über ihn machen will, wird Grammaticus stilvoll im Claridge untergebracht. Das Abendessen im Kreis der Familie soll dann die Versöhnung besiegeln – soweit der Plan, doch Perowne, der seine Fischtüte schleppt und sich von der

Menge die High Street entlangschieben läßt, hat zu viele Mahlzeiten mit seinem Schwiegervater hinter sich, um allzu optimistisch zu sein; außerdem hat sich in den letzten drei Jahren die Lage eher verschlechtert. Wie früher nämlich beginnt Grammaticus seine Abende oder späten Nachmittage neuerdings wieder mit dem einen oder anderen ordentlichen Schuß Gin vor

dem ersten Glas Wein – eine Angewohnheit, die er in seinen Sechzigern eine Zeitlang aufgegeben hatte. Ebenfalls neu sind die Gläser Scotch, die den Tag abrunden, ehe er sich ein »reinigendes« Bier als Schlaftrunk gönnt. Steht er aufgekratzt oder gutgelaunt auf der Türschwelle, wird er wie selbstverständlich den Zwang verspüren, im Haus seiner Tochter den Ton

anzugeben, was ihn noch mehr trinken läßt. Die Trunkenheit ist eine Reise, die ihn im Anfangsstadium meist fröhlich stimmt – er ist unterhaltsam, aufgeschlossen, schelmisch und lustig, der berühmte alte Dichter, der fast ebensogern zuhört wie redet. Doch kaum ist er am Ziel angelangt, kaum hat er das lichtlose Plateau der Volltrunkenheit erreicht, ergreifen häßlichere

Musen von ihm Besitz, die Kobolde der Aggression, der Paranoia und des Selbstmitleids. Mittlerweile darf man erwarten, daß ein Abend mit John nicht gut ausgeht, falls nicht alle bereit sind, ihm nach dem Mund zu reden, ihm zu schmeicheln und ihm stundenlang mit versteinertem Gesicht zuzuhören. Doch dazu wird niemand bereit sein.

Perowne steht vor seinem

Wagen und packt die streng riechende Tüte in den Kofferraum zwischen die Wanderstiefel der Familie, ihre Rucksäcke und die Tennisbälle vom letzten Sommer. Irgendwie kommt ihm der unprofessionelle Gedanke, daß es für alle am besten wäre, auch für den alten Mann, wenn man ihm eine leichte Beruhigungstablette gäbe, solange er noch auf dem

fröhlichen ersten Abschnitt der Reise weilt, irgendein schnell wirkendes Benzodiazepin-Derivat, aufgelöst in einem starken Rotwein, einem Rioja etwa, um ihn dann, sobald das Gähnen heftiger wird, die Treppe hinauf in sein Zimmer oder zum Taxi zu bringen – der berühmte alte Dichter eine halbe Stunde vor Mitternacht im Bett, müde und zufrieden, und nichts

Schlimmes passiert.

Er ist im langsam fließenden Verkehr einige hundert Meter durch Marylebone gefahren, als ihm im Rückspiegel, zwei Autos hinter dem eigenen Wagen, ein roter BMW auffällt. Allerdings sieht er nur ein Stück vom Kotflügel, er kann nicht erkennen, ob der Seitenspiegel fehlt. Auf einer Kreuzung schiebt sich ein weißer Lieferwagen

dazwischen, und der rote Wagen ist kaum noch zu sehen. Das könnte Baxter sein, unmöglich wäre es nicht, doch fürchtet sich Perowne nicht davor, ihm wiederzubegegnen. Es würde ihm wirklich nichts ausmachen, mit ihm zu reden. Sein Fall ist interessant, und das Angebot, ihm zu helfen, war ernst gemeint. Aber wieso geht es an einem Samstagmorgen

plötzlich nicht mehr weiter. Vor ihm staut sich der Verkehr. Als er erneut in den Spiegel sieht, ist der rote Wagen verschwunden. Und dann vergißt er ihn, er wird von einem TV-Geschäft zu seiner Linken abgelenkt.

Im Schaufenster sind auf verschiedenen, leicht geneigten Bildschirmen – Röhren- und Plasmabildschirme, Handheldscreens und

Heimkinoleinwände – Reihen identischer Bilder zu sehen. Alle zeigen den Premierminister bei einem Studiointerview. Eine Nahaufnahme von seinem Gesicht wird allmählich zur Nahaufnahme seines Mundes, bis die Lippen schließlich den halben Bildschirm einnehmen. Wenn wir wüßten, was er wisse, hat er in der Vergangenheit behauptet,

wollten wir diesen Krieg genau wie er. Vielleicht reagiert der Programmdirektor mit diesem langsamen Zoom ganz bewußt auf eine Überlegung, die sein Publikum beschäftigen dürfte: Sagt dieser Politiker die Wahrheit? Kann man aber Gefühle wirklich am Gesicht ablesen, den ehrlichen Mann an seiner Miene erkennen? Perowne ist

Paul Ekmans Buch zu diesem Thema bekannt. Lügt man absichtlich, werden bestimmte Muskelgruppen beim Lächeln nicht aktiviert. Sie regen sich erst, wenn es um echte Gefühle geht. Das Lächeln eines Lügners ist unvollkommen, ungenügend. Wie aber wollen wir sehen, ob diese Muskeln reglos bleiben, da es doch so viele verschiedene Gesichter gibt, Fettpolster, ungewohnte

Vertiefungen, unterschiedliche Schädelknochen? Besonders schwierig wird es, wenn der erste und beste unwillkürliche Schachzug eines überzeugten Lügners darin besteht, sich einzureden, er meine, was er sage. Denn sowie er das selber glaubt, schwindet alle Täuschung.

Doch trotz aller Schwierigkeiten, aller

instinktiven Täuschungsmanöver sehen wir weiter genau hin, wollen ein Gesicht prüfen, die Absichten ergründen. Freund oder Feind heißt die uralte Sorge. Und auch wenn wir über Generationen hinweg kaum öfter als jedes zweite Mal richtig tippen, lohnt es sich. Heute mehr denn je, am Rande eines Krieges, zu einem Zeitpunkt, an dem das Land noch glaubt, die Tat in

letzter Minute verhindern zu können. Denkt dieser Mann ernsthaft, ein Krieg werde unser Leben sicherer machen? Besitzt Saddam Waffen mit schrecklicher Vernichtungskraft? Das Problem ist einfach: Der Premierminister könnte es ehrlich meinen und sich dennoch irren. Selbst manche seiner erbittertsten Gegner zweifeln nicht an seinem guten Glauben. Er könnte

kurz vor einer ungeheuerlichen Fehleinschätzung stehen. Doch vielleicht geht seine Rechnung auch auf – der Diktator ohne Hunderttausende von Toten bezwungen, und nach ein, zwei Jahren schmiegt sich endlich eine – weltliche oder islamische – Demokratie zwischen die müden Tyranneien im Nahen Osten. Vom Verkehr eingeklemmt,

überfällt Henry neben dem vervielfachten Gesicht die eigene Unschlüssigkeit wie eine Art Schwindel, ein Taumel der Unentschiedenheit. Da ist sein Beruf als Neurochirurg doch einfacher und sicherer.

Er kennt Patienten, die das Gesicht ihrer engsten Angehörigen und Freunde nicht wiedererkennen, geschweige denn darin lesen können. In den meisten

Fällen wurde der Gyrus occipitotemporalis lateralis geschädigt, gewöhnlich durch einen Infarkt. Und dagegen ist ein Neurochirurg machtlos. Um solch einen Moment defizitärer Gesichtserkennung – vorübergehende Prosopagnosie – muß es sich auch gehandelt haben, als er Tony Blair einmal persönlich begegnete. Es war im Mai 2000, zu einer Zeit, der

mittlerweile ein Glanz, eine falsche Patina von Unschuld anzuhaften scheint. Denn vor den heutigen Problemen beschäftigte uns ein allgemein begrüßtes, öffentliches Projekt. Niemand wollte leugnen, daß wenigstens dieses eine Mal etwas gut gelaufen war. Man hatte ein stillgelegtes Kraftwerk am Südufer der Themse als idealen Ort für ein Museum der modernen

Kunst ausgemacht. Der Umbau war kühn und genial. Zur Eröffnungsfeier der Tate Modern kamen viertausend Gäste – Stars, Politiker, alles, was Rang und Namen hatte. Aberhundert junge Männer und Frauen verteilten Champagner und Appetithappen, und es herrschte eine allgemeine, von keiner Kritik getrübte Euphorie, was für solche Ereignisse doch eher

ungewöhnlich ist. Henry hielt sich dort als Mitglied des Royal College of Surgeons auf, Rosalind war über ihre Zeitung eingeladen. Theo und Daisy begleiteten sie, verschwanden aber sofort in der Menge. Ihre Eltern sahen sie erst am nächsten Morgen wieder. Die Gäste versammelten sich in der industriellen Weitläufigkeit der alten Turbinenhalle, in der das Wogen von

Tausenden von aufgeregten Stimmen eine riesige, unter den Eisenträgern kauernde Spinne in der Schwebe zu halten schien. Nach einer Stunde trennten sich Henry und Rosalind von ihren Freunden und schlenderten mit ihren Drinks an den Exponaten vorbei durch die relativ verlassenen Ausstellungsräume.

Sie waren so gehobener Stimmung, daß sie selbst die

langweiligen Orthodoxien konzeptueller Kunst so wohlwollend betrachteten wie feierlich ausgestellte Schülerarbeiten an einem Tag der offenen Tür. Perowne gefiel Cornelia Parkers ›Exploding Shed‹ – eine humorvolle Konstruktion, beinahe wie ein Geistesblitz, der ein Hirn durchzuckt. Sie kamen in einen Raum mit Rothkos und standen mehrere Minuten

lang auf das angenehmste entspannt zwischen riesigen Farbflächen von stumpfem Purpur und Orange. Dann gingen sie durch einen breiten Durchgang in den nächsten Ausstellungsraum und sahen etwas, das sie im ersten Moment für eine weitere Installation hielten. Nur ein Teil davon, ein flacher Ziegelsteinhaufen, war tatsächlich ein Exponat. Dahinter, am anderen Ende

des großen Raumes, standen der Premierminister und an seiner Seite der Museumsdirektor. Etwa fünf Meter vor ihnen, diesseits der Ziegelsteine, drängte sich, durch eine Samtkordel notdürftig abgetrennt, die Presse – Journalisten und an die dreißig Fotografen, vielleicht auch mehr – sowie offenbar einige Museumsangestellte und Bedienstete der Downing

Street. Die Perownes hatten in einem eigentümlich stillen Moment den Raum betreten. Blair und der Direktor lächelten und posierten für die Kameras, auf deren Bildern auch die Ziegelsteine zu sehen sein würden. Scheinbar willkürlich zuckten Blitzlichter auf, doch waren keine der sonst üblichen Zurufe von Fotografen zu hören. Es war, als hätte sich die Ruhe des

Rothko-Raumes auf sie übertragen.

Dann winkte der Direktor, der vermutlich nach einem Vorwand suchte, den Fototermin zu beenden, grüßend zu Rosalind hinüber. Sie kannten sich von irgendeiner Prozeßsache her, die gütlich beigelegt worden war. Der Direktor führte Blair um den Steinhaufen herum und quer durch den Saal auf die Perownes zu, im

Schlepptau das gesamte Gefolge, die Fotografen mit den schußbereiten Kameras, die Klatschkolumnisten, Notizbuch in der Hand für den Fall, daß etwas Interessantes geschehen sollte. Hilflos sahen die Perownes sie näher kommen. Mitten im Gedränge wurden sie dem Premierminister vorgestellt. Er nahm zuerst Rosalinds Hand, dann die von Henry. Sein Griff war

männlich fest, und zu Perownes Überraschung schien Blair ihn zu kennen, denn er schaute ihn interessiert an. Der Blick war aufmerksam, klug und unerwartet jungenhaft. So vieles würde noch geschehen.

Er sagte: »Ich bin ein aufrichtiger Bewunderer Ihrer Arbeit.«

»Danke«, erwiderte Perowne automatisch, war aber sichtlich beeindruckt.

Schließlich konnte es durchaus sein, sagte er sich, daß Blair mit seinem guten Gedächtnis und dem Ruf, eine Unmenge an Einzelheiten aus Ministerbesprechungen behalten zu können, von dem ausgezeichneten Bericht gehört hatte, der letzten Monat vom Krankenhaus vorgelegt worden war – alle Planungsziele erfüllt –, vielleicht sogar von der

besonderen Erwähnung der außergewöhnlich guten Ergebnisse der neurochirurgischen Abteilung. Gegenüber dem Vorjahr hatten sie ihre Leistung um dreiundzwanzig Prozent gesteigert. Doch dann begriff Henry, was für ein absurder Gedanke das war.

Der Premierminister, der noch seine Hand hielt, fuhr nämlich fort: »Wirklich,

zwei Ihrer Gemälde hängen in der Downing Street. Cherie und ich finden sie einfach hinreißend.«

»Nein, nein«, wehrte Perowne ab.

»Doch, doch«, beharrte der Premierminister und schüttelte wieder seine Hand. Dies war nicht der Moment für künstlerische Bescheidenheit.

»Nein, ich glaube, Sie…«

»Doch, ehrlich. Sie hängen

im Eßzimmer.«

»Sie irren sich«, sagte Perowne, und bei diesen Worten huschte für den Bruchteil einer Sekunde ein Ausdruck des Entsetzens und flüchtigen Selbstzweifels über das Gesicht des Premierministers. Niemand sonst sah seine Miene erstarren und die Augen ein klein wenig hervortreten. Ein Haarriß zeigte sich in der Selbstsicherheit der Macht.

Dann fuhr er fort wie zuvor, hatte zweifellos rasch kalkuliert, daß es angesichts der Menge, die ihn umdrängte und zuzuhören versuchte, keinen anderen Ausweg gab. Jedenfalls nicht ohne hämische Presse am nächsten Tag.

»Wie dem auch sei, sie sind wirklich wunderbar. Meinen Glückwunsch.«

Eine seiner Beraterinnen, eine Frau in schwarzem

Hosenanzug, schaltete sich ein und sagte: »Wir haben noch dreieinhalb Minuten, Herr Premierminister. Wir müssen weiter.«

Blair ließ Perownes Hand los, wandte sich mit nichts als einem Kopfnicken und einem kurzen Schürzen der Lippen ab und ließ sich fortführen. Seine Entourage, die Presse, die Lakaien, die Bodyguards, die Museumsdiener und ihr

Direktor rauschten hinter ihm her, und Sekunden später standen die Perownes wieder allein im leeren Ausstellungsraum mit den Ziegelsteinen, als wäre nichts gewesen.

Während er vom Wagen aus die identischen, zwischen Interviewer und Studiogast wechselnden Einstellungen betrachtet, fragt sich Perowne, ob solch kalte, panische Zweifelattacken

mittlerweile einen Großteil der Tage und Nächte des Premierministers ausmachen. Vielleicht würde es keine zweite UNO-Resolution geben. Und auch der nächste Bericht der Waffeninspektoren mochte keine eindeutigen Ergebnisse bringen. Möglicherweise setzten die Iraker biologische Waffen gegen die Invasionstruppen ein. Oder es gab, wie ein ehemaliger Inspektor

beharrlich warnte, überhaupt keine Massenvernichtungswaffen mehr im Irak. Man spricht von einer Hungersnot und drei Millionen Flüchtlingen; in Syrien und im Iran werden bereits Auffanglager eingerichtet. Die UNO geht von mehreren hunderttausend Toten auf irakischer Seite aus. Es könnte zu Vergeltungsanschlägen auf London kommen. Und was

die Nachkriegspläne betrifft, bleiben die Amerikaner weiterhin ziemlich vage. Vielleicht haben sie keine. Gut möglich, daß die Kosten für einen Sturz von Saddam insgesamt zu hoch sind. Niemand kann die Zukunft vorhersehen. Minister äußern sich loyal, diverse Zeitungen sind für den Krieg, neben den Kriegsgegnern gibt es im Land auch eine erkleckliche Zahl von besorgten

Befürwortern, doch zweifelt eigentlich niemand in Großbritannien daran, daß ein Mann allein die Sache vorantreibt. Nachtschweiß, schreckliche Träume, die wilden, fiebrigen Phantasien der Schlaflosigkeit? Oder schlicht Einsamkeit? Wann immer Henry ihn jetzt auf dem Bildschirm sieht, hält er in seinem Wissen um diesen Abgrund Ausschau nach dem Haarriß, dem Augenblick der

Gesichtsstarre, dem kurzen Stocken, das er beobachten konnte. Doch entdeckt er nichts als Selbstgewißheit oder, noch schlimmer, bemühte Ernsthaftigkeit.

Direkt gegenüber der Haustür findet er einen freien Anwohnerparkplatz. Als er die Einkäufe aus dem Kofferraum nimmt, sieht er neben der Parkbank in nächster Nähe seines Hauses

jene jungen Typen herumlungern, die sich dort oft am frühen Abend aufhalten und dann wieder spät in der Nacht. Es sind zwei Westinder und zwei, manchmal auch drei Männer aus dem Nahen Osten, möglicherweise Türken. Sie sehen freundlich aus, erfolgreich, berühren einander häufig und lachen laut. Am Bürgersteig parkt ihr Mercedes, dasselbe

Modell, das Perowne fährt, allerdings in Schwarz, und immer sitzt jemand am Steuer. Hin und wieder kommt ein Unbekannter vorbei und bleibt stehen, um mit der Gruppe zu reden. Dann geht einer zum Wagen, berät sich mit dem Fahrer, kommt zurück, man steckt erneut die Köpfe zusammen, und dann geht der Unbekannte weiter. Sie verhalten sich diskret und

wirken nicht eigentlich bedrohlich. Perowne hat sie lange für mobile Dealer gehalten, die Kokain, Ecstasy oder Marihuana verkaufen. Für Heroin- oder Cracksüchtige sehen die Kunden einfach nicht abgehetzt oder heruntergekommen genug aus. Theo hat seinen Vater schließlich aufgeklärt. Die Gruppe besorgt Tickets für alternative Rap-Gigs in der

Stadt, verkauft aber auch Raub-CDs und kann billige Langstreckenflüge ebenso organisieren wie preiswerte Wohnungen, DJs für Parties, vorteilhafte Kranken- und Reiseversicherungen oder Limousinen zum Flughafen und für Hochzeiten; gegen eine Provision vermittelt sie Asylsuchern und illegalen Einwanderern einen Anwalt. Die Gruppe zahlt keine Steuern, hat keine

Bürokosten und ist deshalb extrem günstig. Wenn Perowne die Straße überquert und diese Leute sieht, hat er jedesmal das unbestimmte Gefühl, etwas wiedergutmachen zu müssen. Eines Tages wird er ihnen was abkaufen.

Theo ist unten in der Küche und macht sich bestimmt sein Obst-und-Joghurt-Frühstück. Henry läßt den Fisch an der Treppe

stehen, ruft einen Gruß hinab und geht in den zweiten Stock. Das Schlafzimmer wirkt überheizt und beengt, wie entblößt im Tageslicht. Im Schein gedämpfter Lampen sieht es besser aus, nach vollbrachtem Tagewerk und wenn der Schlaf lockt; am frühen Nachmittag erinnert es ihn dagegen an eine schwere Grippe, die er hier durchgemacht hat. Er zieht die Turnschuhe aus,

streift die klammen Socken ab, wirft sie in den Wäschekorb und öffnet das mittlere Fenster. Und da ist er wieder – vielleicht ist es auch ein anderer –, direkt unter ihm kommt er langsam um die Hausecke, dort, wo die Straße in den Platz einmündet. Er sieht vor allem das Autodach, den Seitenspiegel kann er nicht erkennen, obwohl er das Fenster ganz hochschiebt und

sich vorbeugt. Fahrer oder Beifahrer kann er ebenfalls nicht erkennen. Er schaut ihm nach, wie er die Nordseite des Platzes entlangfährt, in die Conway Street einbiegt und verschwindet. Diesmal fühlt er sich nicht ganz so distanziert. Doch wie dann? Interessiert? Etwa ein wenig beunruhigt? Die Marke ist durchaus gängig, und bis vor zwei, drei Jahren entschied

man sich gern für Rot. Aber warum sollte er sich nicht mit der Möglichkeit anfreunden, daß es sich um Baxter handeln könnte? Der Mann steckt in einer schrecklichen, aber faszinierenden Lage – vermutlich hat das Straßenleben in dem harten Typen schon längst die Sehnsucht nach einem besseren Dasein geweckt, schon vor den ersten

Anzeichen der degenerativen Krankheit. Perowne wendet sich vom Fenster ab und geht ins Bad. Baxter hätte ihn eigentlich nicht einmal zu verfolgen brauchen. Der Mercedes ist auffällig genug und parkt direkt vor dem Haus. Sicher, er würde Baxter gern wiedersehen, in seiner Sprechstunde, würde gern mehr von ihm hören und ihm einige nützliche Kontakte vermitteln. Aber

deswegen muß er sich nicht auf dem Platz herumtreiben.

Während er sich weiter auszieht, klingelt das Handy in dem Kleiderhaufen zu seinen Füßen. Er wühlt darin herum, bis er es findet.

»Liebling?« sagt sie.

Rosalind, endlich. Gäbe es einen besseren Moment? Er nimmt das Telefon mit ins Schlafzimmer und legt sich rücklings auf das notdürftig gemachte Bett, auf dem sie

sich noch vor Stunden geliebt haben. Die Heizkörper strahlen Hitzewellen aus, die wie eine Wüstenbrise über seine nackte Haut streichen. Der Thermostat ist zu hoch eingestellt. Er hat eine halbe, nein, eine Viertelerektion. Wenn sie heute nicht arbeiten müßte, wenn es an diesem Wochenende bei ihrer Zeitung keine Krise gäbe, wenn ihr liebenswürdiger Redakteur nicht so

streitsüchtig wäre, sobald es um das Kleingedruckte bei der Pressefreiheit geht, könnte sie jetzt mit ihm zusammensein. Manchmal verbringen sie ein, zwei Stunden auf diese Weise an ihren Samstagnachmittagen im Winter. Die Erotik einer Dämmerstunde um vier.

Bei freundlichem, günstig eingestelltem Licht gewährt ihm der Badezimmerspiegel gelegentlich eine Erinnerung

an seine Jugend. Doch dank eines inneren Leuchtens oder seiner blinden Liebe ähnelt Rosalind immer noch unverkennbar und beständig jener Frau, die er vor all den Jahren kennenlernte. Eine ältere Schwester jener jungen Rosalind, noch nicht ihre Mutter. Wie lange kann das andauern? Im wesentlichen bleiben die persönlichen Besonderheiten unverändert: die fast durchsichtig

schimmernde Haut – Marianne, ihre Mutter, war keltischer Abstammung; die dünnen, zarten Augenbrauen; der ruhige, sanfte Blick ihrer grünen Augen und die Zähne, weiß wie eh und je (seine eigenen werden grau), die obere Reihe perfekt geformt, die unteren Zähne leicht schief – eine mädchenhafte Unvollkommenheit, die er nie korrigiert haben wollte; die Art, wie ihr Lächeln

schüchtern beginnt und dann über das ganze Gesicht erstrahlt, ihr ureigener orangeroter Schimmer auf den Lippen; das jetzt kurzgeschnittene, doch immer noch rötlichbraune Haar. In ruhigen Momenten strahlt sie eine fröhliche Intelligenz aus, eine ungeminderte Freude an Vergnüglichem. Es bleibt ein schönes Gesicht. Wie jeder Mensch über vierzig erlebt

sie Augenblicke der Verzweiflung, wenn sie zur Schlafenszeit mürrisch vor dem Spiegel steht; er kennt diese Miene von sich selbst, eine verbissene Grimasse fast wütenden Taxierens. Wir reisen alle in dieselbe Richtung.

Verständlicherweise glaubt sie ihm nicht ganz, wenn er sagt, daß die sanfte Schwellung ihrer Hüften nach seinem Geschmack ist,

ebenso die schwerer werdenden Brüste. Dabei stimmt es. Ja, er würde jetzt gern neben ihr liegen.

Er nimmt an, daß ihr seine Gedanken im Augenblick sehr fern sind – in ihrem schwarzen Bürokostüm, von einem Meeting zum nächsten hastend –, also richtet er sich zu sitzender Haltung auf, um vernünftig mit ihr zu reden.

»Wie läuft's?«

»Unser Richter hängt

südlich von Blackfriars Bridge in einem Stau fest. Wegen der Demonstration. Aber ich schätze, er gibt uns, was wir haben wollen.«

»Eine Aufhebung der Verfügung?«

»Genau. Montag früh.« Sie klingt, als wäre sie in Eile, aber zufrieden.

»Du bist ein Genie«, sagt Henry. »Was ist mit deinem Dad?«

»Ich kann ihn wegen der

Demonstration nicht vom Hotel abholen. Der Verkehr ist die Hölle. Muß er eben selbst mit einem Taxi kommen.« Sie hält kurz inne und fragt dann etwas ruhiger: »Und wie geht es dir?« Beim letzten Wort senkt sie den Ton und zieht es zärtlich in die Länge – eine deutliche Anspielung auf den Morgen. Er hat sich in ihrer Stimmung geirrt und will ihr schon erzählen, daß er nackt auf

dem Bett liegt und sich nach ihr sehnt, ändert dann aber seine Meinung. Das ist nicht der richtige Augenblick für ein Vorspiel am Telefon, schließlich muß er noch mal aus dem Haus, und sie muß ihre Arbeit zu Ende bringen. Außerdem hat er Wichtigeres zu erzählen, aber das kann bis zum Abendessen oder bis morgen früh warten.

Er sagt: »Sobald ich mich geduscht habe, mache ich

mich auf den Weg nach Perivale.« Und weil das keine Antwort auf ihre Frage ist, setzt er hinzu: »Mir geht es gut, ich freue mich nur auf ein wenig Zeit mit dir.« Da das auch noch nicht ausreicht, sagt er noch: »Es ist allerhand passiert, worüber ich gern mit dir reden würde.«

»Was denn?«

»Nichts Schlimmes. Ich erzähl's dir lieber, wenn du

da bist.«

»Okay, aber gib mir wenigstens einen Anhaltspunkt.«

»Als ich gestern abend nicht schlafen konnte, stand ich am Fenster. Ich habe die russische Transportmaschine gesehen.«

»Das muß unheimlich gewesen sein, Liebling. Was noch?«

Er zögert, und als habe seine Hand ihren eigenen

Willen, streichelt er unwillkürlich den blauen Fleck auf seiner Brust. Wie würde die Schlagzeile lauten, fragte Rosalind manchmal. Showdown mit Straßenrowdys? Versuchter Überfall? Eine Nervenkrankheit? Der Seitenspiegel? Der Rückspiegel?

»Ich habe beim Squash verloren. Ich werde zu alt dafür.«

Sie lacht. »Ich glaube nicht, daß es darum geht.« Doch sie klingt beruhigt, als sie sagt: »Du hast es wahrscheinlich vergessen, aber Theo hat heute nachmittag eine wichtige Probe. Und vor ein paar Tagen habe ich gehört, wie du ihm versprochen hast zu kommen.«

»Verdammt. Wann denn?« Er hat nicht die geringste Erinnerung an ein solches

Versprechen.

»Um fünf in der Ladbroke Grove.«

»Dann muß ich langsam los.«

Er steht vom Bett auf und nimmt das Handy mit ins Bad, wo er sich von ihr verabschiedet.

»Ich liebe dich.«

»Ich dich auch«, antwortet sie und legt auf.

Er stellt sich unter die Dusche, eine kräftige, aus

dem dritten Stock gepumpte Wasserkaskade. Wenn diese Zivilisation untergeht, wenn die Römer, wer immer sie diesmal auch sein mögen, schließlich fort sind und ein neues dunkles Zeitalter anbricht, wird eine Dusche zu jenem Luxus gehören, der als erstes verschwindet. Dann werden die am Torffeuer hockenden Alten ihren ungläubigen Enkeln von Strömen heißen, sauberen

Wassers erzählen, unter denen sie mitten im Winter standen, von rautenförmiger, duftender Seife und dickflüssigen bernsteinfarbenen oder zinnoberroten Flüssigkeiten, die sie sich ins Haar rieben, um es glänzender und fülliger aussehen zu lassen, als es tatsächlich war, und von dicken weißen Handtüchern, groß wie eine Toga, die auf wärmenden

Haltern hingen.

Fünf Tage die Woche trägt er Anzug und Schlips. Heute trägt er Jeans, einen Pullover und abgewetzte braune Schuhe. Er sieht schon beinahe selbst aus wie der größte Gitarrist seiner Zeit. Als er in die Hocke geht, um die Schuhriemen zu binden, spürt er ein scharfes Stechen in den Knien. Es ist sinnlos, bis fünfzig zu warten. Er gibt sich noch sechs Monate

Squash und einen letzten Londoner Marathon. Wird er damit klarkommen, wenn diese Freizeitbeschäftigungen nur noch der Vergangenheit angehören? Vor dem Spiegel trägt er reichlich Aftershave auf – besonders im Winter liegt im Altersheim manchmal ein Geruch in der Luft, dem er lieber etwas entgegensetzt.

Er geht aus dem

Schlafzimmer und hüpft dann seitwärts, immer zwei Stufen auf einmal, die erste Treppe hinunter, ohne sich am Geländer festzuhalten. Dieses Kunststück hat er als Jugendlicher gelernt und kann es heute sogar noch besser als früher. Aber ein einziges Mal auf dem Absatz abgerutscht: ein zerschmettertes Steißbein, sechs Monate Bettlägrigkeit, ein Jahr, um die

geschwächten Muskeln wieder aufzubauen – das Schreckbild dauert kaum eine halbe Sekunde, erfüllt aber seinen Zweck. Die nächste Treppe geht er ganz normal hinunter.

In der Küche im Souterrain hat Theo den Fisch bereits im Kühlschrank verstaut. Der winzige Fernseher läuft ohne Ton und zeigt den Hyde Park aus dem Hubschrauber. Die Massen gleichen einem

braunen Fleck, einer Flechte auf einem Fels. In einer großen Salatschüssel, die fast ein Kilo Hafer, Kleie, Nüsse, Logan- und Blaubeeren, Rosinen, Milch, Joghurt sowie Dattel-, Apfel- und Bananenstücke enthält, hat Theo sein Frühstück angerichtet.

Theo weist mit einem Kopfnicken darauf. »Möchtest du auch was?«

»Danke, ich esse die Reste

von gestern.«

Henry nimmt einen Teller mit Hühnchen und gekochten Kartoffeln aus dem Kühlschrank und ißt im Stehen. Sein Sohn sitzt an der Kücheninsel auf einem Barhocker, über die Riesenschüssel gebeugt. Zwischen Krümeln, Verpackungen und Obstschalen verstreut, liegen Notenblätter mit bleistiftgeschriebenen

Tonfolgen. Seine Schultern sind breit, der Stoff des sauberen weißen T-Shirts spannt sich über seinen Muskeln. Das Haar, die nackte Haut der Arme und die dichten dunkelbraunen Augenbrauen wirken noch immer samtig, weich und neu, dabei hatte Perowne diesen Anblick schon an seinem Sohn bewundert, als Theo vier war.

Perowne weist auf den

Fernseher. »Reizt dich die Demo immer noch nicht?«

»Ich habe sie mir angesehen. Zwei Millionen Leute. Einfach unglaublich.«

Theo ist natürlich gegen den Krieg im Irak. Seine Ansichten sind für ihn so klar wie seine Haut, so fest wie seine Knochen. Ja, so eindeutig, daß er sich nicht einmal genötigt fühlt, durch die Straßen zu ziehen, um seinen Standpunkt

kundzutun.

»Was gibt es Neues über das Flugzeug? Ich habe von den Verhaftungen gehört.«

»Niemand sagt was.« Theo schüttet mehr Milch in seine Schüssel. »Aber im Internet kursieren Gerüchte.«

»Über den Koran.«

»Die Piloten sind radikale Islamisten, der eine ein Tschetschene, der andere ein Algerier.«

Perowne zieht sich einen

Hocker heran, doch kaum hat er sich hingesetzt, vergeht ihm der Appetit. Er schiebt den Teller beiseite.

»Aber was soll das? Sie setzen im Namen des Dschihad ihr eigenes Flugzeug in Brand, um dann sicher in Heathrow zu landen?«

»Sie haben die Nerven verloren.«

»Also wollten sie sich irgendwie an der heutigen

Demonstration beteiligen…«

»Klar, sie hätten ein Zeichen gesetzt. Fangt Krieg mit einem arabischen Land an, und ihr werdet schon sehen, was ihr davon habt.«

Das klang nicht gerade plausibel. Doch im allgemeinen neigt der Mensch dazu, etwas zu glauben und seine Ansicht erst zu ändern, wenn man ihn widerlegt – oder trotz allem an seinem Glauben

festzuhalten. Über Generationen hinweg mag sich das als nützlich erwiesen haben: auf Verdacht glauben. Den ganzen Tag lang hat Perowne bereits vermutet, daß noch mehr hinter der Story steckt, und jetzt kommt Theo der Neigung seines Vaters entgegen, stets das Schlimmste anzunehmen. Wenn aber die Gerüchte über das Flugzeug aus dem Internet stammten, stieg die

Chance, daß sie nicht der Wahrheit entsprachen.

Henry berichtet ihm in Kurzform von seinem Zusammenstoß mit Baxter und dessen Freunden, zählt die Symptome der Huntingtonschen Krankheit auf und berichtet von seinem glücklichen Entkommen.

Theo sagt: »Paß lieber auf, du hast ihn ziemlich gedemütigt.«

»Soll heißen?«

»Diese Straßentypen können ziemlich stolz sein. Eigentlich kaum zu glauben, Dad, daß wir schon so lange hier wohnen und ihr beide, Mum und du, noch nie überfallen worden seid.«

Perowne schaut auf die Uhr und steht auf. »Mum und ich haben überhaupt keine Zeit für so was. Dann bis um fünf in Notting Hill.«

»Du kommst? Klasse!«

Es gehört zu Theos

Charme, keinen Druck zu machen. Wenn Henry nicht aufgetaucht wäre, hätte sein Sohn kein Wort darüber verloren.

»Fangt aber schon ohne mich an. Du weißt ja, wie es ist, wenn man von Oma kommt.«

»Wir spielen den neuen Song. Chas wird auch dasein. Wir warten damit, bis du da bist.«

Chas, der nach drei Jahren

ein Englischstudium in Leeds abgebrochen hat, um in einer Band zu spielen, ist der gebildetste von Theos Freunden und gefällt Henry von allen am besten. Ein Wunder, daß ihm sein bisheriges Leben – selbstmordgefährdete Mutter, Vater verschwunden, zwei Brüder Mitglieder einer strengen baptistischen Sekte – die lockere Gutmütigkeit noch nicht ausgetrieben hat.

Irgendwas an diesem Saint Kitts – das Heilige oder die Kids – hat den Riesen so strahlend gemacht. Seit er Chas kennt, wächst in Perowne der unbestimmte Wunsch, die Insel einmal zu besuchen.

Aus einer Ecke holt er eine in Papier eingeschlagene Topfpflanze, eine teure Orchidee, die er vor einigen Tagen in einem Blumengeschäft von Heal's

gekauft hat, bleibt in der Tür noch mal stehen und hebt zum Abschied die Hand.

»Ich koche heute abend. Vergiß bitte nicht, die Küche aufzuräumen.«

»Klar doch«, sagt Theo und fügt dann ohne alle Ironie hinzu: »Sag Oma, ich hab sie lieb, sie soll an mich denken.«

Parfümiert und geduscht, einen dumpfen, beinahe

angenehmen Schmerz in den Gliedern, merkt Perowne, während er bei leichtem Verkehr Richtung Westen fährt, daß ihm der Besuch bei seiner Mutter kaum noch etwas ausmacht. Die Routine ist vertraut. Sobald sie sich gegenübersitzen, dunkelbrauner Tee in den Tassen, wird das Tragische ihrer Lage von der Banalität der Details überdeckt, vom zerstreuten Zuhören, den

erdrückenden Minuten. Bei ihr zu sein ist nicht schwierig. Der schwere Teil beginnt erst, wenn er geht, kurz bevor dieser Besuch in der Erinnerung mit den übrigen verschmilzt – wenn er an die Frau denken muß, die sie einst war, während er in der Tür steht und sich hinabbeugt, um ihr einen Abschiedskuß zu geben. Dann ist ihm, als betrüge er sie, lasse sie in ihrem

zusammengeschrumpften Leben zurück und schleiche sich zu den Reichtümern fort, zum geheimen Hort seiner eigenen Existenz. Trotz der Schuldgefühle kann er die leise Erleichterung nicht leugnen, die er verspürt, das Federn seiner Schritte, wenn er sich umdreht, vom Altersheim fortgeht, die Wagenschlüssel aus der Tasche holt und sich jene Freiheiten gönnt, die sie

nicht mehr genießen kann. Alles, was sie noch besitzt, paßt in ihr winziges Zimmer. Und selbst dieser Raum gehört ihr kaum, da sie ihn ohne Hilfe nicht wiederfinden könnte und nicht einmal weiß, daß sie dort wohnt. Und wenn sie im Zimmer ist, erkennt sie ihre Sachen nicht wieder. Er kann sie nicht mehr zum Fitzroy Square mitnehmen, kann keine Ausflüge mehr mit ihr

machen; jede noch so kurze Fahrt verwirrt sie, macht ihr angst. Sie muß zurückbleiben, aber das versteht sie natürlich auch nicht.

Doch der Gedanke an den vor ihm liegenden Abschied macht ihm jetzt noch keine Sorgen. Ihn durchströmt jene milde Euphorie, die auf körperliche Anstrengung folgt. Beta-Endorphin, dieses gesegnete, selbstproduzierte

Opiat, das jede Art von Schmerz dämpft. Ein heiteres Scarlatti-Spinett klimpert sich durch eine Akkordfolge, die nie ganz aufgelöst wird und an ein spielerisch vor ihm zurückweichendes Ziel zu führen scheint. Im Rückspiegel kein roter BMW. Auf diesem Straßenabschnitt, auf dem die Euston Road in die Marylebone Road übergeht, sind die Ampeln wie in Manhattan

hintereinandergeschaltet, so daß er auf einer Reihe grüner Lichter dahinschwebt, Surfer auf einer perfekten Welle simpler Information: *Fahr!* Oder auch nur: *Ja!* Die lange Schlange der Touristen – meist Teenager – vor Madame Tussaud's erscheint ihm nicht so abwegig wie sonst; eine mit dröhnenden Hollywood-Effekten groß gewordene Generation will wie Bauern aus dem

achtzehnten Jahrhundert auf einem Rummel immer noch Wachsmodelle anstaunen. Der vielgeschmähte Westway, der auf fleckigen Betonpfeilern vor ihm ansteigt und ihn rasch zur zweiten Ebene hinaufträgt, bietet einen überraschenden Blick auf einen Horizont wogender Wolken über einem Dächerwirrwarr. Dies ist einer jener Momente, in denen man es in einer Stadt

genießt, Besitzer eines Wagens, dieses Wagens, zu sein. Sanft schaltet sich die Sieben-Gang-Automatik hoch. Die Anzeigen auf der Schilderbrücke verkünden *The West* und *The North,* als breitete sich hinter den Vorstädten ein ganzer Kontinent aus, die Verheißung einer Sechs-Tage-Reise.

Offenbar staut die Demonstration den Verkehr

an anderer Stelle. Fast einen Kilometer lang gehört dieser Abschnitt der Hochstraße ihm allein, und sekundenlang glaubt er, die Vision ihrer Schöpfer zu verstehen – eine reinere Welt, die den Maschinen den Vorrang gegenüber den Menschen einräumte. Eine langgestreckte Kurve läßt ihn vorübergleiten an kürzlich aus Glas und Stahl errichteten Bürogebäuden, in

denen an diesem frühen Februarnachmittag schon die Lichter brennen. Selbst an einem Samstag kann er Menschen, niedlich wie in Architekturmodellen, an den Bildschirmen ihrer Schreibtische erkennen. Dies ist die saubere Zukunft der Science-fiction-Comics, die er als Kind so gern gelesen hat, Männer und Frauen mit engsitzenden, kragenlosen Overalls – ohne Taschen,

ohne offene Schnürbänder oder heraushängende Hemdzipfel –, die ein Leben jenseits von Abfall und Verwirrung führen, um frei von aller Unordnung gegen das Böse zu kämpfen.

Doch kurz bevor die Straße zwischen Reihenhäusern aus roten Ziegeln wieder absinkt, sieht er von seinem erhöhten Blickwinkel auf dem White City Flyover, wie sich vor ihm die Rücklichter ballen,

und er beginnt zu bremsen. Seiner Mutter haben Ampeln und lange Wartezeiten nie etwas ausgemacht. Noch vor einem Jahr ging es ihr vergleichsweise gut: Sie war zwar schon vergeßlich, verwirrt, hatte aber keine Angst und genoß es, durch die Straßen von Westlondon gefahren zu werden. Ampeln boten ihr Gelegenheit, sich andere Fahrer und deren Beifahrer anzuschauen. »Sieh

dir den an, der hat ein Pickelgesicht.« Oder sie sagte einfach nur mitfühlend: »Schon wieder Rot!«

Sie war eine Frau, die ihr Leben der Hausarbeit gewidmet hatte, jener täglichen Routine des Polierens, Abstaubens, Staubsaugens und Saubermachens, die einst normal schien, heutzutage aber nur noch bei zwangsneurotischen

Patienten vorkommt. Jeden Tag, an dem Henry zur Schule ging, machte sie daheim Frühjahrsputz. Eine Platte mit einem gelungenen Rinderbraten bedeutete für sie ebenso das höchste Glück wie der Glanz polierter Satztische, ein Stapel gebügelter, bunt gestreifter, ordentlich gefalteter Bettwäsche, ein Speiseschrank voller Vorräte oder noch ein

selbstgestricktes Wolljäckchen für ein Baby im fernen Umkreis der Familie. Die unsichtbaren Seiten, die Rückseiten, Unterseiten und Innenseiten aller Dinge waren sauber. Der Herd mit seinen Blechen wurde nach jedem Gebrauch geschrubbt. Ordnung und Sauberkeit waren das Zeichen ihrer unausgesprochenen Liebe. Ein Buch, in dem er las,

stand wieder oben im Flurregal, sobald er es beiseite gelegt hatte. Die Zeitung war oft mittags schon im Mülleimer. Die leeren Milchflaschen, die sie zum Abholen vor die Tür stellte, blitzten ebenso sauber wie ihr Eßbesteck. Jedes Etwas hatte seine Schublade, sein Regal oder seinen Haken, selbst ihre vielen Schürzen und die gelben, von einer Wäscheklammer

gehaltenen Gummihandschuhe, die neben der eierförmigen Eieruhr hingen.

Bestimmt fühlte sich Henry ihretwegen im Operationssaal wie daheim. Ihr hätte der schwarze gebohnerte Boden gewiß auch gefallen, das stählerne, in parallelen Reihen auf einem sterilen Tablett angeordnete Operationsbesteck und der

Waschraum mit den ehrfürchtig befolgten Prozeduren – sie hätte die properen Kleinigkeiten bewundert, die saubere Kopfbedeckung, die kurzen Fingernägel. Er hätte sie einmal mitnehmen sollen, als sie dazu noch in der Lage gewesen war. Er hatte nie daran gedacht. Ihm war auch nie eingefallen, daß seine Arbeit, seine fünfzehnjährige Ausbildung etwas mit dem zu

tun haben könnten, was sie tat.

Ihr wäre der Gedanke ebensowenig gekommen. Zwar war es ihm damals kaum bewußt gewesen, doch wuchs er in der Überzeugung auf, daß sie etwas einfältig sei. Er fand, ihr fehle es an Neugier. Doch das stimmte nicht. Warmherzig nahm sie Anteil an allen Geschehnissen in der Nachbarschaft. Der

achtjährige Henry machte es sich gern hinter den Möbeln bequem und hörte zu. Krankheit und Operationen waren wichtige Themen, vor allem solche, die mit Geburten zusammenhingen. Damals hörte er zum ersten Mal den Ausdruck »unter das Messer kommen« oder »in ärztlicher Behandlung« sein. »Der Doktor hat gesagt« war eine mächtige Beschwörungsformel.

Vielleicht fand Henry durch dieses heimliche Lauschen zu seinem Beruf. Dann waren da noch die immer wiederkehrenden Berichte von ehelicher Untreue oder entsprechenden Gerüchten, von undankbaren Kindern, der Unvernunft der Alten und davon, was ein Elternteil hinterlassen hatte und warum ein gewisses nettes Mädchen keinen anständigen Mann finden konnte. Gute

Menschen mußten von schlechten Menschen gesondert werden, und es war nicht immer einfach, auf Anhieb zu sagen, wer wozu gehörte. Krankheit aber traf unterschiedslos die Guten wie die Schlechten. Als er sich später pflichtschuldig bemühte, Daisys Leseliste über den Roman des neunzehnten Jahrhunderts abzuarbeiten, entdeckte er sämtliche Themen seiner

Mutter wieder. Ihre Interessen waren beileibe nicht kleinkariert. Jane Austen und George Eliot hatten sich mit demselben Stoff beschäftigt. Lilian Perowne war weder dumm noch banal, ihr Leben nicht unglücklich, und er hätte es sich als junger Mann nicht anmaßen dürfen, sie so herablassend zu behandeln. Doch für Entschuldigungen ist es jetzt zu spät. Anders als

in Daisys Romanen sind die Augenblicke der Abrechnung im wirklichen Leben eher spärlich; Mißverständnisse klären sich nur selten auf. Aber sie quälen einen auch nicht ewig. Sie verblassen nach und nach. Menschen erinnern sich nicht mehr so genau, sie sterben, oder die Fragen erledigen sich von allein, und andere rücken an ihre Stelle.

Lily hatte noch ein anderes

Leben gehabt, das niemand hätte vorhersagen können und das man ihr heute erst recht nicht mehr zutrauen würde. Sie war eine Wettkampfschwimmerin gewesen. Am dritten September 1939, einem Sonntagmorgen, als Chamberlain in der Downing Street in einer Radioansprache verkündete, man habe Deutschland den Krieg erklärt, nahm die

vierzehnjährige Lily im städtischen Schwimmbad in der Nähe von Wembley zum ersten Mal Unterricht bei einer sechzigjährigen Athletin, die 1912 bei den Olympischen Spielen in Stockholm für Großbritannien geschwommen war – dem ersten internationalen Schwimmwettbewerb für Frauen. Lily war ihr im Becken aufgefallen, weshalb

sie ihr angeboten hatte, sie umsonst zu trainieren und ihr das Kraulen beizubringen, einen gänzlich undamenhaften Stil. Ende der vierziger Jahre nahm Lily an den regionalen Wettkämpfen teil. 1954 schwamm sie bei den Bezirksmeisterschaften für Middlesex. Sie wurde zweite, und die winzige Silbermedaille, eingelassen auf ein Holzschild aus Eiche, hatte während Henrys

Kindheit immer auf dem Kaminsims gestanden. Sie steht auch heute noch auf einem Regal in ihrem Zimmer. Weiter als bis zu einer Silbermedaille hat Lily es nie gebracht, doch schwamm sie immer einen schönen Stil und war so schnell, daß sie eine kräftige, sichelförmige Bugwelle vor sich herschob.

Sie brachte Henry natürlich auch das

Schwimmen bei, doch am teuersten war ihm die Erinnerung an einen Morgen, als er zehn Jahre alt war und mit der Klasse ins Schwimmbad ging. Er und seine Freunde hatten sich umgezogen, geduscht, waren durch das Fußbecken gewatet und mußten nun auf den Fliesen darauf warten, daß die Badezeit für die Erwachsenen zu Ende ging. Zwei Lehrer standen bei

ihnen, betreuten und bemutterten sie und versuchten, die aufgeregte Kinderschar zu bändigen. Bald war nur noch eine Person im Becken, eine Frau mit weißer, blütenverzierter Badekappe, die er schon früher hätte erkennen können. Die ganze Klasse bewunderte das Tempo, mit dem sie ihre Bahnen zog, die Furche, die sich hinter ihr im Wasser bildete, gleich über

ihrem Kreuz, die Art, wie sie zum Luftholen den Kopf hob, ohne die gerade Lage im Wasser aufzugeben. Als er merkte, daß sie es war, redete er sich ein, es von Anfang an gewußt zu haben. Sein Glücksgefühl steigerte sich noch, als er sie nicht mal laut für sich beanspruchen mußte. »Das ist Mrs. Perowne!« rief jemand. Und schweigend sahen sie zu, wie sie direkt vor ihren Füßen das Ende der

Bahn erreichte und dort eine beeindruckende, damals noch neue Unterwasserwende machte. Das war niemand, der bloß Staub von Schränken wischte. Er hatte sie oft genug schwimmen sehen, doch dies hier war etwas völlig anderes; alle seine Freunde waren da und konnten ihre übermenschlichen Fähigkeiten bewundern, was auch auf ihn abfärbte.

Bestimmt wußte sie das und legte nur für ihn auf der letzten halben Bahn ein höllisches Tempo vor. Die Füße wirbelten das Wasser auf, die schlanken, weißen Arme hoben sich und hieben ins Wasser, die Bugwelle schwoll an, die Furche vertiefte sich. Ihr Körper formte sich zu einem flachen, gewellten S um die eigene Woge. Man müßte am Beckenrand entlangrennen,

wollte man mit ihr Schritt halten. Am anderen Ende hielt sie an, stellte sich hin, griff mit den Händen nach dem Beckenrand und schwang sich aus dem Wasser. Damals muß sie um die Vierzig gewesen sein. Sie saß da, die Füße noch eingetaucht, zog sich die Kappe ab, legte den Kopf schief und lächelte scheu zu ihnen herüber. Einer der Lehrer begann höflich zu

klatschen, und die Kinder fielen ein. Es war zwar 1966 – das Haar der Jungen quoll ihnen dick über die Ohren, die Mädchen trugen Jeans zur Schule –, doch war auch die Förmlichkeit der fünfziger Jahre noch bis zu einem gewissen Maß vorhanden. Henry klatschte wie all die anderen, und erst als sich seine Freunde um ihn drängten, verschlug es ihm vor Stolz den Atem. Er war

viel zu aufgeregt, um Fragen zu beantworten, und froh, ins Becken zu kommen, wo er seine Gefühle verbergen konnte.

Unter dem Ansturm rasend schnell errichteter Wohnsiedlungen sind in den zwanziger und dreißiger Jahren im Westen Londons große Flächen Ackerland verschwunden, und selbst heute noch wirken die

Straßen voll verdrossen dreinblickender, respektabler, zweistöckiger Gebäude wie überrumpelt. Jedes der nahezu identischen Häuser macht einen unbehaglichen, provisorischen Eindruck, als wüßte es, wie bereitwillig der Boden wieder zu Korn- und Weideland werden würde. Lily lebt nur wenige Minuten vom alten Haus der Perownes entfernt. Henry stellt sich

gern vor, daß gelegentlich ein Gefühl von Vertrautheit in ihre neblige Wahnwelt dringt und sie tröstet. Verglichen mit anderen Altenheimen ist Suffolk Place winzig – drei Häuser wurden miteinander verbunden und um einen Anbau ergänzt. Vorn markieren noch Ligusterhecken die alten Gartengrenzen, und zwei Goldregensträucher haben überdauert. Einen der drei

Vorgärten hat man betoniert, um einen Parkplatz für zwei Autos zu schaffen. Die riesigen Abfalltonnen hinter einem Lattenzaun sind der einzige Hinweis auf ein Heim.

Perowne stellt den Wagen ab und greift nach der Topfblume auf dem Rücksitz. Ehe er läutet, verharrt er einen Moment – es liegt ein Geruch in der Luft, süß und irgendwie antiseptisch, der

ihn an seine Teenagerjahre in diesen Straßen erinnert, an ein unbestimmtes Verlangen, das Leben möge beginnen, eine Sehnsucht, die ihm aus der Distanz wie Glück vorkommt. Wie gewöhnlich öffnet Jenny die Tür. Sie ist ein großes Mädchen, eine fröhliche Irin in blaukariertem Kittel, die im September mit der Schwesternausbildung anfängt. Da er selbst

Mediziner ist, kümmert sie sich mit besonderer Aufmerksamkeit um ihn – hängt drei Extrabeutel in die Teekanne, die sie gleich ins Zimmer seiner Mutter bringen wird, dazu gibt es vielleicht noch einen Teller Schokoladenkekse. Sie kennen sich nicht besonders gut, schäkern aber immer gerne miteinander.

»Wenn das nicht der Herr Doktor ist!«

»Und wie geht's meiner hübschen Kleinen?«

Vom engen, vorstädtischen, durch die Bleiglasfenster der Haustür gelb gefärbten Flur geht eine Neonlicht-und-Edelstahl-Küche ab. Sie verbreitet den schalen Geruch nach einem Mittagessen, das den Bewohnern zwei Stunden zuvor serviert worden ist. Da er dem Großküchenessen ein Leben lang ausgesetzt war,

hat Perowne eine leise Vorliebe dafür oder doch zumindest einen vollständigen Mangel an Widerwillen dagegen entwickelt. Auf der anderen Flurseite führt eine noch schmalere Tür zu den untereinander verbundenen Wohnzimmern der drei Häuser. Er kann die dumpfen Fernsehgeräusche aus den hinteren Räumen hören.

»Ihre Mutter wartet schon

auf Sie«, sagt Jenny, obwohl sie beide wissen, daß dies neurologisch unmöglich ist. Selbst zur Langeweile ist seine Mutter nicht mehr fähig.

Er stößt die Tür auf und geht hindurch. Sie sitzt direkt vor ihm auf einem Holzstuhl an einem runden Tisch mit einem Chenilledeckchen. In ihrem Rücken ist ein Fenster, durch das man das Fenster des drei Meter entfernten

Nachbarhauses sieht. An der Wand entlang sitzen weitere Frauen in Stühlen mit hoher Rückenlehne und geschwungenen Armstützen. Manche schauen zu dem außer Reichweite angebrachten Fernseher oder doch zumindest in seine Richtung. Andere starren auf den Boden. Als er eintritt, regen sie sich oder scheinen zu schwanken, als wogten sie sanft im Luftzug der

geöffneten Tür. Sein »Guten Tag, die Damen« ruft ein allgemeines Willkommen hervor, und man schaut interessiert zu ihm herüber. Noch können sich die Frauen nicht sicher sein, ob er nicht einer ihrer eigenen engen Verwandten ist. Rechts, im entlegensten der miteinander verbundenen Wohnzimmer, ist Annie, eine Frau mit wildem, grauem Haar, das ihr in verfilzten Zotteln vom

Kopf absteht. Ohne Hilfe schlurft sie in zügigem Tempo auf ihn zu. Hat sie das Ende des dritten Wohnzimmers erreicht, kehrt sie um und läuft so den ganzen Tag hin und her, bis man sie zum Essen oder ins Bett bringt.

Seine Mutter beobachtet ihn aufmerksam, erfreut und zugleich besorgt. Sie glaubt, sein Gesicht zu kennen – er könnte der Arzt oder auch der

Hausmeister sein. Sie wartet auf einen Hinweis. Er kniet neben ihrem Stuhl und greift nach ihrer weichen, trockenen und sehr leichten Hand.

»Hallo Mum, Lily. Ich bin's, Henry, dein Sohn Henry.«

»Hallo Liebling. Wo gehst du hin?«

»Ich bin gekommen, um dich zu besuchen. Wir setzen uns eine Weile in dein

Zimmer.«

»Tut mir leid, Junge, ich habe kein Zimmer. Ich warte darauf, nach Hause zu dürfen. Ich nehme den Bus.«

Es tut ihm weh, wenn sie das sagt, obwohl er weiß, daß sie ihr Elternhaus meint, in dem ihre Mutter angeblich auf sie wartet. Er küßt sie auf die Wange, hilft ihr aus dem Stuhl und spürt, wie ihre Arme vor Anstrengung oder Nervosität zittern. Wie

immer in den ersten verstörenden Momenten des Wiedersehens schießen ihm Tränen in die Augen.

Sie protestiert kraftlos. »Ich weiß nicht, wo wir hingehen sollen.«

Er mag die aufgesetzte Fröhlichkeit nicht, mit der die Schwestern auf der Station selbst zu Patienten ohne Geistesschwäche reden. *So, und jetzt stecken wir uns das mal in den Mund.* Dabei

macht er es genauso, unter anderem, um seine Gefühle zu verbergen. »Du hast ein hübsches kleines Zimmer. Sobald wir da sind, erkennst du es bestimmt auch wieder. Hier entlang.«

Arm in Arm spazieren sie langsam durch die Zimmer und treten zur Seite, um Annie vorbeizulassen. Es beruhigt ihn, daß Lily ordentlich angezogen ist. Die Pfleger wußten, daß er

kommt. Sie trägt einen dunkelroten Rock mit passender Baumwollbluse, schwarze Strümpfe und schwarze Lederschuhe. Sie war immer gut angezogen. Ihre Generation muß die letzte gewesen sein, für die es selbstverständlich war, sich um Hüte Gedanken zu machen. Dunkel, fast identisch aussehend, hatten sie früher reihenweise oben in ihrem Schrank gelegen,

eingehüllt in einer Wolke aus Mottenkugelduft.

Als sie auf den Flur treten, dreht sie sich nach links, und er muß ihr eine Hand auf die schmale Schulter legen, um sie zurückzudirigieren. »Da vorn. Erkennst du die Tür wieder?«

»Hier bin ich noch nie gewesen.«

Er öffnet ihre Tür und führt sie in das zweieinhalb mal drei Meter große

Zimmer, eine Glastür geht zu einem kleinen Garten hinaus. Auf dem Einzelbett liegen eine Daunendecke mit Blumenmuster und einige Stofftiere, die schon lang vor der Krankheit zu ihrem Leben gehört haben. Weiterer Zierrat, den sie behalten hat, ist in einem Eckschrank – ein Rotkehlchen auf einem Stück Holz, zwei gläserne, übertrieben lustig aussehende Eichhörnchen –, anderes

steht auf einem Sideboard nahe der Tür. An der Wand über dem Waschbecken hängt in einem Rahmen ein Foto von Lily und Jack, Henrys Vater. Sie stehen auf einem Rasen. Am Rand zeigt der Schnappschuß gerade noch den Griff eines Kinderwagens, in dem vermutlich der nichtsahnende Henry liegt. Lily sieht hübsch aus in ihrem weißen Sommerkleid, hält den Kopf

auf jene scheue, fragende Weise schräg, an die er sich so gut erinnert. Der junge Mann raucht eine Zigarette und trägt einen Blazer und ein weißes Hemd mit offenem Kragen. Er ist hochgewachsen, leicht vornübergebeugt, hat große Hände wie sein Sohn und ein breites, unbekümmertes Grinsen im Gesicht. Einen handfesten Beweis dafür zu haben, daß die Alten auch

einmal Gelegenheit hatten, jung zu sein, ist immer nützlich. Doch geht von der Fotografie auch fast ein leiser Spott aus. Das Paar wirkt verletzlich, als könnte man sich leicht über die beiden lustig machen, da sie nicht zu wissen scheinen, daß ihre Jugend nur eine kurze Episode ist und das duftende, qualmende Etwas in Jacks rechter Hand – so Henrys Theorie – zu seinem

plötzlichen Tod im selben Jahr beitragen wird.

Obwohl sie sich an dessen Existenz nicht erinnern konnte, findet Lily es offenbar keineswegs überraschend, wieder in ihrem Zimmer zu sein. Sie vergißt unverzüglich, daß sie nichts davon gewußt hat, nur scheint sie sich zu fragen, wo sie sich hinsetzen soll. Henry führt sie zu ihrem Lehnstuhl neben der Terrassentür und

setzt sich ihr gegenüber auf den Bettrand. Er findet es hier unerträglich warm, sogar wärmer als in seinem eigenen Schlafzimmer. Vielleicht ist er vom Spiel noch aufgeputscht, von der heißen Dusche und der Wärme im Auto, jedenfalls hätte er nichts dagegen, sich auf dem viel zu weichen Bett lang auszustrecken, über den Tag nachzudenken und vielleicht ein wenig zu dösen. Wie

interessant ihm in der Enge dieses Zimmers plötzlich sein Leben erscheint. Er spürt die Wärme, fühlt unter sich die Daunendecke, und die Augen werden ihm schwer und fallen zu. Dabei hat sein Besuch gerade erst angefangen. Um wieder in Schwung zu kommen, zieht er seinen Pullover aus und zeigt Lily dann die Blume, die er ihr mitgebracht hat.

»Sieh nur«, sagt er. »Eine

Orchidee für dein Zimmer.«

Als er ihr die Pflanze hinhält und die zarte weiße Blüte zwischen ihnen auf und ab wippt, schreckt sie zurück.

»Warum bringst du so was mit?«

»Die gehört jetzt dir. Sie blüht den ganzen Winter. Ist sie nicht schön? Sie ist für dich.«

»Nein, die gehört mir nicht«, sagt Lily bestimmt. »Die habe ich noch nie

gesehen.«

Das gleiche verwirrende Gespräch hatte er beim letzten Mal. Die Krankheit schreitet mit winzigen, unmerklichen Infarkten in den kleinsten Hirnarterien voran. In der Summe bewirken die Schlaganfälle ein Zerreißen der neuronalen Netze und damit ein Nachlassen der kognitiven Fähigkeiten. Der Verstand löst sich Schritt für Schritt

auf. Heute begreift sie nicht mehr, was man unter einem Geschenk versteht, und findet daher auch kein Vergnügen mehr daran. Erneut den Ton des fröhlichen Krankenpflegers anschlagend, sagt er: »Ich stelle sie hier oben hin, damit du sie sehen kannst.«

Sie will protestieren, doch ihre Aufmerksamkeit driftet ab. Sie hat das dekorative Porzellan auf dem Regal über

ihrem Bett gleich hinter ihrem Sohn entdeckt. Schlagartig ist sie versöhnlich gestimmt.

»Ich habe viele Tassen und Untertassen, deshalb kann ich auch immer mit einer losgehen. Schade nur, daß der Platz zwischen den Leuten so winzig ist« – sie hält zwei zitternde Hände hoch, um eine Lücke anzudeuten –, »kaum genug, um sich durchzuzwängen. Es gibt

zuviel Bindung.«

»Du hast recht«, sagt Henry, während er sich wieder auf das Bett setzt. »Es gibt viel zuviel Bindung.«

Der durch die Verstopfung der kleinen Arterien verursachte Schaden potenziert sich in der weißen Hirnsubstanz und zerstört die Fähigkeit des Verstandes, Verbindungen herzustellen. Bis aber dieser Prozeß nicht abgeschlossen ist, kann Lily

noch ihre weitschweifigen Vorträge halten, ihre sinnlosen Monologe mit ergreifender Ernsthaftigkeit vortragen. Sie zweifelt keinen Moment an sich und kann sich auch nicht vorstellen, daß man ihr nicht zu folgen vermag. Die Struktur der Sätze ist intakt, die ihre Beschreibungen färbenden Stimmungen sind einleuchtend. Und sie findet es schön, wenn er nickt und

lächelt und ihr hin und wieder zustimmt.

Während sie ihre Gedanken sammelt, schaut sie ihn nicht an, sondern an ihm vorbei, konzentriert sich auf etwas in der Ferne, als betrachte sie durch ein Fenster eine grenzenlose Aussicht. Sie will etwas sagen, bleibt aber stumm. Die blaßgrünen, tief in Senken aus fein gefältelter, hellbrauner Haut liegenden

Augen wirken flach und matt wie staubige Steine unter Glas. Sie geben einen akkuraten Eindruck vom Nichtverstehen wieder. Er kann ihr nichts Neues von der Familie berichten – die Erwähnung fremder Namen, irgendwelcher Namen, könnte sie erschrecken. So erzählt er ihr meist von seiner Arbeit, obwohl sie kein Wort versteht. Sie spürt allein den Klang, den

emotionalen Ton einer freundlichen Unterhaltung.

Er will ihr die kleine Chapham beschreiben, wie gut sie sich macht, als Lily plötzlich zu reden beginnt. Sie wirkt besorgt, fast ein bißchen gereizt. »Und weißt du, dies… du weißt schon, Tantchen, das, was man auf die Schuhe tut, damit sie… weißt du?«

»Schuhcreme?« Er hat nie verstanden, warum sie ihn

Tantchen nennt und welche ihrer vielen Tanten sie heimsucht.

»Nein, nein. Es wird auf den ganzen Schuh aufgetragen und mit einem Tuch verrieben. Na ja, ein bißchen schon wie Schuhcreme. So was Ähnliches jedenfalls. Wir hatten kleine Teller und weiß der Himmel was noch, die ganze Straße lang. Wir hatten alles, nur nicht das Richtige,

weil wir am falschen Ort waren.«

Dann lacht sie plötzlich. Etwas ist ihr klarer geworden.

»Wenn man das Bild umdreht und die Rückseite abnimmt, wie ich das getan habe, dann macht es einem viel Spaß. Es ist alles, was es bedeutet. Und wie hat es uns zum Lachen gebracht!«

Sie lacht fröhlich auf, so wie sie es früher immer getan

hat, und er lacht mit. Es ist alles, was es bedeutet. Dann ist sie nicht mehr zu halten, beschreibt, was die zerrüttete Erinnerung an ein Straßenfest und ein kleines Aquarellbild sein könnte, das sie einmal bei einem Trödler gekauft hat.

Als Jenny dann später mit dem Tee kommt, starrt Lily sie an, ohne sie zu erkennen. Perowne steht auf und schafft Platz auf dem niedrigen

Tisch. Ihm entgeht nicht, wie mißtrauisch sie Jenny ansieht, die für Lily ganz fremd ist, und deshalb sagt er, sobald Jenny gegangen ist und noch ehe Lily ein Wort herausbringen kann: »Was für ein liebes Mädchen. Immer hilfsbereit.«

»Wirklich wunderbar«, stimmt Lily ihm zu.

Die Erinnerung daran, wer im Zimmer gewesen ist, verblaßt bereits. Seine

emotionale Vorgabe aber ist unwiderstehlich, weshalb sie gleich zu lächeln beginnt und ins einzelne geht, während er alle sechs Teebeutel aus der Metallkanne löffelt.

»Sie rennt immer, auch wenn der ganze Weg schmal ist. Sie will auf eines dieser langen Dinger, hat nur kein Fahrgeld. Dabei habe ich ihr Geld geschickt, aber sie hält es nicht in der Hand. Sie will Musik hören, und ich habe

ihr gesagt, sie solle ihre eigene Kapelle gründen und selbst spielen. Aber ich mache mir Sorgen um sie. Warum tust du alle Schnittchen auf eine Schale, wenn doch keiner aufsteht, habe ich sie gefragt. Das schaffst du nicht allein.«

Er weiß, wovon sie redet, und wartet, ob noch mehr kommt. Schließlich sagt er: »Du solltest sie besuchen.«

Es ist lange her, seit er

zuletzt erklärt hat, daß ihre Mutter 1970 gestorben ist. Inzwischen ist es einfacher, sie in ihrer Wahnvorstellung zu bestätigen und das Gespräch in Gang zu halten. Alles gehört in die Gegenwart. Momentan sorgt er sich darum, daß sie einen Teebeutel essen könnte, so wie sie es letztes Mal fast getan hätte. Also häuft er die Beutel auf einen kleinen Teller, den er auf dem Boden

neben seinem Fuß abstellt. Dann schiebt er eine halbgefüllte Tasse in ihre Reichweite und hält ihr einen Keks sowie eine Serviette hin. Sie breitet die Serviette im Schoß aus und legt den Keks sorgsam in die Mitte. Dann hebt sie die Tasse an die Lippen und trinkt. In solchen Augenblicken, in denen sie geschickt alte Bewegungsmuster abruft und sittsam dasitzend in ihren

farblich aufeinander abgestimmten Kleidern wie eine hervorragend erhaltene Siebenundsiebzigjährige aussieht mit für ihr Alter erstaunlich schönen Beinen, Sportlerbeinen, kann er sich einbilden, alles sei nur ein Irrtum, ein schlechter Traum, und sie wird ihr winziges Zimmer verlassen und mit ihm in die Stadtmitte fahren, um mit Enkeln und Schwiegertochter Fisch-Stew

zu essen und eine Weile bei ihnen zu bleiben.

Lily sagt: »Ich war letzte Woche bei ihr, Tantchen, mit dem Bus, und meine Mum war im Garten. Ich habe ihr gesagt: ›Du kannst runterlaufen und sehen, was du kriegst‹, aber als nächstes muß man alles im Gleichgewicht halten, was man hat. Es geht ihr nicht gut. Die Füße. Ich laufe gleich hin und kann nicht

anders, als ihr eine Strickjacke zu verlieren.«

Wie seltsam wäre es Lilys Mutter, einer reservierten und so gar nicht mütterlichen Frau, wohl vorgekommen, hätte sie gewußt, daß das kleine Mädchen an ihrem Rockzipfel eines Tages in ferner Zukunft, einer Science-fiction-Zeit im nächsten Jahrhundert, endlos von ihr reden und sich danach sehnen würde, mit ihr

daheim zu sein. Hätte es sie milder gestimmt?

Ist Lily erst einmal in Schwung, redet sie so lange weiter, wie er sitzen bleibt. Ob sie wirklich glücklich ist, läßt sich jedoch nur schwer sagen. Manchmal lacht sie, dann wieder beschreibt sie irgendwelche Ärgernisse und Auseinandersetzungen, und ihr Ton wird ungehalten. In vielen Situationen, die sie heraufbeschwört, macht sie

einem Mann Vorhaltungen, der keine Vernunft annehmen will.

»Ich habe ihm alles erzählt, was kein Eintrittsgeld kostet, und er hat gesagt: ›Das ist mir egal.‹ Man kann es fortgeben, aber verschwendet es nicht im Feuer, habe ich gesagt. Und dann das ganze neue Zeugs, das abgeholt wird.«

Wenn sie ihre Geschichte zu sehr aufregt, mischt Henry

sich ein, lacht laut und sagt: »Das ist aber wirklich lustig, Mum!« Beeinflußbar, wie sie ist, lacht sie dann auch, ihre Stimmung ändert sich, und die Geschichte, die sie anschließend erzählt, klingt fröhlicher. Im Moment wirkt sie ausgeglichen – eine Uhr kommt vor, noch eine Strickjacke und wieder eine Stelle, die zu eng ist, um durchzukommen –, und Henry nippt an dem starken

braunen Tee, hört mit halbem Ohr zu, döst in der stickigen Wärme des kleinen Zimmers und denkt daran, daß er selbst in fünfunddreißig Jahren, vielleicht auch weniger, ebensoweit sein könnte, um alles gebracht, was er tut und besitzt, eine verschrumpelte Gestalt, die vor Theo und Daisy dahinplappert, während sie darauf warten, in ein Leben zurückzukehren, das er sich nicht mal mehr

vorstellen kann. Hoher Blutdruck weist auf ein erhöhtes Schlaganfallsrisiko hin. Hundertzweiundzwanzig zu fünfundsechzig beim letzten Mal. Die Systole könnte etwas niedriger sein. Cholesterin insgesamt bei Fünf Komma zwei. Nicht gut genug. Auch erhöhte Lipoprotein-a-Werte stehen offenbar in einem verläßlichen Zusammenhang mit Multi-Infarkt-Demenz.

Er wird keine Eier mehr essen und nur noch fettarme Milch zum Kaffee nehmen, und eines Tages wird er ganz auf Kaffee verzichten müssen. Er ist zum Sterben noch nicht bereit und ebensowenig dazu, halb tot vor sich hin zu vegetieren. Er möchte seine myelinreiche weiße Substanz und deren phantastische Verknüpfungen so unversehrt wissen wie ein makelloses Schneefeld. Also

kein Käse mehr. Im Streben nach grenzenloser Gesundheit wird er unbarmherzig mit sich sein, um das Schicksal seiner Mutter zu vermeiden, den mentalen Tod.

»Ich habe Saft in die Uhr geschüttet«, erzählt sie ihm, »um sie anzufeuchten.«

Eine Stunde vergeht, dann zwingt er sich, die Schläfrigkeit abzuschütteln, und steht auf, zu schnell

vielleicht, da ihn ein plötzlicher Schwindel überkommt. Kein gutes Zeichen. Er streckt beide Hände nach ihr aus und fühlt sich riesig und wacklig auf den Beinen, wie er da über ihrer winzigen Gestalt aufragt.

»Komm jetzt, Mum«, sagt er sanft. »Es wird Zeit für mich zu gehen. Und ich möchte, daß du mich zur Tür bringst.«

Mit kindlichem Gehorsam greift sie nach seinen Händen, und er hilft ihr aus dem Sessel. Er räumt das Geschirr auf das Tablett und stellt es vor die Zimmertür, dann fallen ihm die Teebeutel ein, halb versteckt unter dem Bett, und er bringt sie ebenfalls nach draußen. Sie wären sonst womöglich noch zu einem Leckerbissen geworden. Er führt Lily auf den Flur und redet dabei

besänftigend auf sie ein, da er weiß, daß sie eine fremde Welt betritt. Kaum haben sie ihr Zimmer verlassen, weiß Lily nicht mehr, in welche Richtung sie gehen soll. Sie verliert kein Wort über die unvertraute Umgebung, aber der Griff um seine Hand wird fester. Im ersten Wohnzimmer sitzen zwei Frauen, eine mit schneeweißen Zöpfen, die andere völlig kahl, sie

schauen fern bei abgestelltem Ton. Aus dem mittleren Zimmer kommt Cyril auf sie zu, heute nicht nur wie sonst mit Krawatte und Sportjackett bekleidet, sondern auch noch mit Spazierstock und Reiterkappe ausgestattet. Er ist der Aristokrat des Hauses, gutmütig und in einer bestimmten, fest umrissenen Phantasie befangen: Er glaubt, ihm gehöre ein großes

Anwesen, weshalb er sich verpflichtet fühlt, die Runde bei seinen Pächtern zu machen, und dabei peinlichst auf Höflichkeit bedacht zu sein. Perowne hat ihn noch nie unzufrieden erlebt.

Cyril lüpft vor Lily die Kappe und ruft: »Guten Morgen, meine Liebe. Alles in Ordnung? Irgendwelche Klagen?«

Ihre Miene erstarrt, und sie wendet den Blick ab. Auf

dem Bildschirm über ihrem Kopf kann Perowne die Demonstration sehen – immer noch im Hyde Park, eine riesige Menschenmenge vor einer provisorischen Bühne und in der Ferne eine winzige Gestalt vor einem Mikrophon, dann ein Luftbild vom selben Ort, anschließend die immer noch durch die Parktore strömenden Marschkolonnen der Demonstranten mit ihren

Transparenten. Er bleibt neben Lily stehen, um Cyril vorbeizulassen. Die Nachrichtensprecherin an ihrem Raumschifftisch wird eingeblendet, dann das Flugzeug, wie er es in den frühen Morgenstunden gesehen hat, das schwarz angelaufene Triebwerk in einem Meer aus Schaum, als wäre es eine geschmacklose Verzierung auf einer Eistorte. Anschließend das

Polizeirevier Paddington – angeblich ist es selbst gegen Terroristenangriffe geschützt. Ein Reporter steht davor, spricht in ein Mikrophon. Irgendwas hat sich getan. Sind die russischen Piloten tatsächlich radikale Moslems? Perowne streckt den Arm nach dem Lautstärkeregler aus, aber Lily ist plötzlich ganz aufgeregt und versucht, ihm etwas Wichtiges zu sagen.

»Wenn sie zu trocken wird, rollt sie sich wieder zusammen. Das habe ich ihm gesagt, und ich habe ihm auch gesagt, daß man sie gießen muß, aber er wollte sie einfach nicht ablegen.«

»Ist schon gut«, erwidert er. »Er wird sie ablegen. Ich sage es ihm. Das verspreche ich dir.«

Er entscheidet sich dagegen, fernzusehen, und sie gehen weiter. Er muß sich

auf den Abschied konzentrieren, denn er weiß, sie glaubt, er werde sie mitnehmen. Er wird wieder an der Haustür stehen und die sinnlose Erklärung abgeben, daß er bald zurückkommt. Jenny oder eines der anderen Mädchen wird sie ablenken müssen, wenn er nach draußen geht.

Gemeinsam durchqueren sie das letzte Wohnzimmer. An dem runden Tisch mit

dem Chenilledeckchen werden den Damen Tee und Schnittchen ohne Rinde serviert. Er ruft ihnen einen Gruß zu, doch sind sie offenbar zu verwirrt, um ihm zu antworten. Lily dagegen wirkt jetzt zufriedener und schmiegt den Kopf an seinen Arm. Als sie den Hausflur betreten, sehen sie Jenny Lavin an der Tür, die bereits die Hand zum doppelten Sicherheitsschloß hebt und

zu ihnen herüberlächelt. Im selben Moment streichelt seine Mutter ihm federleicht über die Hand und sagt: »Da draußen sieht es aus wie in einem Garten, Tantchen, aber eigentlich ist es das offene Land, und man kann kilometerweit laufen. Wenn man da spazierengeht, fühlt man sich hochgehoben, direkt über den Tresen. Ohne Bürste schaffe ich die vielen Teller nicht, aber Gott wird

für dich sorgen und darauf aufpassen, was du kriegst, denn das hier ist ein Schwimmwettkampf. Irgendwie wirst du dich schon durchzwängen.«

Die Fahrt zurück in die Stadtmitte Londons dauert lang – über eine Stunde von Perivale bis Westbourne Grove. In dichtem Verkehr strebt alle Welt in die City, um sich am Samstag abend

zu vergnügen, und einige Busse bringen einen ersten Schwung Demonstranten wieder hinaus. Während er langsam auf die Ampel an der Gipsy Corner zurollt, läßt er die Scheibe herunter, um die Szene auszukosten – die Geduld einer Viehherde, der ätzende Abgasgestank bei kaltem Wetter, das Röhren der leerlaufenden Motoren auf allen sechs Spuren, Richtung Osten und Westen,

der gelbe Schein der Straßenbeleuchtung, die die Farbe aus den Karosserien bleicht, das beschwingte Dröhnen der Musikanlagen, die roten Rücklichter, die sich bis in die City hintereinanderreihen, die weißen Scheinwerferlichter, die aus ihr herausströmen. Er versucht, ihn historisch zu sehen oder zu empfinden, diesen Augenblick in den letzten Jahrzehnten des

Erdölzeitalters, jenen Moment, in dem eine Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts am Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts zu ihrer Vollendung gebracht wurde: der beispiellose, hemmungslos zur Schau gestellte Reichtum der Massen in der unerbittlich modernen Stadt bietet ein Bild, das sich kein vorangegangenes Zeitalter

hätte ausmalen können. Gewöhnliche Menschen! Lichterketten! Er versucht sich vorzustellen, wie Newton es gesehen hätte, oder Boyle, Hooke, Wren, Willis, seine Zeitgenossen, diese klugen, neugierigen Männer der englischen Aufklärung, die einige Jahre lang praktisch das gesamte damalige Wissen in ihren Köpfen bargen. Bestimmt wären sie überwältigt

gewesen. Im Geiste zeigt er es ihnen: Dies haben wir erreicht, das ist heutzutage normal. Das Lichtermeer wäre ein einziges Wunder, wenn er es mit ihren Augen sehen könnte. Doch will es ihm nicht ganz gelingen. Er kann sich nicht am eisernen Vorhang des Faktischen vorbeizwängen, vermag nicht die Langeweile eines Autostaus auszublenden, die Verspätung, zu der er selbst

beiträgt, und die tristen kommerziellen Hoffnungen der Ladenreihe, vor der er jetzt schon seit einer Viertelstunde festsitzt. Ihm fehlt die lyrische Gabe, über das Gegebene hinauszusehen – er ist ein Realist, er kann der Realität nicht entkommen. Aber vielleicht sind zwei Dichter in der Familie ja auch genug.

Hinter Acton lichtet sich der Verkehr. Im Westen eine

einzige rote Fläche, ein Rechteck fast: Das Emblem der Natur, einer Wildnis irgendwo jenseits seines Blickfeldes, folgt ihm im Rückspiegel und verblaßt allmählich in der frühen Dämmerung. Ihm ist nicht danach, stadtauswärts Richtung Westen zu fahren, selbst wenn die Spuren frei wären. Er will nach Hause und sich etwas ausruhen, ehe er mit dem Kochen anfängt.

Er muß nachsehen, ob der Champagner im Kühlschrank steht, muß den Rotwein zum Temperieren in die Küche bringen. Der Käse sollte auch noch ein wenig weich werden in der Zentralheizungsluft. Und er muß sich zehn Minuten hinlegen. Jedenfalls ist er ganz bestimmt nicht in Stimmung für Theos elektrisch verstärkten Blues.

Doch es geht nun mal um Vaterschaft, die so

unabänderlich wie das Schicksal ist, also parkt er den Wagen schließlich in einer Seitenstraße der Westbourne Grove, einige hundert Schritte vom alten Varietétheater entfernt. Er kommt eine Dreiviertelstunde zu spät. Das Gebäude ist dunkel und still, die Türen sind verschlossen. Doch als er dagegendrückt, geben sie nach, und er taumelt ins

Foyer. Er wartet, bis sich seine Augen an das schummrige Licht gewöhnt haben, versucht angestrengt, etwas zu hören, und riecht den vertrauten Geruch staubiger Teppichböden. Ob alles schon vorüber ist? Es wäre fast eine Erleichterung. Er durchquert den Vorraum, tastet sich an dem vorbei, was der Kartenschalter sein muß, und gelangt zu einer weiteren Doppeltür. Er greift

nach der Metallstange, drückt sie nach unten und tritt ein.

Dreißig Meter weiter liegt die Bühne in einem sanften, bläulichen Schimmer, der nur von den nadelkopfgroßen roten Lämpchen an der Verstärkeranlage durchbrochen wird. Am Schlagzeug fängt ein Hi-Hat das Licht eines Strahlers ein und wirft eine langgezogene purpurfarben leuchtende Scheibe auf den Boden des

unbestuhlten Theatersaals. Bis auf das orangefarbene Exit-Schild über der Bühne liegt alles im Dunkel. Leute gehen um die Ausrüstung herum, beugen sich darüber oder laufen an einem glänzenden Keyboard vorbei. Über dem tiefen, diffusen Brummen der Lautsprecheranlage kann man gerade noch ein leises Stimmengemurmel vernehmen. Vorn auf der

Bühne ist die Silhouette einer Person zu erkennen, die zwei Mikrophone ausrichtet.

Perowne geht nach rechts und tastet sich in völliger Dunkelheit an der Wand entlang, bis er direkt vor der Bühne steht. Bei den Mikrophonen taucht eine zweite Gestalt auf, in der Hand ein Saxophon, dessen kunstvoll verschlungene Umrisse sich scharf vor dem Blau abzeichnen. Auf Zuruf

läßt das Keyboard einen einzelnen Ton hören, und der Baß stimmt danach die tiefe Saite. Eine Gitarre spielt einen gebrochenen offenen Akkord in derselben Tonart, dann fällt eine zweite Gitarre ein. Der Drummer setzt sich, rückt die Becken näher heran und stellt das Pedal der Baßtrommel ein. Das Gemurmel verebbt, die Roadies verschwinden in der Seitenkulisse. Theo und Chas

stehen bei den Mikrophonen vorn auf der Bühne und spähen in den Zuschauerraum.

Erst in diesem Moment begreift Perowne, daß sie die ganze Zeit gewartet und ihn beim Hereinkommen gesehen haben. Theo beginnt allein mit einem trägen zweitaktigen Turnaround, einer simplen, vom fünften Bund an absteigenden Folge von Tönen, die zu einem

vollen Akkord verschmelzen, in einen zweiten übergehen und dort hängenbleiben, eine unaufgelöste Septime, die langsam abklingt; dann setzt mit einem harten Schlag, einem Wirbel auf dem Tom-Tom und fünf verstohlen ansteigenden Baßnoten die Band ein. Der Song ist eine Art auf der Eins betonter ›Stormy-Monday‹-Blues, nur klingen die Akkorde voller und eher nach Jazz. Die

Bühnenbeleuchtung wechselt ins Weiße über. Theo, reglos in seiner üblichen Trance, spielt drei Chorusse in einem weichen, runden Sound mit ausreichend Feedback, um die Töne zu traurigen Klagelauten zu verziehen, aber mit etwas mehr Attack bei den kürzeren Läufen. Keyboard und Rhythmusgitarre legen ihren dichten Jazzakkordteppich darunter. Henry spürt, wie

der Baß gegen sein Brustbein hämmert, und faßt nach dem blauen Fleck. Die Musik schwillt zu einem mächtigen Klanggebäude an, und er fühlt sich nicht wohl, sperrt sich dagegen. In seiner jetzigen Verfassung wäre er lieber zu Hause mit einem Glas gekühlten Weißwein in der Hand und einem Mozart-Trio aus der Stereoanlage.

Aber er wehrt sich nicht lang. Etwas bricht oder hellt

in ihm auf, während Theos Töne ansteigen und mit dem zweiten Turnaround in eine höhere Lage wechseln, um sich dann hoch hinaufzuschwingen. Das ist es, woran die Jungen gearbeitet haben, und sie wollten, daß er es hört. Er ist gerührt. Er ahnt, worauf sie hinauswollen, spürt den Elan ihres Überschwangs und ihres Könnens. Im selben Moment merkt er, daß der

Song nicht dem üblichen Schema eines zwölftaktigen Blues entspricht, sie haben da ein Mittelstück mit einer überirdischen Melodie eingebaut, die in Halbtönen steigt und fällt. Chas beugt sich zum Mikro vor und stimmt mit Theo im Duo einen eigentümlichen Sprechgesang an.

Baby, you can choose despair,

Or you can be happy if you dare.
So let me take you there,
My city square, city square.

Chas mit seinen neuen Tricks aus New York dreht sich zur Seite, hebt das Sax und setzt mit einem rauh überblasenen hohen Ton ein, wie eine Stimme, die vor Freude bricht, aber schreit und schreit, bis sie schließlich

dünner wird und in einer Abwärtsspirale ausläuft, ein Widerhall von Theos Intro, der die Band zurück ins Zwölftaktschema führt. Auch Chas spielt drei Chorusse. Das Sax klingt nervös, der Rhythmus abgehackt, die Noten werden über die Akkordwechsel hinaus gehalten, dann in stürmischen Läufen freigelassen. Theo und der Bassist spielen in Oktaven

eine komplexe, sich wiederholende Figur, die sich unvermutet verschiebt und nie ganz zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrt. Das ist Blues im Schrittempo, doch mit einem treibenden Rhythmus darunter. Bei Chas' drittem Chorus gehen die beiden Jungen wieder ans Mikro, kehren zum Refrain zurück, dessen Harmonien so nah beieinanderliegen, daß sie

wie Dissonanzen wirken. Zollt Theo hier seinem Lehrer Tribut, Jack Bruce von *Cream*?

So let me take you there
City square, city square.

Dann kommt der Break für das Keyboard, und die anderen Musiker stimmen ein in das komplizierte, immer wiederkehrende Riff.

Henrys Müdigkeit ist

verflogen. Er löst sich von der Wand, an die er sich gelehnt hatte, und geht zur Mitte des dunklen Zuhörerraums auf das große Mischpult zu. Er taucht in ihren Klang ein. Es gibt diese seltenen Momente, in denen Musiker gemeinsam an etwas rühren, das wunderbarer als alles ist, was sie je zuvor in Proben oder Auftritten gefunden haben, etwas, das über bloße Zusammenarbeit

und technisches Können hinausgeht, das die Ausdruckskraft ihrer Musik so gelöst und attraktiv wie Freundschaft oder Liebe wirken läßt. Eben dann erlauben sie uns einen flüchtigen Blick auf das, was wir sein könnten, auf unser ideales Ich und auf eine unmögliche Welt, in der man alles, was man besitzt, fortgibt und doch nichts verliert. Draußen in der

realen Welt gibt es visionäre Projekte, detaillierte Pläne von friedfertigen Imperien, in denen sämtliche Konflikte gelöst sind und das Glück aller auf ewig existiert – Trugbilder, für die Menschen zu sterben und zu töten bereit sind. Das Königreich Christi auf Erden, das Arbeiterparadies, der ideale islamische Staat. Doch nur in der Musik und nur in seltenen Augenblicken hebt

sich tatsächlich dieser Vorhang, um verlockend den Traum einer Gemeinschaft heraufzubeschwören, der mit den letzten Noten wieder entschwindet.

Natürlich ist man nie einer Meinung, wann dies passiert. Henry hatte es letztens erst in der Wigmore Hall erlebt, eine utopische, für die Dauer eines Augenblicks im Schubert-Oktett verwirklichte Gemeinschaft,

als die Bläser mit kleinen, wiegenden Auf-und-Ab-Bewegungen ihre Töne über die Bühne zu den Streichern wehen ließen, die sie noch lieblicher zurückschickten. Er hatte es auch vor langer Zeit in Daisys und Theos Schule gehört, als sich ein dissonant scheppernes Schulorchester an Purcell versuchte und mit seinen Mißtönen eine unschuldige und selige Eintracht

zwischen Erwachsenen und Kindern schuf. Und jetzt ist sie hier, diese kohärente Welt, in der endlich alles zusammenpaßt. Wippend steht er im Dunkeln, starrt zur Bühne, seine Rechte hält in der Hosentasche die Schlüssel fest. Theo und Chas gleiten wieder in die Bühnenmitte, um ihren überirdischen Refrain zu singen. *Or you can be happy if you dare.* Er weiß, was

seine Mutter gemeint hat. Er kann kilometerweit laufen, er fühlt sich hochgehoben, direkt über den Tresen. Er will nicht, daß das Lied zu Ende geht.

Vier

Er fährt gar nicht erst in die Garage, sondern parkt direkt vor der Tür – abends ist das trotz des gelben Streifens erlaubt –, und er hat es eilig, ins Haus zu kommen. Trotzdem nimmt er sich einige Sekunden Zeit, um den Schaden an der Beifahrertür zu begutachten – kaum etwas zu sehen. Als er vom Wagen

hochblickt, stellt er fest, daß im Haus kein Licht brennt. Natürlich, Theo ist noch auf der Probe, und Rosalind wird ihrem Antrag gegen die einstweilige Verfügung noch den letzten Schliff geben. Vereinzelte Schneeflocken heben sich hell im Lichtkegel der Straßenlampe vor dem schimmernden Schwarz der Fensterscheiben ab. Ihm bleibt nicht viel Zeit, sein Schwiegervater und seine

Tochter müssen jeden Augenblick kommen. Als er die Tür öffnet, versucht er sich an den genauen Wortlaut einer Bemerkung zu erinnern, die Theo im Lauf des Tages gemacht hat und die ihm im ersten Moment nicht weiter aufgefallen war. Jetzt irritiert sie ihn kurz, doch gibt er den Versuch auf, sich zu erinnern, sobald er den warmen Flur betritt und das Licht anmacht; eine

aufflammende Glühbirne kann einen Gedanken auslöschen. Er geht direkt nach unten an die Weinregale und holt vier Flaschen heraus. Zu seinem Fisch-Stew gehört ein kräftiger Landwein – rot, nicht weiß. Durch Grammaticus hat er den Tautavel kennengelernt, einen Côtes du Roussillon Villages, und ihn zu seinem Hauswein erkoren – köstlich, dabei keine fünfzig Pfund für

eine Kiste. Weinflaschen Stunden vor dem Trinken zu öffnen hält er für Aberglauben; die der Luft ausgesetzte Oberfläche ist winzig. Trotzdem trägt er den Wein zum Temperieren in die Küche und stellt ihn neben den Herd.

Drei Flaschen Champagner sind schon im Kühlschrank. Er macht einen Schritt in Richtung CD-Player, entscheidet sich dann aber

anders, da gleich die Nachrichten kommen, die auf ihn eine Anziehung wie die Schwerkraft ausüben. Der Drang zu hören, was mit der Welt passiert, um sich der Allgemeinheit, der Sorgengemeinschaft anzuschließen, ist typisch für die heutige Zeit. In den letzten zwei Jahren hat sich diese Angewohnheit noch verstärkt; ungeheuerliche, spektakuläre Bilder haben

den Nachrichten ein erhöhtes Maß an Bedeutung verliehen. Die Möglichkeit, daß es zu Ähnlichem kommen könnte, zieht sich wie ein roter Faden durch unsere Tage. Die Warnung der Regierung vor einem Angriff auf eine europäische oder amerikanische Stadt ist nicht bloß der Versuch, die Verantwortung abzuwälzen, sondern zugleich eine berauschende Verheißung.

Alle fürchten sich davor, doch kennt die kollektive Psyche diese dunklere Sehnsucht, das krankhafte Verlangen nach Selbstbestrafung und eine blasphemische Neugier. So wie Krankenhäuser einen Katastrophenplan haben, stehen die Fernsehsender bei Fuß, und ihr Publikum wartet. Noch größer, noch schrecklicher das nächste Mal. Bitte, laß es nicht dazu

kommen. Aber wenn doch, laß es mich sehen, noch während es passiert, aus jedem Blickwinkel, und laß mich unter den ersten sein, die davon erfahren. Außerdem will Henry hören, was aus den verhafteten Piloten geworden ist.

Untrennbar ist mit dem Gedanken an Nachrichten, zumindest am Wochenende, die verlockende Aussicht auf ein Glas Rotwein verbunden.

Er leert den Rest eines Côtes du Rhône in ein Glas, stellt den Fernseher auf stumm und beginnt, drei Zwiebeln zu schälen und klein zu hacken. Er hat keine Geduld mit der papiernen Außenhaut, macht einen tiefen Einschnitt, drückt das Messer mit dem Daumen durch vier Schichten und reißt sie herunter, verschwendet ein Drittel der Knolle. Den Rest schneidet er zügig klein und schüttet ihn

in eine Kasserolle mit jeder Menge Olivenöl. Die relative Ungenauigkeit und der Mangel an Disziplin gefallen ihm am Kochen – eine Erholung von den Anforderungen im Operationssaal. Sollte man in der Küche versagen, sind die Folgen nicht allzu schlimm: Enttäuschung, vielleicht ein Anflug von selten geäußerter Unzufriedenheit. Niemand stirbt daran. Er schält und

zerkleinert acht dicke Knoblauchzehen und gibt sie zu den Zwiebeln. Was Rezepte angeht, hält er sich nur an die allgemeinsten Richtlinien. Er mag Kochbuchautoren, die von einer »Handvoll« reden, einer »Prise«, davon, dieses oder jenes »großzügig unterzumengen«. Sie geben alternative Zutaten an und ermuntern zu Experimenten. Henry hat sich damit

abgefunden, daß er nie ein ordentlicher Koch sein wird, daß er »nach Gefühl« kocht, wie Rosalind es nennt. Aus einem Becher schüttet er sich mehrere getrocknete rote Chilischoten in die Hand, zerdrückt sie und gibt die Schalenstücke mitsamt den Samenkörnern auf die Zwiebeln und den Knoblauch. Die Nachrichtensendung beginnt, aber er läßt den Ton

ausgeschaltet. Dieselbe Aufnahme aus dem Hubschrauber kurz vor dem Dunkelwerden, dieselben Massen strömen in den Park, dieselbe allgemeine Feststimmung. Auf die glasigen Zwiebeln und den Knoblauch kommen eine Prise Safran, ein paar Lorbeerblätter, geriebene Orangenschalen, Oregano, fünf Sardellenfilets und zwei Dosen geschälte Tomaten.

Von der großen Hyde-Park-Bühne Ausschnitte aus den Reden eines altgedienten linken Politikers, eines Popstars, eines Theaterschriftstellers und eines Gewerkschafters. Die Überreste der drei Rochen gibt er in einen Suppentopf. Die Köpfe sind ganz, die Lippen mädchenhaft voll. Sobald die Augen aber mit dem kochenden Wasser in Berührung kommen, werden

sie trübe. Ein hoher Polizeibeamter beantwortet Fragen zur Demonstration. Sein schmales Lächeln und der schräggelegte Kopf verraten, daß er mit dem Tagesverlauf zufrieden ist. Henry nimmt gut ein Dutzend Muscheln aus dem grünen Einkaufsnetz und kippt sie zu den Rochen. Falls sie noch leben und Schmerz spüren, weiß er nichts davon. Derselbe ernste

Reporter berichtet jetzt mit stummen Mundbewegungen, was es über den beispiellosen Menschenauflauf zu sagen gibt. Der Saft der Tomaten köchelt mit den Zwiebeln und dem Rest vor sich hin und wird vom Safran orangerot gefärbt.

Perowne, dessen Gehör sich von der Probe noch nicht ganz erholt hat und dessen Gefühle durch den Besuch bei seiner Mutter irgendwie

gedämpft, fast betäubt scheinen, sagt sich, daß er jetzt was Fetziges hören muß, Steve Earle vielleicht, laut Theo der Bruce Springsteen der Gebildeten. Doch *El Corazón,* die Aufnahme, die er sucht, ist oben, also trinkt er lieber das Glas Wein, schaut immer wieder zum Fernseher hinüber und wartet auf seine Story. Im Augenblick hält der Premierminister seine

Glasgow-Rede. Perowne tippt gerade rechzeitig auf den Knopf der Fernbedienung, um ihn sagen zu hören, daß die Zahl der heutigen Demonstranten noch von der Zahl der Opfer übertroffen wird, die durch Saddam umgekommen sind. Ein wichtiger Punkt, der einzige, der zählt, nur hätte er gleich zu Anfang vorgebracht werden müssen. Jetzt ist es zu spät. Nach Blix wirkt das

Argument nur noch wie ein kalkulierter Schachzug. Henry stellt den Ton wieder ab. Ihm fällt auf, wie zufrieden er beim Kochen ist – selbst daß er um seine Zufriedenheit weiß, tut ihr keinen Abbruch. Er schüttet die restlichen Muscheln ins große Sieb und schrubbt sie unter fließendem Wasser mit der Gemüsebürste ab. Die blaßgrünen Venusmuscheln sehen sauber und lecker aus,

weshalb er sie nur abspült. Einer der Rochen krümmt den Rücken, als wollte er aus dem kochenden Wasser fliehen. Henry drückt ihn mit einem Holzlöffel wieder hinunter und bricht ihm dabei die Wirbelsäule direkt unterhalb Th3. Letzten Sommer hat er ein Mädchen im Teenageralter operiert, das sich das Rückgrat zwischen C5 und Th2 gebrochen hatte: Es war bei

einem Popfestival von einem Baum gestürzt, als es versuchte, einen Blick auf die *Radioheads* zu werfen. Das Mädchen war gerade mit der Schule fertig und wollte in Leeds Russisch studieren. Nach acht Monaten in der Reha-Klinik geht es ihr jetzt wieder gut. Doch er verdrängt die Erinnerung daran. Er will jetzt kochen und nicht an die Arbeit denken. Aus dem

Kühlschrank nimmt er eine angebrochene Flasche Weißwein, das letzte Viertel von einem Sancerre, und gießt ihn über den Tomatenmix.

Den Seeteufel legt Perowne auf einem breiteren, dickeren Hackbrett zurecht, schneidet ihn in Stücke und füllt ihn in eine große weiße Schüssel. Dann wäscht er das Eis von den Tiger Prawns und gibt sie gleichfalls dazu.

Die Venus- und Miesmuscheln kommen in eine zweite Schüssel. Mit Tellern abgedeckt, stellt er beide Schüsseln in den Kühlschrank. Eine Totale zeigt das Gebäude der Vereinten Nationen in New York, als nächstes ist zu sehen, wie Colin Powell in eine schwarze Limousine steigt. Henrys Story wurde also nach hinten geschoben, aber das kümmert ihn nicht.

Er putzt die Küche, wischt den Dreck von der Kücheninsel in einen großen Mülleimer und bürstet die Schneidbretter unter fließendem Wasser. Dann ist es Zeit, den kochenden Rochen-und-Muschel-Sud in die Kasserolle zu gießen. Er schätzt, er hat jetzt um die zweieinhalb Liter hellorange Fischbrühe, die weitere fünf Minuten einkochen soll. Kurz vor dem Essen wird sie dann

noch einmal aufgewärmt, um mit den Venusmuscheln, dem Seeteufel, den Miesmuscheln und Garnelen erneut zehn Minuten zu köcheln. Zum Stew gibt es Vollkornbrot, Salat und Rotwein. Nach New York wird die Grenze zwischen Kuwait und dem Irak gezeigt. Militärlaster fahren im Konvoi über eine Wüstenpiste, und unsere Jungs halten neben den Fahrspuren ihrer Panzer ein

Nickerchen, am nächsten Morgen essen sie Bratwürstchen aus dem Kochgeschirr. Er holt die zwei Tüten Feldsalat unten aus dem Kühlschrank, leert sie in eine Salatschleuder und läßt kaltes Wasser über die Blätter laufen. Ein Offizier, kaum zwanzig Jahre alt, steht vor seinem Zelt und zeigt mit einem Stock auf eine Staffelei mit einer Karte. Perowne hat keine Lust, den

Ton einzuschalten – zensierte Nachrichten von der Front verbreiten eine gute Laune, die ihn nur deprimiert. Er schleudert den Salat und gibt ihn in eine Schüssel. Für Öl, Zitrone, Pfeffer und Salz ist später noch Zeit. Zum Nachtisch wird es Obst und Käse geben. Theo und Daisy können den Tisch decken.

Das Essen ist mehr oder weniger fertig, als an vierter Stelle der Bericht über das

brennende Flugzeug gezeigt wird. Mit dem unbestimmten Gefühl, etwas Bedeutsames über sich selbst zu erfahren, schaltet er den Ton wieder ein, stellt sich vor den kleinen Apparat und trocknet die Hände am Geschirrtuch ab. Platz vier könnte bedeuten, daß es keine weiteren Entwicklungen gibt, aber auch, daß die Behörden ein beängstigendes Schweigen wahren – doch in

Wahrheit ist die Luft aus der Geschichte, man meint aus der Anmoderation fast ein Bedauern herauszuhören. Da sind sie, die Piloten, stehen vor einem Hotel in Heathrow, der verhärmte Kerl mit dem zurückgekämmten öligen Haar und sein korpulenter Copilot. Sie sind, wie der Pilot mit Hilfe des Dolmetschers erklärt, weder Tschetschenen noch Algerier, ja nicht einmal Moslems, sie

sind Christen, wenn auch nur dem Namen nach, da sie nie zur Kirche gehen und weder einen Koran noch eine Bibel besitzen. Vor allem aber sind sie Russen und stolz darauf. Für die amerikanische Kinderpornographie, die in der halb zerstörten, ausgebrannten Fracht gefunden wurde, sind sie jedenfalls ganz bestimmt nicht verantwortlich. Sie arbeiten für eine respektable,

in Holland registrierte Firma und tragen allein für das Flugzeug die Verantwortung. Ja, gewiß, Kinderpornographie ist natürlich schrecklich, doch gehört es nicht zu ihren Aufgaben, jedes Paket auf der Frachtliste zu überprüfen. Sie wurden ohne Anklage freigelassen, und sobald die Luftfahrtbehörde einverstanden ist, kehren sie nach Riga zurück. Selbst der

Anflugweg ist nicht länger umstritten, sämtliche Vorschriften sind korrekt eingehalten worden. Beide Männer bestätigen, daß sie von der Metropolitan Police höflich behandelt wurden. Der stämmige Copilot sagt, er wünsche sich ein Bad und einen kräftigen Drink.

Gute Nachrichten also, doch während Henry in die Speisekammer geht, kann er keine Freude empfinden,

keine Erleichterung. Haben seine Ängste ihn zum Narren gehalten? Sie ist Teil der neuen Weltordnung, diese Beschränkung seiner geistigen Freiheit, des Rechtes, Vermutungen anzustellen. Noch vor kurzem dachte er weniger eingleisig, ihn beschäftigten eine Vielzahl von Themen. Er fürchtet, allzu leichtgläubig zu werden, ein willfähriger, emsiger

Konsument des Nachrichtenfutters, jener Ansichten, Spekulationen und Brosamen, die von den Behörden fallen gelassen werden. Er ist ein fügsamer Bürger, der zusieht, wie der Leviathan mächtiger wird, während er selbst in seinem Schatten Schutz sucht. Diese russische Maschine flog direkt in seine Schlaflosigkeit, und er war nur zu bereit, sich in seiner

Stimmung von dieser Geschichte und den nervösen Ausschlägen des täglichen Nachrichtenfiebers beeinflussen zu lassen. Zu glauben, er spiele eine aktive Rolle in dieser Geschichte, ist eine Illusion. Meint er denn, er trage etwas zum Geschehen bei, wenn er Nachrichten sieht oder an Sonntagnachmittagen auf dem Sofa liegt und noch mehr Kommentare zu

unbegründeten Behauptungen liest, endlose Artikel darüber, worum es eigentlich bei dieser oder jener Entwicklung geht oder was zweifellos als nächstes geschehen wird, Vorhersagen, die vergessen sind, sobald er sie gelesen hat, jedenfalls lang bevor sie von den Ereignissen widerlegt werden? Für den Krieg gegen den Terror und den Krieg im Irak – oder

dagegen, für die Beseitigung des Regimes eines verhaßten Despoten und dessen verbrecherischer Familie, für eine allerletzte Waffeninspektion, die Öffnung der Foltergefängnisse, das Auffinden der Massengräber, die Chance auf Freiheit und Wohlstand und eine Warnung an andere Tyrannen oder gegen die Bombardierung von Zivilisten, die

unvermeidlichen Flüchtlinge, die Hungersnot, ein rechtswidriges internationales Vorgehen, den Zorn der arabischen Nationen und wachsenden Zulauf für die Reihen von Al-Kaida. Wie man sich auch entscheidet, es läuft letztlich auf eine Art Konsens hinaus, auf einen Zwang zur Wachsamkeit, der selbst schon eine ständige Gängelei bedeutet. Glaubt er denn,

durch seine Unentschiedenheit – falls es sich wirklich darum handelt – könne er sich der allgemeinen Konformität entziehen? Er steckt tiefer drin als die meisten. Wie straff gespannte Saiten vibrieren seine Nerven gehorsam bei jeder neuen Presseverlautbarung. Er hat die gewohnte Skepsis verloren, ist wie benommen von widersprüchlichen

Ansichten, er hat keinen klaren Kopf mehr und spürt, was ebenso übel ist, daß er nicht mehr unabhängig denkt.

Die russischen Piloten werden gezeigt, wie sie ins Hotel gehen, und das ist das letzte, was er je von ihnen sehen wird. Er holt einige Flaschen Tonic aus der Speisekammer, sieht nach der Eiswürfelmaschine und dem Gin – ein Dreiviertelliter sollte doch

wohl für einen Mann reichen – und stellt die Herdplatte mit der Fischbrühe ab. Oben, also im Erdgeschoß, zurrt er die Vorhänge im l-förmig geschnittenen Wohnzimmer zu, macht Licht und zündet das Gasfeuer im Kamin an. Diese schweren Vorhänge, die sich durch Ziehen an einer mit dickem Messingknauf beschwerten Kordel schließen, sperren den Platz und die winterliche

Welt hinter den Fenstern aus. Das braun und cremefarben gehaltene Zimmer mit seiner hohen Decke wirkt ruhig, besänftigend, das Blau und Rubinrot der Teppiche sowie der abstrakte Howard Hodgkin über dem Kaminsims mit seinen gelborangeroten Pinselstrichen auf Grün sind die einzigen leuchtenden Farben. Die drei Menschen auf der Welt, die er, Henry

Perowne, am meisten liebt und die ihn am meisten lieben, sind auf dem Weg nach Hause. Was ist also mit ihm los? Nichts, überhaupt nichts. Ihm geht es gut, alles ist gut. Er bleibt einen Augenblick am Fuß der Treppe stehen und überlegt, was er eigentlich als nächstes tun wollte. Er geht in sein Arbeitszimmer im ersten Stock und bleibt vor dem Bildschirm stehen, um sich

die kommende Woche zu vergegenwärtigen. Für Montag stehen vier Namen auf dem Plan, für Dienstag fünf. Viola, die Astronomin, wird um acht Uhr dreißig die erste Patientin sein. Jay hat recht, wahrscheinlich schafft sie es nicht. Jeder Name beschwört eine Geschichte herauf, die er in den vergangenen Wochen und Monaten kennengelernt hat. Und in jedem Fall weiß er

genau, was er tun wird; außerdem freut er sich auf seine Arbeit. Wie anders mag es den neun Menschen gehen – einige sind bereits auf der Station, andere noch daheim und fahren morgen oder am Montag nach London –, mit ihrer Angst vor dem näher rückenden Augenblick, dem Vergessen in der Narkose und dem begründeten Verdacht, nach dem Aufwachen nie wieder ganz

dieselben zu sein.

Er hört, daß unten die Haustür aufgeschlossen wird, und am Geräusch, mit dem sie auf- und zugeht – die Art, entschlossen einzutreten und sie dann behutsam hinter sich zu schließen –, erkennt er Daisy. Wie schön, daß sie vor seinem Schwiegervater kommt. Als er ihr die Treppe hinunter entgegenläuft, führt sie einen kleinen Freudentanz auf.

»Du bist da!«

Während sie sich umarmen, gibt er denselben tiefen, seufzenden Knurrlaut von sich wie früher bei ihren Begrüßungen, als sie fünf war. Und es ist auch das Kind, das er fast vom Boden hochhebt, dessen geschmeidige Muskeln er unter der Kleidung spürt, die Spannkraft der Gelenke, seine unerotischen Küsse. Selbst ihr Atem ist der eines

Kindes. Sie raucht nicht, trinkt nur selten und veröffentlicht bald ihren ersten Gedichtband. Sein eigener Atem riecht kräftig nach Rotwein. Was hat er doch für enthaltsame Kinder gezeugt.

»Na, laß dich ansehen.«

Sechs Monate, so lang ist sie noch nie von ihrer Familie fort gewesen. Die Perownes sind ausgesprochen tolerante, doch auch äußerst

behütende Eltern, und er hofft, während er sie auf Armeslänge von sich hält, daß sie das Glitzern in seinen Augen und den kleinen Kloß in seinem Hals nicht bemerkt. Diese Gefühlsaufwallung kommt und verebbt in einer einzigen sanften Woge. Als alter Narr ist er noch ein Debütant, ein simpler Anfänger. Entgegen seiner Vorstellung ist sie kein Kind mehr. Sie ist eine

unabhängige junge Frau, die den Kopf in den Nacken legt und ihn – ganz die Großmutter – schräg von unten anschaut, mit ungeöffneten, lächelnden Lippen und einem wachen, anteilnehmenden Verstand. Das ist nun mal der Schmerz, aber auch das Glück mit jüngst erwachsen gewordenen Kindern; in aller Unschuld, doch unerbittlich vergessen sie ihre gute alte

Abhängigkeit. Aber vielleicht erinnert ihn Daisy auch gerade an früher: Bei ihrer Umarmung tätschelt sie halb seinen Rücken, halb reibt sie ihn, eine ihrer vertrauten, mütterlichen Gesten. Schon mit fünf Jahren hat sie ihn gern bemuttert und ihn ermahnt, wenn er zu lange arbeitete, zuviel Wein trank oder den Londoner Marathon nicht gewann. Sie war eines der mit dem Finger

drohenden, gebieterischen kleinen Mädchen. Ihr Daddy gehörte ihr. Jetzt reibt und tätschelt sie andere Männer, im vergangenen Jahr mindestens ein halbes Dutzend, falls man den ›Sechs kurzen Liedern‹ in *Mein dreister Kahn* glauben darf. Der Gedanke daran läßt ihn seine Tränen zurückdrängen.

Sie trägt einen offenen, abgewetzten, dunkelgrünen

Ledertrenchcoat. An der rechten Hand schlenkert ein russischer Fellhut. Unter dem Mantel graue, kniehohe Lederstiefel, ein dunkelgrauer Wollrock, ein dicker, weiter Pullover und ein grauweißer Seidenschal. Das Gepäck ist von ihrem Bemühen um Pariser Chic noch unberührt – zu ihren Füßen liegt der alte Rucksack aus Studentenzeiten. Er hält sie weiter an den Schultern

fest, während er herauszufinden versucht, was sich in den sechs Monaten verändert hat. Ein ungewohnter Duft, um die Augen ein wenig weiser, vielleicht etwas fülliger, das zarte Gesicht ein bißchen entschiedener. Ihr Leben ist ihm jetzt zum größten Teil verschlossen. Manchmal fragt er sich, ob Rosalind etwas von ihrer Tochter weiß, wovon er nichts ahnt.

Unter seinem forschenden Blick wird ihr Lächeln immer breiter, bis sie lacht und meint: »Sagen Sie es mir nur, Herr Doktor. Sie dürfen offen zu mir sein. Ich bin eine alte Schachtel geworden.«

»Du siehst phantastisch aus, aber für meinen Geschmack viel zu erwachsen.«

»Hier werde ich bestimmt wieder zum Kind.« Sie deutet

hinter sich ins Wohnzimmer und formt mit den Lippen die lautlose Frage: »Ist Opa schon da?«

»Nein, noch nicht.«

Sie befreit sich aus seiner Umarmung, schlingt die Arme um seine Schultern und küßt ihn auf die Nase. »Ich liebe dich, und ich bin so froh, wieder hierzusein.«

»Ich liebe dich auch.«

Noch etwas hat sich geändert. Sie ist nicht mehr

bloß hübsch, sondern schön und – das verraten ihm ihre Augen– auch ein wenig abwesend. Bestimmt ist sie verliebt und erträgt es nicht, von ihm getrennt zu sein. Er schiebt den Gedanken beiseite. Was es auch sein mag, sie wird es sicher zuerst Rosalind erzählen.

Einige Sekunden lang breitet sich einer jener stummen, leeren Augenblicke aus, wie sie auf

ein enthusiastisches Wiedersehen folgen – es gibt zuviel zu sagen, man muß erst wieder zu sich kommen und zum Alltag zurückfinden. Daisy schaut sich um, während sie den Mantel ablegt. Durch diese Bewegung verbreitet sich wieder dieses neue Parfum. Ein Geschenk ihres Liebhabers. Er sollte wirklich versuchen, von seiner trübsinnigen Fixierung

loszukommen, schließlich kann es nicht ausbleiben, daß sie auch einen anderen Mann als ihn liebt. Allerdings wäre es einfacher für ihn, wenn ihre Gedichte nicht so freizügig wären – sie besingen nicht bloß ungehemmten Sex, sondern auch das ruhelose Suchen nach dem immer Neuen, Zimmer für eine Nacht und Betten, die im Morgengrauen verlassen werden, den

Heimweg durch nasse Pariser Straßen, deren gründliche Säuberung Anlaß zu zahlreichen Metaphern gibt. In ihrem Newdigate-Waschsalongedicht kam die gleiche Reinigung durch Neubeginn vor. Perowne kennt die alten Argumente gegen doppelte Moral, aber setzen sich nicht neuerdings einige liberal gesinnte Frauen für die Stärken und Vorzüge der Enthaltsamkeit ein? Kann

es denn allein väterliche Beschränktheit sein, wenn er vermutet, daß ein Mädchen, das allzuoft in fremde Betten steigt, Gefahr läuft, bei einem mittelmäßigen, unzulänglichen Mann zu enden, einem Loser? Oder schafft hier seine eigene Veranlagung auf diesem Gebiet, der Mangel an Erkundungswillen, ein weiteres Bezugsproblem?

»Mein Gott, dieses Haus

ist sogar noch größer, als ich es in Erinnerung habe.« Sie späht durch das Geländer zum Kronleuchter hoch über ihrem Kopf im zweiten Stock. Gedankenlos nimmt er ihren Mantel, lacht dann und gibt ihn ihr zurück.

»Was mache ich denn da?« sagt er. »Du wohnst doch hier. Du kannst ihn selbst aufhängen.«

Sie folgt ihm in die Küche, und als er sich umdreht, um

ihr einen Drink anzubieten, umarmt sie ihn aufs neue und geht dann mit einem kleinen Ballettsprung ins Eßzimmer und weiter in den Wintergarten.

»Das ist mein Lieblingsplatz«, ruft sie ihm zu. »Sieh dir nur diesen Tropenbaum an. Ich mag ihn einfach! Was habe ich mir bloß dabei gedacht, so lange fortzubleiben?«

»Ganz meine Meinung.«

Der Baum steht seit neun Jahren dort. In einer solchen Stimmung hat er sie noch nie erlebt. Sie geht mit ausgebreiteten Armen wie über ein Hochseil auf ihn zu und tut, als gerate sie ins Taumeln – wie jemand in einer amerikanischen Serie, der nur darauf wartet, daß man ihm die gute Nachricht entlockt. Fehlt nur noch, daß sie Pirouetten um ihn dreht und irgendwelche

Musicalmelodien summt. *I feel pretty.* Er nimmt zwei Gläser aus dem Schrank, eine Flasche Champagner aus dem Kühlschrank und dreht den Korken heraus.

»Hier«, sagt er. »Es gibt keinen Grund, warum wir auf die anderen warten sollten.«

»Ich liebe dich«, sagt sie noch einmal und hebt ihr Glas.

»Willkommen daheim, mein Liebes.«

Sie trinkt, und ihm fällt mit einiger Erleichterung auf, daß sie keinen kräftigen Schluck nimmt. Sie nippt kaum am Glas – daran hat sich also nichts geändert. Er beobachtet sie scharf, versucht, aus ihr schlau zu werden. Sie kann nicht stillhalten und wandert mit dem Glas um die Kücheninsel.

»Rate mal, wohin ich von der U-Bahn-Station aus

gegangen bin«, sagt sie, während sie wieder auf ihn zukommt.

»Hm, zum Hyde Park?«

»Du hast es gewußt! Warum bist du nicht dagewesen, Daddy? Es war einfach phantastisch!«

»Weiß nicht. Squash gespielt, Oma besucht, Essen gekocht, mangelnde Überzeugung. So was eben.«

»Aber was die vorhaben ist doch völlig barbarisch. Das

weiß jeder.«

»Mag sein, aber fürs Nichteingreifen könnte das auch gelten. Erzähl, wie war es im Park.«

»Wärest du dortgewesen, hättest du jetzt keine Zweifel mehr, ganz bestimmt nicht.«

Er will ihr entgegenkommen und sagt: »Ich habe sie heute morgen losgehen sehen. Schienen gutgelaunt zu sein.«

Sie verzieht das Gesicht,

als täte ihr etwas weh. Endlich ist sie daheim, sie trinken Champagner, und Daisy erträgt es nicht, daß er nicht so denkt wie sie. Sie legt ihm eine Hand auf den Arm. Anders als Vater und Bruder hat sie winzige Hände mit sich verjüngenden Fingern, am Fingeransatz noch eine Spur der kindlichen Grübchen. Während sie spricht, schaut er auf ihre Nägel und freut

sich, daß sie in gutem Zustand sind. Lang, glatt, sauber, farblos lackiert, nicht angemalt. An den Fingernägeln läßt sich viel ablesen. Wenn ein Leben in die Brüche geht, leiden sie meist zuerst. Er greift nach ihrer Hand und drückt sie.

Sie beschwört ihn. Ihr Kopf ist mit diesem Zeug so vollgestopft wie seiner. Die Rede, zu der sie ansetzt, ist ein Gemisch aus allem, was

sie im Park gehört hat, was sie beide hundertmal gehört und gelesen haben, das Worst-Case- Szenario, das durch Wiederholung zur Tatsache wird, der süße Taumel des Pessimismus. Wieder wird die halbe Million Iraker angeführt, die laut UNO durch Bomben und Hungersnot sterben werden, die drei Millionen Flüchtlinge, das Ende der UNO, der Kollaps der

Weltordnung, wenn Amerika im Alleingang handelt, Bagdad total zerstört, während Straße um Straße den Republikanischen Garden abgetrotzt werden muß, Türken, die von Norden einmarschieren, Iraner von Osten, Israelis, die von Westen eindringen, die ganze Region in Flammen, ein in die Ecke gedrängter Saddam, der seine chemischen und biologischen Waffen einsetzt

– falls er sie denn hat, was bisher niemand überzeugend nachweisen konnte, ebensowenig wie eine Verbindung zu Al-Kaida –, und wenn die Amerikaner einmarschiert sind, werden sie kein Interesse an einer Demokratie haben, sie wollen für den Irak kein Geld ausgeben, sie nehmen sich nur das Öl, bauen ihre Militärbasen auf und verwalten das Land wie eine

Kolonie.

Während sie auf ihn einredet, betrachtet er sie liebevoll und ein wenig überrascht. Sie haben eine ihrer typischen Diskussionen, und das schon so bald. Dabei spricht sie normalerweise nicht über Politik, die gehört nicht zu ihren Themen. Ist das der Grund für ihre aufgekratzte Fröhlichkeit? Vom Hals aufwärts läuft sie rot an, und jedes weitere

Argument, das sie gegen den Krieg vorbringt, setzt noch eins drauf und führt sie dem Triumph entgegen. Die düsteren Entwicklungen, die sie vorhersieht, machen sie euphorisch, mit jedem Streich schlägt sie dem Drachen einen weiteren Kopf ab. Und als sie fertig ist, stößt sie seinen Unterarm leicht an, als wollte sie ihn wachrütteln. Dann setzt sie eine betont bekümmerte

Miene auf. Sie hofft inständig, daß er die Wahrheit endlich einsieht.

Er bezieht bewußt eine Gegenposition und wappnet sich für ein Gefecht, als er sagt: »Aber das sind doch nur Spekulationen über die Zukunft. Warum sollte ich das für bare Münze nehmen? Was, wenn es einen kurzen Krieg gibt, wenn die UNO nicht zerfällt, wenn es keine Hungersnot, keine

Flüchtlinge gibt, kein zerstörtes Bagdad und weniger Tote, als Saddam in einem normalen Jahr unter seinem Volk zu verantworten hat? Was, wenn die Amerikaner versuchen, eine Demokratie aufzubauen, Milliarden ins Land pumpen und danach abziehen, weil der Präsident nächstes Jahr wiedergewählt werden will? Ich glaube, dann wärest du immer noch dagegen, aber du

hast mir nicht gesagt, warum.«

Sie weicht vor ihm zurück und sieht ihn mit besorgter Überraschung an. »Bist du etwa *für* den Krieg, Daddy?«

Er zuckt die Achseln. »Kein vernünftiger Mensch ist für einen Krieg. Doch in fünf Jahren bedauern wir ihn vielleicht nicht mehr. Das Ende von Saddam würde ich gern erleben. Natürlich hast du recht, es könnte ein

Desaster geben. Es könnte aber auch das Ende eines Desasters und der Beginn von etwas Besserem sein. Alles dreht sich darum, wie das Ganze ausgeht, und das kann niemand vorhersagen. Deshalb kann ich mir auch nicht vorstellen, auf der Straße zu demonstrieren.«

Ihre Überraschung wird zu Mißbilligung. Er hebt die Flasche und will ihr nachschenken, aber sie

schüttelt den Kopf, stellt das Glas hin und rückt weiter von ihm ab. Sie trinkt nicht mit dem Feind.

»Du haßt Saddam, dabei ist er ein Geschöpf der Amerikaner. Die haben ihn unterstützt und mit Waffen beliefert.«

»Stimmt, ebenso wie die Franzosen, die Russen und die Engländer. Ein großer Fehler. Die Iraker wurden verraten, vor allem 1991, als

man sie ermutigt hat, sich gegen die Baathisten zu erheben, von denen sie niedergemetzelt wurden. Jetzt könnte sich die Gelegenheit bieten, das wiedergutzumachen.«

»Also bist du für den Krieg?«

»Wie schon gesagt, ich bin für keinen Krieg, aber dieser könnte das geringere Übel sein. In fünf Jahren werden wir es wissen.«

»Das ist so typisch.«

Er lächelt unsicher. »Typisch wofür?«

»Für dich.«

Das Wiedersehen verläuft anders als erwartet, und wie so manches Mal wird ihre Kontroverse persönlich. Er ist das nicht gewohnt, ist nicht mehr in Form und spürt einen Druck über dem Herzen. Oder schmerzt der blaue Fleck auf dem Brustbein? Er hat das zweite

Glas Champagner fast ausgetrunken, sie ihr erstes kaum angerührt. Die Tanzlust scheint ihr vergangen zu sein. Sie lehnt an der Tür, Arme verschränkt, das kleine Elfengesicht angespannt vor Ärger. Sie reagiert auf seine hochgezogenen Augenbrauen.

»Du sagst, der Krieg soll seinen Lauf nehmen, und in fünf Jahren, wenn alles gutgeht, bist du dafür, und

falls nicht, trägst du keine Verantwortung. Du bist ein gebildeter Mensch, der in einer reifen Demokratie lebt, wie wir sie gern nennen, und unsere Regierung führt uns in den Krieg. Hältst du das für eine gute Idee, okay, dann sage es auch, bringe deine Argumente vor, aber gehe nicht auf Nummer Sicher. Schicken wir nun die Truppen los oder nicht? Es findet jetzt statt. Und

manchmal muß man Spekulationen über die Zukunft anstellen, wenn man moralisch verantwortlich handeln will. Die Konsequenzen durchdenken, so nennt man das. Ich bin gegen den Krieg, weil ich glaube, daß Schreckliches passieren wird. Du aber scheinst zu glauben, daß er Gutes bringt, und stehst trotzdem nicht zu dem, was du glaubst.«

Er denkt nach und sagt: »Stimmt. Ich glaube wirklich, daß ich mich irren könnte.«

Dieses Eingeständnis und seine Nachgiebigkeit machen sie nur noch wütender. »Aber warum dann das Risiko eingehen? Wo bleibt die Vorsicht, von der du sonst immer redest? Wenn man mehrere hunderttausend Soldaten in den Nahen Osten schickt, sollte man besser

wissen, was man macht. Und diese raffgierigen, tyrannischen Trottel im Weißen Haus wissen bestimmt nicht, was sie tun, sie haben keine Ahnung, in was sie uns hineinziehen, und ich kann einfach nicht glauben, daß du auf deren Seite stehst.«

Perowne fragt sich, ob es eigentlich nicht um etwas anderes geht. Ihr »so typisch« macht ihm zu

schaffen. Vielleicht haben ihr die Monate in Paris Gelegenheit gegeben, ihren Vater mit anderen Augen zu sehen, und ihr gefällt nicht, was sie sieht. Er schiebt den Gedanken beiseite. Es ist gut, ja gesund, eines ihrer alten leidenschaftlichen Streitgespräche zu führen. Das gehört zum Familienleben. Und die Welt ist wichtig. Bedächtig läßt er sich an der Kücheninsel auf

einen der hohen Stühle sinken und gibt ihr mit einer Handbewegung zu verstehen, daß sie es ihm gleichtun soll. Sie ignoriert seine Aufforderung und bleibt an der Tür stehen, die Arme verschränkt, das Gesicht verschlossen. Es hilft auch nicht, daß er ruhiger wird, je mehr sie sich aufregt, aber diese Angewohnheit ist ihm durch seinen Beruf nun einmal in Fleisch und Blut

übergegangen.

»Hör mal, Daisy, wenn es nach mir ginge, stünden keine Truppen an der irakischen Grenze. Im Augenblick ist für den Westen schließlich kaum der richtige Zeitpunkt, einen Krieg mit einem arabischen Land anzufangen. Und für die Palästinenser ist ein Friedensplan noch nicht mal in Sicht. Doch ob mit oder o h n e UNO und auch

unabhängig von sämtlichen Massendemonstrationen sowie von dem, was irgendwelche Regierungen sagen, wird es zum Krieg kommen. Die versteckten Waffen sind bedeutungslos, egal, ob es sie gibt oder nicht. Die Invasion findet statt, und, militärisch gesehen, wird sie erfolgreich sein. Das ist das Ende von Saddam und einem der abscheulichsten Regime, die

je existiert haben, und darüber bin ich froh.«

»Erst kriegt der einfache Iraker es also von Saddam ab, und jetzt muß er die amerikanischen Raketen über sich ergehen lassen, aber das ist alles nicht weiter schlimm, weil du ja so froh bist.«

Er kennt diese rhetorische Bitterkeit, den harschen Ton an ihr nicht. »Moment mal«, sagt er, aber sie hört nicht auf

ihn.

»Glaubst du denn, wir werden am Ende sicherer sein? Die gesamte arabische Welt wird uns hassen. All die gelangweilten jungen Typen, die jetzt Schlange stehen, um Terroristen zu werden…«

»Zu spät, sich darüber noch Gedanken zu machen«, redet er ihr dazwischen. »Hunderttausende haben die afghanischen Trainingcamps bereits durchlaufen. Es sollte

dich wenigstens freuen, daß damit jetzt Schluß ist.«

Noch während er spricht, fällt ihm ein, daß sie sich tatsächlich darüber freut, weil sie die griesgrämigen Taliban nicht ausstehen kann, und er fragt sich, warum er sie unterbricht, mit ihr streitet, statt ihre Ansichten auszuloten und sich liebevoll mit ihrer jüngsten Entwicklung vertraut zu machen. Warum so

feindselig? Weil er selbst, auch wenn er äußerlich ruhig bleibt, innerlich geladen ist und Gift in seinen Adern kreist; Furcht und Wut hemmen das Denken, machen, daß er sich nach einem richtigen Krach sehnt. Fechten wir es aus! Sie streiten sich über Armeen, die sie nie zu Gesicht bekommen werden und über die sie fast nichts wissen.

»Es kommen noch mehr

Kämpfer«, sagt Daisy. »Und wenn die erste Explosion London erschüttert, wirst du schon sehen, was du mit deiner Einstellung für den Krieg…«

»Wenn du behauptest, ich sei für den Krieg, dann mußt du auch begreifen, daß du selbst in Wahrheit für Saddam bist.«

»Was für ein verdammter Schwachsinn.«

Während sie flucht, packt

ihn plötzlich eine heftige Gefühlsaufwallung: Es überrascht ihn, daß ihr Gespräch außer Kontrolle gerät, doch es erfüllt ihn auch mit einer verwegenen, belebenden Freude, daß jene Grübelei vorüber ist, die ihm schon den ganzen Tag zu schaffen gemacht hat. Die Farbe ist aus Daisys Gesicht gewichen, weshalb die wenigen Sommersprossen auf ihren Wangenknochen

dort deutlich hervortreten, wo in der Souterrain-Küche die Lichtkegel der Spotlights auf sie fallen. Seine Tochter mustert ihn mit wütendem Blick, den Kopf gereckt, den sie im Streit doch sonst gern spöttisch schief legt.

Trotz des Gefühlsaufruhrs wirkt er äußerlich ruhig, als er ein Glas Champagner nimmt und sagt: »Ich meinte folgendes: Der Preis für die Beseitigung von Saddam ist

der Krieg, der Preis für die Vermeidung von Krieg aber ist, Saddam an der Macht zu lassen.«

Das war als versöhnliches Argument gedacht, doch Daisy faßt es nicht so auf. »Ich finde es plump und widerlich«, sagt sie, »wenn uns die Kriegslobby Pro-Saddam nennt.«

»Nun, du bist bereit, für das zu sorgen, woran ihm am meisten gelegen ist, für

seinen Machterhalt. Aber damit schiebst du die Konfrontation nur hinaus. Eines Tages wird man sich um ihn und seine abscheulichen Söhne kümmern müssen. Das hat selbst Clinton gewußt.«

»Du sagst, wir marschieren in den Irak ein, weil uns keine andere Wahl bleibt. Wirklich erstaunlich, Dad, was du für einen Blödsinn redest. Du weißt doch genau,

daß diese neokonservativen Extremisten Cheney, Rumsfeld und Wolfovitz jetzt das Sagen in Amerika haben. Der Irak war immer schon ihr Lieblingsprojekt. Und der elfte September bot ihnen die ideale Gelegenheit, Bush auf ihre Seite zu ziehen. Man muß sich nur seine Außenpolitik bis zu dem damaligen Tag ansehen. Er war ein echter Duckmäuser, der an der heimatlichen

Scholle klebte. Aber den Irak verbindet nichts mit dem elften September oder auch nur mit Al-Kaida, und selbst für die Massenvernichtungswaffen gibt es keine wirklich überzeugenden Beweise. Hast du Blix gestern nicht gehört? Und ist dir nie der Verdacht gekommen, daß wir mit dem Angriff auf den Irak genau das tun, was die New Yorker Attentäter von uns erwarten –

zurückschlagen, mehr Feinde in den arabischen Ländern schaffen und den Islam radikalisieren? Mehr noch, wir beseitigen für sie sogar einen alten Feind, den gottlosen stalinistischen Tyrannen.«

»Und ich nehme an, sie wollen auch, daß wir ihre Trainingslager vernichten, die Taliban aus Afghanistan vertreiben, Bin Laden in die Flucht jagen, ihre

Finanznetze zerstören und aberhundert ihrer wichtigsten Leute einsperren…«

Sie unterbricht ihn mit lauter Stimme: »Hör auf, mir die Worte im Mund umzudrehen. Keiner hat was dagegen, wenn gegen Al-Kaida vorgegangen wird. Wir reden über den Irak. Warum sind bloß die wenigen Leute, die mir gegenüber diesen beschissenen Krieg befürwortet haben, alle über

vierzig? Was hat es mit dem Älterwerden auf sich? Könnt ihr dem Tod nicht früh genug ins Auge sehen?«

Plötzlich überfällt ihn Traurigkeit, und er wünscht sich, ihr Streit wäre zu Ende. Es war so schön, als sie ihm vor zehn Minuten gesagt hat, daß sie ihn liebe. Außerdem hat er immer noch nicht das Vorabexemplar und das Titelblatt von *Mein dreister Kahn* gesehen.

Aber er kann sich nicht zurückhalten. »Der Tod ist überall«, stimmt er ihr zu. »Frag Saddams Folterknechte im Gefängnis von Abu Graib und die zwanzigtausend Insassen. Aber etwas will ich noch wissen. Warum gab es unter den zwei Millionen Idealisten nicht ein einziges Plakat gegen Saddam, nicht eine einzige erhobene Faust, nicht eine einzige Stimme gegen ihn?«

»Er ist ein Scheusal«, sagt sie. »Das weiß doch jeder.«

»Nein, stimmt nicht. Er ist vergessen. Warum singt und tanzt ihr sonst im Park? Genozid, Folter, Massengräber, Geheimpolizei und totalitärer Verbrecherstaat – die iPod-Generation will nichts davon wissen. Nichts darf die Ecstacy-Feten, Billigflüge und das Reality-TV gefährden. Doch dazu wird es kommen,

wenn wir nicht bald was unternehmen. Ihr haltet euch alle für nett, liebenswert und schuldlos, aber die religiösen Nazis können euch nicht ausstehen. Was glaubst du denn, worum es bei der Bombe auf Bali ging? Bomben gegen die Stimmungskanonen. Der radikale Islam haßt eure Freiheit.«

Sie tut, als wäre sie entsetzt. »Ach, Dad, ich

wußte ja nicht, daß das Alter für dich ein so sensibles Thema ist. Aber Bali, das war nicht Saddam, das war Al-Kaida. Nichts von dem, was du gerade gesagt hast, rechtfertigt einen Einmarsch im Irak.«

Perowne hat sein drittes Glas Champagner schon fast ausgetrunken. Ein großer Fehler, er verträgt nicht viel. Aber er empfindet ein teuflisches Vergnügen: »Es

geht nicht bloß um den Irak. Ich rede von Syrien, dem Iran und Saudi-Arabien, dieser breiten Schneise von Elend, Unterdrückung und Korruption. Du stehst kurz davor, dein erstes Buch zu veröffentlichen. Warum macht dir da die Zensur nicht zu schaffen, der Gedanke, daß deine Schriftstellerkollegen in arabischen Gefängnissen sitzen? Und das in eben jener

Region, in der das Schreiben erfunden wurde? Oder sind frei sein und nicht gefoltert werden westliche Vorlieben, die wir anderen Völkern nicht aufzwingen sollten?«

»Ach, um Gottes willen, komm mir nicht wieder mit diesem relativistischen Zeug. Außerdem schweifst du ständig vom Thema ab. Keiner will, daß arabische Schriftsteller in Gefängnissen sitzen, aber ein

Einmarsch in den Irak wird sie wohl kaum befreien.«

»Vielleicht doch. Immerhin bietet sich jetzt die Chance, ein Land auf einen neuen Weg zu bringen. Samen auszusäen. Zu sehen, ob er gedeiht und sich ausbreitet.«

»Man sät mit Marschflugkörpern keinen Samen aus. Die Iraker werden die Invasoren hassen, und die religiösen

Extremisten werden an Macht gewinnen. Die Freiheit wird noch stärker eingeschränkt werden, und es werden noch mehr Schriftsteller in Gefängnissen sitzen.«

»Fünfzig Pfund, daß es drei Monate nach der Invasion eine freie Presse im Irak und uneingeschränkten Zugang ins Internet gibt. Die Reformkräfte im Iran werden sich gestärkt fühlen, und die

Potentaten in Syrien, Saudi-Arabien und Libyen bekommen es mit der Angst zu tun.«

Daisy sagt: »Okay, und ich setze fünfzig Pfund darauf, daß Chaos herrschen wird und selbst du dir wünschst, es wäre nie soweit gekommen.«

In ihrer Teenagerzeit hatten sie nach Diskussionen oft Wetten abgeschlossen, die per Handschlag feierlich besiegelt wurden. Perowne

hatte einen Dreh gefunden, wie er ihr, wenn er gewann, die Niederlage versüßen konnte – eine Art indirekte Subvention. Als einmal eine Prüfung nicht gut gelaufen zu sein schien, wettete die enttäuschte siebzehnjährige Daisy zwanzig Pfund darauf, daß sie es nie nach Oxford schaffen würde. Um sie aufzumuntern, versprach er fünfhundert Pfund für den Fall, daß sie es doch schaffte,

und als das Zulassungsschreiben kam, reiste sie von dem Geld mit einer Freundin nach Florenz. Ob sie ihm jetzt noch die Hand geben wird? Sie löst sich von der Tür, holt ihren Champagner, geht auf die andere Küchenseite und interessiert sich offenbar für Theos CDs neben der Hi-Fi-Anlage. Resolut kehrt sie ihm den Rücken zu. Er bleibt auf dem Barhocker an der

Kücheninsel und spielt mit seinem Glas, trinkt aber nichts mehr. Er fühlt sich leer, weil er nur die Hälfte von dem gesagt hat, was ihn beschäftigt. Jay Strauss gegenüber ist er eine Taube, seiner Tochter gegenüber ein Falke. Was ergibt das für einen Sinn? Und welch ein Luxus ist es doch, daheim in der Küche über geopolitische Schachzüge und militärische Strategien zu philosophieren,

ohne dafür von Wählern, der Presse, Freunden oder gar der Geschichte verantwortlich gemacht zu werden. Wenn keine Konsequenzen drohen, ist es nur ein interessanter Zeitvertreib, wenn man sich irrt.

Sie nimmt eine CD aus ihrer Hülle und schiebt sie in den Player. Er wartet und weiß, die Musik wird ihm einen Hinweis auf ihre Stimmung geben, vielleicht

will sie ihm sogar etwas damit sagen. Als das Klavier einsetzt, lächelt er. Theo hat die Aufnahme vor Jahren ins Haus gebracht. Chuck Berrys alter Pianist Johnnie Johnson s i n g t *Tanqueray,* einen lässigen Blues über eine Freundschaft und ein Wiedersehen.

It was a long time comin',
But I knew I would see

the day
When you and I could sit down,
And have a drink of Tanqueray.

Sie dreht sich um und kommt mit Tanzschritten auf ihn zu. Kaum steht sie ihm gegenüber, nimmt er ihre Hand.

Sie sagt: »Riecht so, als hätte der alte Kriegstreiber sein Fisch-Stew aufgesetzt.

Kann ich helfen?«

»Die junge Friedenstaube darf den Tisch decken. Und wenn du magst, kannst du auch die Salatsoße anrühren.«

Daisy ist auf dem Weg zum Küchenschrank, als die Türklingel ertönt, zweimal, stotternd und zu lang. Sie werfen sich einen Blick zu: Dieser Nachdruck läßt nichts Gutes vermuten.

Er sagt: »Schneid vorher

noch eine Zitrone. Der Gin steht da drüben, Tonic ist im Kühlschrank.«

Ihn amüsiert, wie sie theatralisch die Augen verdreht und tief Luft holt.

»Auf geht's.«

»Nur die Ruhe«, rät er und eilt nach oben, um seinen Schwiegervater zu begrüßen, den berühmten Dichter.

Henry Perowne, der in trauter Vorortzweisamkeit bei seiner

Mutter aufgewachsen ist, hat den Vater nie vermißt. In den mit Hypotheken schwer belasteten Nachbarhäusern waren Väter reservierte, von der Arbeit ausgelaugte, ziemlich uninteressante Gestalten. Kind zu sein hieß in Perivale Mitte der sechziger Jahre, daß das Leben von einer Mutter und Hausfrau bestimmt wurde. Wenn man am Wochenende oder während der Ferien

einen Freund besuchte, betrat man ihr Reich, lebte zeitweilig nach ihren Regeln. Sie war es auch, die etwas erlaubte oder verbot, die das Kleingeld austeilte. Er kannte deshalb eigentlich keinen Grund, auf den zusätzlichen Elternteil seiner Freunde eifersüchtig zu sein – waren die Väter nicht außer Haus, drohten sie reizbar im Hintergrund und verboten die schöneren, riskanteren Dinge

des Lebens öfter, als sich dafür einzusetzen. Selbst als er während der Pubertät die wenigen vorhandenen Fotografien seines Vaters musterte, geschah dies nicht aus Sehnsucht, sondern aus reinem Narzißmus – er wollte aus den markanten, aknefreien Zügen seine künftigen Chancen bei Mädchen ableiten. Ihn interessierte nur das Gesicht, nicht aber die Ratschläge, die

Verbote oder Richtersprüche. Vielleicht mußte er zwangsläufig jeden Schwiegervater für eine Zumutung halten, selbst wenn der nicht so dominant wie John Grammaticus gewesen wäre.

Gleich bei ihrer ersten Begegnung im Jahre 1982, nur wenige Stunden nachdem er Rosalind in einer der unteren Kabinen der Bilbao-Fähre geliebt hatte, war

Assistenzarzt Perowne fest entschlossen gewesen, sich weder gönnerhaft behandeln noch sich als künftigen Schwiegersohn vereinnahmen zu lassen. Er war ein erwachsener Mann mit Fähigkeiten, die neben denen eines jeden Dichters bestehen konnten. Durch Rosalind wußte er über ›Mount Fuji‹ Bescheid, diesem in vielen Anthologien abgedruckten Gedicht von

Grammaticus, doch las Henry selbst keine Lyrik und sagte das beim Essen an diesem ersten Abend auch ohne alle Scham. Damals steckte John tief in der Arbeit an *Keine Trauerfeiern* – seine letzte, längere Schaffensperiode, wie sich herausstellen sollte –, und ein junger Arzt, der in seiner Freizeit kein Buch zur Hand nahm, interessierte ihn nicht im geringsten. Und sowie der

Scotch erst einmal auf dem Tisch stand, störte es ihn auch nicht mehr, ja er bemerkte es nicht einmal, daß dieser Arzt in Sachen Politik anderer Meinung war – Grammaticus galt als früher Bewunderer von Mrs. Thatcher –, ebenso in der Musik – Bebop hatte den Jazz verraten – und auch hinsichtlich der wahren Natur der Franzosen – korrupt alle miteinander.

Rosalind behauptete am nächsten Morgen, Henry habe sich zu sehr bemüht, von dem alten Mann beachtet zu werden – das Gegenteil von dem, was Henry beabsichtigt hatte und eine höchst irritierende Bemerkung. Doch obwohl er aufhörte, sich mit Grammaticus zu streiten, änderte sich nach diesem ersten Abend und selbst nach der Hochzeit, der Geburt der

Kinder und in zwei weiteren Jahrzehnten nicht mehr viel. Perowne hielt Abstand, und Grammaticus war es zufrieden und richtete den Blick direkt durch seinen Schwiegersohn hindurch auf seine Tochter und seine Enkelkinder. Oberflächlich gesehen, pflegten die beiden Männer einen freundschaftlichen Umgang, doch fanden sie einander im Grunde langweilig. Perowne

konnte nicht begreifen, wie man mit der Dichtkunst – einer offenbar doch nur sporadisch ausgeübten Tätigkeit ähnlich dem Weintraubenpflücken – ein ganzes Arbeitsleben zu füllen vermochte, noch wie man eine derartige Reputation und Selbstachtung auf so wenig gründen konnte, oder warum ein betrunkener Poet etwas anderes als irgendein anderer Betrunkener sein sollte,

während Grammaticus – so Perownes Vermutung – ihn für einen von vielen Handwerkern hielt, einen kulturlosen, faden Mediziner, einen jener Sorte Männer oder Frauen, der er immer heftiger mißtraute, je stärker er mit zunehmendem Alter auf sie angewiesen war.

Und da gibt es noch etwas, worüber sie natürlich nicht reden. Außer dem Château hat Rosalinds Mutter

Marianne auch das Haus am Fitzroy Square von ihren Eltern geerbt. Nach der Heirat mit Grammaticus wurde das Londoner Haus zum Familienheim, in dem Rosalind und ihr Bruder aufwuchsen. Als Marianne dann bei dem Autounfall starb, war im Testament eindeutig festgelegt, daß ihre Kinder das Londoner Haus erbten; St Félix fiel an John. Vier Jahre nach ihrer

Hochzeit nahmen Rosalind und Henry, die bis dahin in einer winzigen Wohnung in Archway gelebt hatten, einen Kredit auf, um Rosalinds Bruder auszuzahlen, der ein Apartment in New York kaufen wollte. Es war für die Perownes ein Freudentag, als sie mit ihren beiden kleinen Kindern in das große Haus einziehen konnten. Diese diversen Transaktionen wurden ohne böses Blut

abgewickelt, doch neigt Grammaticus bei seinen seltenen Besuchen dazu, sich wie der Hausherr aufzuführen, der nach langer Abwesenheit die Mieter begrüßt und seine Rechte anmeldet. Vielleicht ist Henry aber auch nur zu empfindlich, da in seinem psychischen Haushalt kein Platz für einen Vater ist. Jedenfalls ärgert er sich über John, und wenn sich eine

Begegnung mit seinem Schwiegervater schon nicht vermeiden läßt, zieht er es vor, ihn in Frankreich zu treffen.

Während Perowne zur Haustür geht, ermahnt er sich, nicht auf die Einflüsterungen des Champagners zu hören, sondern seine Gefühle zu verbergen. Drei Jahre nach dem, was Theo in Anspielung auf einen Thriller *Die*

Newdigate-Abfuhr genannt hat, ist der Zweck dieses Abends die Wiederversöhnung von Daisy mit ihrem Großvater. Sie wird ihm ihr Buch zeigen wollen, und der alte Mann sollte gerechterweise seinen Anteil an ihrem Erfolg beanspruchen dürfen. Mit solch guten Vorsätzen öffnet er die Tür und sieht Grammaticus einige Schritte entfernt mit Fedorahut,

Rohrstock und langem, gegürtetem Wollmantel auf der Straße stehen, den Kopf in den Nacken gelegt, das Profil vom kühlen weißen Licht der Laterne auf dem Platz scharf umrissen. Bestimmt hat er sich für Daisy so in Positur geworfen.

»Ach, Henry«, sagt er, und daran, wie der Ton seiner Stimme abfällt, kann man seine Enttäuschung erkennen, »ich habe gerade zum Tower

hinübergesehen…«

Grammaticus rührt sich nicht vom Fleck, so daß Perowne ihm zuliebe vor die Tür tritt.

»Und versucht«, fährt er fort, »den Turm mit den Augen von Robert Adams zu sehen, der den Platz damals angelegt hat. Ich frage mich, was er davon gehalten hätte. Was glaubst du?«

Über den Platanen in der Mitte ragt der Tower hinter

der rekonstruierten Häuserzeile im Süden des Platzes auf, ein hoher, glasverkleideter Mast mit sechs runden, ausladenden Terrassen und riesigen Schüsseln, darüber eine Reihe dicker Ringe oder Manschetten, die das Neonlicht darin in geometrische Felder unterteilen. Nachts verleiht der tanzende Merkur der Turmspitze sogar etwas

Verspieltes. Als Theo noch klein war, hat er oft gefragt, ob der Tower das Haus träfe, wenn er in ihre Richtung umfiele, und war stets zufrieden gewesen, wenn sein Vater dies bejaht hatte. Da sich Perowne und Grammaticus weder begrüßt noch die Hand gegeben haben, wirkt ihre Unterhaltung körperlos, fast, als begegneten sie sich in einem Chatroom.

Perowne, ganz höflicher Gastgeber, läßt sich bereitwillig auf das Spiel ein. »Na ja, er hätte ihn vielleicht mit dem Blick eines Ingenieurs betrachtet und über so viel Glas und eine solche Höhe ohne Stützen ziemlich gestaunt. Bestimmt auch über das elektrische Licht. Aber vermutlich hätte der Turm auf ihn eher wie eine Maschine als wie ein Gebäude gewirkt.«

Grammaticus läßt durchblicken, daß dies keineswegs die richtige Antwort war. »Eigentlich kann er ihn Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur mit dem Turm einer Kathedrale vergleichen, weshalb er ihn zwangsläufig für irgendein religiöses Bauwerk gehalten haben dürfte – warum sollte man sonst so hoch bauen? Und sicher hätte er auch

angenommen, daß diese Schüsseln Ornamente waren oder irgendwelchen Riten dienten. Eine Religion der Zukunft.«

»Womit er nicht weit daneben gelegen hätte.«

Grammaticus hob die Stimme, um ihn zu übertönen. »Herrgott, Mann. Sieh dir dagegen die Proportionen dieser Säulen an, die Verzierung der Kapitelle!« Er fuchtelt mit

dem Stock in Richtung der Fassade auf der Ostseite des Platzes. »Das nenne ich Schönheit. Selbsterkenntnis. Eine andere Welt, ein anderes Bewußtsein. Adams wäre von der Häßlichkeit dieses Glasdings erschlagen gewesen. Keine humanen Maße. Kopflastig. Keine Anmut, keine Wärme. Es hätte ihm Angst eingejagt. Wenn das einmal unsere Religion sein wird, hätte er

sich gesagt, haben wir wirklich verschissen.«

Ihr Blick auf die georgianischen Säulen der Ostfassade erfaßt im Vordergrund, knapp dreißig Meter entfernt, auch eine Bank mit zwei Gestalten in Lederjacke und Wollmütze. Sie kehren ihnen den Rücken zu und sitzen vornübergebeugt eng nebeneinander, weshalb Perowne vermutet, daß sie

mit Drogen dealen. Warum sollten sie sonst an einem kalten Februarabend so angespannt da draußen sitzen? Plötzlich packt ihn die Ungeduld, und noch ehe Grammaticus erneut ihre gemeinsame Zivilisation verdammen oder von einer schwärmen kann, die weit außerhalb ihrer Reichweite liegt, sagt er: »Daisy wartet auf dich. Sie hat einen kräftigen Drink für dich

vorbereitet.« Er faßt seinen Schwiegervater am Ellbogen und schiebt ihn sanft zur breiten, offenen, hellerleuchteten Tür. John ist schon mitten in seiner redseligen und vergleichsweise wohlwollenden Phase, die Daisy nicht verpassen sollte. In den späteren Phasen wird Versöhnung kein Thema mehr sein.

Er nimmt seinem

Schwiegervater Mantel, Stock und Hut ab, führt ihn ins Wohnzimmer und geht Daisy rufen. Sie ist bereits mit einem Tablett auf dem Weg nach oben – die alte und eine neue Flasche Champagner, Gin, Eis, Zitrone, Gläser für Rosalind und Theo sowie Macadamia-Nüsse in der bemalten Schüssel, die sie von einer Studienreise nach Chile mitgebracht hat. Als Daisy

ihm einen fragenden Blick zuwirft, macht er ein aufmunterndes Gesicht: Es wird schon werden. Da er glaubt, sie und ihr Großvater wollen sich umarmen, nimmt er ihr das Tablett ab und folgt ihr. Doch Grammaticus, der mitten im Raum steht, richtet sich zu voller Höhe auf, und Daisy zögert. Vielleicht hat ihn ihre Schönheit überrascht, so wie Henry, oder es verblüfft ihn, wie

vertraut sie ihm vorkommt. Sie gehen aufeinander zu, murmeln »Daisy« beziehungsweise »Opa«, geben sich die Hand, und wie durch einen Prozeß, den die Bewegung ihrer Körper einleitet und den sie nicht aufhalten können, nachdem er erst einmal begonnen hat, küssen sie sich unbeholfen auf die Wangen.

Henry stellt das Tablett ab und mischt einen Gin Tonic.

»Bitte sehr«, sagt er. »Laßt uns anstoßen. Auf die Lyrik.«

Er merkt, wie die Hand des alten Mannes zittert, als sie nach dem Gin greift. Daisy und ihr Großvater heben die Gläser, brummen oder murmeln irgendwas, ohne jedoch den Toast zu erwidern, auf den ein bloßer Knochenbrecher wohl kein Anrecht hat, und trinken.

Grammaticus sagt zu ihm: »Sie sieht genauso aus wie

Marianne, als wir uns zum ersten Mal begegnet sind.«

Perowne fällt auf, daß die Augen seines Schwiegervaters nicht feucht werden, so wie es ihm passiert ist, und daß trotz aller Gefühlsaufwallungen und Stimmungsumschwünge etwas Kontrolliertes und Unnahbares von Grammaticus ausgeht, etwas Stahlhartes. Er besitzt eine eigene Art, Begegnungen

unbeschadet zu überstehen und selbst in vertrauter Gesellschaft hochmütig zu bleiben. Rosalind zufolge hat er vor langem, schon mit dreißig Jahren, das Gehabe des großen alten Mannes angenommen, den es nicht kümmert, was andere von ihm denken.

Daisy sagt: »Du siehst wirklich gut aus.«

Er legt eine Hand auf ihren Arm. »Ich habe sie heute

nachmittag im Hotelzimmer alle noch einmal gelesen. Verdammt gut, Daisy. Es gibt keine zweite wie dich.« Er trinkt und zitiert dann in seltsamem Singsang:

> Auf dem mein dreister und viel mindrer Kahn
> Sich munter in deinen breiten Wellen rührt.

Er lächelt verschmitzt und neckt sie wie früher. »Sei

ehrlich, wer ist der andere Dichter mit einem Talent so groß wie eine Galeone?«

Grammaticus schielt nach dem Tribut, der ihm seiner Meinung nach zusteht. Ein bißchen zu früh am Abend. Er geht zu schnell vor. Durchaus möglich, daß Daisy das Buch ihrem Großvater gewidmet hat, aber Perowne hat da so seine Befürchtungen. Ein weiterer Grund, warum er das

Vorabexemplar sehen wollte.

Daisy ist verwirrt. Sie setzt an, will etwas sagen, ändert dann aber ihre Absicht und bringt schließlich mit aufgesetztem Lächeln nur ein »Wart's ab« hervor.

»Natürlich hat Shakespeare nicht geglaubt, er wäre im Vergleich zu der die Meere befahrenden Konkurrenz nur ein mindrer Kahn. Er übertrieb ein wenig, war sarkastisch. Vielleicht

genau wie du, meine Liebe.«

Sie zögert, ist verlegen, ringt mit sich und versteckt sich dabei hinter ihrem Glas. Dann stellt sie es ab, als habe sie einen Entschluß gefaßt.

»Es heißt nicht ›sich munter rührt‹, Opa.«

»Natürlich heißt es das. Ich habe dir das Sonett doch selbst beigebracht.«

»Das weiß ich, aber mit ›munter‹ stimmt die Skandierung nicht. Es muß

heißen: ›Sich gern in deinen breiten Wellen rührt.‹«

Grammaticus' verschmitztes Lächeln erlischt. Sein starrer Blick ruht auf der Enkelin, die ihn anfunkelt, wie sie in der Küche ihren Vater angesehen hat. Sie verweigert die Gefolgschaft und hält die Stellung. Henry muß bei dem Wort »Skandierung« nur an Scanner denken, ein Nadelstich der Sorge, bei

dem es um hundertneunzigtausend Pfund geht, die dem Trust für den Kauf eines stärkeren MRI-Scanners fehlen. Er hat das Memo geschrieben, ist zu allen Besprechungen gegangen. Hätte er noch mehr tun können? Irgendeine E-Mail weiterleiten müssen? Was das Skandieren in der Lyrik betrifft, so könnte er jedenfalls nicht erklären, wieso ›gern‹ besser paßt als

›munter‹.

Grammaticus sagt: »Tja, was will man da machen? Die Skandierung stimmt nicht. Wie findest du das, Henry? Und wie läuft es so im Krankenhaus?«

In mehr als zwanzig Jahren hat Grammaticus sich nie nach dem Krankenhaus erkundigt. Henry kann nicht zulassen, daß seine Tochter derart kaltgestellt wird. Trotzdem ist es erstaunlich:

Drei Jahre sind vergangen, und die beiden geraten sich in der ersten Minute in die Haare.

Mit vorgetäuschter Heiterkeit sagt er leichthin zu Grammaticus: »Mein Gedächtnis spielt mir noch viel schlimmere Streiche.« Dann wendet er sich an Daisy. Sie ist einen Schritt zurückgewichen und sieht aus, als suche sie nach einem Vorwand, das Zimmer zu

verlassen. Er ist fest entschlossen, sie dazubehalten.

»Klär mich doch mal auf. Wieso hört sich ›gern‹ besser an als ›munter‹?«

Scheinbar gutgelaunt klärt sie ihren Vater über die Regeln auf und reibt sie dabei ihrem Großvater unter die Nase.

»›Sich gern in deinen breiten Wellen rührt‹ hat fünf Hebungen, fünf Jamben. Du

weißt schon, Ti-tam, unbetont, betont. Eine solche Zeile ist immer fünffüßig. Mit ›munter‹ ist es eine Silbe zuviel, es klingt nicht richtig.«

Während sie es ihm erklärt, läßt sich Grammaticus mit einem lauten Stöhnen, das teilweise ihre letzten Worte übertönt, auf einem der Ledersofas nieder.

Er sagt: »Geh mit einem

alten Mann nicht zu hart ins Gericht. ›Es war kein Traum; ich lag hellwach.‹ Bei Shakespeare gibt es ganz verschiedene Zeilenlängen. Hätte er ›munter‹ geschrieben, hätten wir schon dafür gesorgt, daß die Skandierung stimmt.«

»Verdammt, das ist Wyatt«, murmelt Daisy so leise, daß der alte Mann sie nicht hören kann.

Perowne wirft ihr einen

Blick zu und hebt verstohlen einen Finger. Sie hat doch gewonnen und sollte wissen, daß sie dem Großvater das letzte Wort lassen muß, falls sie nicht bis zum Abendessen und auch noch länger mit ihm streiten will.

»Ich fürchte, du hast recht, das hätten wir tatsächlich. Noch einen Gin, Opa?« Ihrer Stimme ist nichts anzumerken.

Grammaticus reicht ihr

sein Glas. »Tonic nehme ich mir selbst.«

Anschließend wartet Daisy einige Sekunden, bis sich das Schweigen entspannt, dann murmelt sie ihrem Vater zu: »Ich gehe und decke den Tisch.«

Vielleicht kann dieses Wiedersehen nicht gelingen, weil Henry zu sehr in Gedanken oder zu ungeduldig ist. Aber kommt es darauf an? Was kann er schon

dagegen machen, daß Daisy einer weiteren Autorität in ihrem Leben entwachsen ist? Sie hat sich auf eine Weise verändert, die er nicht versteht; da ist diese Unruhe, die mit guten Manieren kaschiert wird, eine Streitlust, die mal stärker, mal schwächer wird. Außerdem will er nicht mit seinem Schwiegervater allein gelassen werden. Hoffentlich kommt Rosalind mit ihrem

beschwichtigenden Geschick – dem der Mutter, der Tochter, der Frau, der Anwältin – bald nach Hause.

»Ich würde gern das neue Buch sehen«, sagt er zu Daisy.

»Na gut.«

Perowne sitzt auf dem Sofa, Grammaticus gegenüber, und schiebt ihm die Nüsse über den verkratzten Rosenholztisch zu. Sie hören, wie Daisy im

Flur ihren Rucksack durchsucht und dabei leise vor sich hin flucht. Beide geben sich gar nicht erst die Mühe, ein Gespräch zu beginnen. Selbst wenn sie sich darauf einigen könnten, worüber zu reden sich lohnte, würde doch keinen die Meinung des anderen interessieren. Also verharren sie in zufriedenem Schweigen. Zum ersten Mal, seit er ins Haus gekommen

ist, sitzt Henry bequem und genießt es, nicht mehr auf den Beinen zu sein. Wein und drei Gläser Champagner auf leeren Magen heben seine Stimmung, Theos Band hallt immer noch in seinen Ohren nach, die Oberschenkel schmerzen vom Squash, und so überläßt sich Perowne kurz einer sanften Woge der Selbstvergessenheit. Nichts ist wirklich wichtig. Was immer ihn zuvor auch

beunruhigt haben mochte, löst sich in Wohlgefallen auf. Die Piloten sind harmlose Russen, für Lily wird gesorgt, Daisy ist mit ihrem Buch daheim, die zwei Millionen Demonstranten sind alle nette Menschen, Theo und Chas haben einen schönen Song geschrieben, Rosalind ist auf dem Weg nach Hause und wird am Montag ihren Fall gewinnen, statistisch gesehen ist es

ziemlich unwahrscheinlich, daß heute abend Terroristen über sie herfallen, außerdem geht er davon aus, daß sein Stew eines der besten sein wird, das er je gemacht hat, alle Patienten auf dem OP-Plan von nächster Woche werden es schaffen, Grammaticus meint es im Grunde gut, und der morgige Tag – Sonntag – wird Henry und Rosalind einen Vormittag voller Schlaf und

Sinnlichkeit bescheren. Jetzt ist der richtige Augenblick, sich ein weiteres Glas zu gönnen.

Er langt nach der Flasche und vergewissert sich, daß sein Schwiegervater noch zu trinken hat, als auf dem Flur ein lautes metallisches Scheppern ertönt, gefolgt von Daisys lautem Aufschrei und einem Bariton, der »He!« ruft, danach fällt die Haustür mit einem so heftigen Schlag

ins Schloß, daß sich konzentrische Wellen auf dem Gin des Dichters ausbreiten, dann ein Stöhnen und der dumpfe Aufprall zweier Körper. Theo ist zu Hause und umarmt seine Schwester. Als sie Sekunden später Hand in Hand ins Wohnzimmer treten, bieten sie ein anschauliches Bild ihrer unterschiedlichen Obsessionen und Karrieren; Frucht, wie Henry neidlos

zugibt, der Förderung durch ihren Großvater: Daisy hält ihren Gedichtband in der Hand und ihr Bruder den Hals seines Gitarrenkoffers im Arm. Von der ganzen Familie hat Theo das entspannteste Verhältnis zu Grammaticus. Sie verbindet die Musik, und sie konkurrieren nicht miteinander: Theo spielt, der Großvater hört zu und kümmert sich um das Blues-

Archiv – das gerade mit Hilfe des Jungen auf den Computer übertragen wird.

»Bleib sitzen, Großvater«, sagt er und lehnt den Gitarrenkoffer an die Wand.

Doch als Theo auf ihn zugeht, erhebt sich der alte Mann, und die beiden umarmen sich ohne jede Scheu. Daisy kommt, setzt sich neben ihren Vater und legt ihm das Buch in den Schoß.

Grammaticus hält den Enkel am Arm und wirkt durch seine Gegenwart verjüngt und belebt. »Du hast also einen neuen Song für mich.«

Der Einband ist aquamarinblau, die Buchstaben sind schwarz. Während Perowne Titel und Namen der Autorin studiert, legt er seiner Tochter den Arm um die Schultern und drückt sie an sich. Daisy

rückt ein Stückchen näher, um ihr Buch mit seinen Augen zu sehen. Er dagegen sieht es mit ihren und versucht, sich ihre Aufregung vorzustellen. Als er so alt war wie sie, war er ein Stubenhocker, ein Medizinstudent im zehnten Semester in einem Universum aus lateinischen Namen und Kenntnissen über den Körper, weit fort von so etwas wie Lyrik. Mit der

freien Hand schlägt er die Titelseite auf, und gemeinsam lesen sie noch einmal die drei Worte, die diesmal in einem doppelt gezogenen Rechteck stehen: *Mein dreister Kahn,* darüber Daisy Perowne, und unten auf der Seite der Name des Verlags und die Angabe: London, Boston. Sie hat ihren Kahn, wie groß er auch sein mag, den Meeresströmungen anvertraut. Theo sagt etwas,

und er schaut auf.

»Der Song, Dad! Hat er dir gefallen?«

Als die Kinder noch klein waren, achtete man genau darauf, das Lob gerecht zu verteilen. Diese großartigen Leistungen. Eben, als er noch mit Grammaticus allein war, hätte er über Theos Song reden sollen, aber Henry hat diese halbe Minute gebraucht, in der er sich gut zugeredet hat.

Er sagt: »Ich war begeistert.« Und zu jedermanns Überraschung legt er den Kopf in den Nacken und singt gar nicht mal schlecht: *»Let me take you there, / My city square, city square.«*

Theo holt eine CD aus seiner Manteltasche und gibt sie dem Großvater. »Das haben wir heute nachmittag mitgeschnitten. Die Aufnahme ist noch nicht

perfekt, aber man hört, worauf es hinauslaufen soll.«

Henry wendet sich wieder seiner Tochter zu. »Mir gefällt dieses ›London, Boston‹. Richtig edel.« Er fährt die winzigen Großbuchstaben mit dem Finger lang. Auf der nächsten Seite liest er mit Erleichterung die Widmung: *Für John Grammaticus.*

Plötzlich besorgt, flüstert ihm Daisy ins Ohr: »Ich weiß

nicht, ob das richtig war. Eigentlich wollte ich es dir und Mum widmen. Ich wußte einfach nicht, was ich tun sollte.«

Er drückt sie erneut und murmelt: »So ist es genau richtig.«

»Ich weiß nicht. Ich kann es immer noch ändern lassen.«

»Er hat dir den Weg gezeigt, das ist völlig in Ordnung. Und er wird sich

sehr darüber freuen. Wie wir alle. Du hast genau das Richtige getan.« Und für den Fall, daß doch eine Spur Bedauern in seiner Stimme mitschwang, fügt er noch hinzu: »Es wird nicht das letzte Buch bleiben. Du kannst nach und nach die ganze Familie abarbeiten.«

Da verrät ihm ein Zittern der an ihn gepreßten Gestalt und die plötzlich aufwallende Körperwärme, daß seine

Tochter weint. Sie preßt ihr Gesicht an seinen Oberarm. Theo ist mit Großvater in einen anderen Teil des Zimmers gegangen, steht vor den CD-Regalen und diskutiert mit ihm über einen Boogie-Pianisten.

»He, Kleines«, sagt er in ihr Ohr. »Was ist, Liebes?«

Sie weint heftiger, lautlos, und schüttelt den Kopf, bringt kein Wort heraus.

»Sollen wir nach oben in

die Bibliothek gehen?« Sie schüttelt abermals den Kopf, und er streicht ihr übers Haar und wartet. Unglücklich verliebt? Er wehrt sich gegen Vermutungen. Zwar kann er sich an keinen bestimmten Vorfall aus ihrer Kindheit erinnern, doch ist ihm von früher vage vertraut, wie er darauf wartet, daß sie ihre Fassung wiedergewinnt, um ihm zu erzählen, warum sie weint. Sie war mit Worten

immer so geschickt. Dank der vielen Romane, die sie als Kind las, vor allem, nachdem ihr Großvater begonnen hatte, sich um ihre Lektüre zu kümmern, konnte sie ihre Gefühle genau in Worte fassen. Henry lehnt sich zurück, wartet und drückt seine Tochter liebevoll an sich. Sie weint nicht mehr, preßt aber den Kopf noch an seine Schulter, die Augen geschlossen. Ihr

Buch liegt offen auf seinem Schoß, die Widmung aufgeschlagen. Hinter ihm diskutiert Theo mit seinem Großvater über Aufnahmen und Musiker. Wie wahre Fans murmeln sie beide nur leise, was das Zimmer eigentümlich still wirken läßt. Grammaticus hält seinen Gin in der Hand, offenbar den dritten, doch wirkt er erstaunlich nüchtern. Dort, wo Daisys Kopf auf

seinen Oberarm drückt, fühlt er ein Kribbeln über den Oberarm wandern. Zärtlich blickt er auf den Teil ihres Gesichts hinunter, den er sehen kann. Nicht die geringste Spur von Alter oder Erfahrung in den Augenwinkeln, nur reine, straffe Haut, leicht gerötet, fast wie um einen blauen Fleck. Die äußeren Anzeichen der Geschlechtsreife, diese neuen

Spielzeuge, verdecken die Tatsache, daß die Kindheit nur allmählich ausklingt. Als Daisy Brüste und ihre Periode bekam, war ihr Bett noch derart mit Teddybären und anderen Plüschtieren vollgestopft, daß kaum Platz für sie selbst blieb. Dann folgten das erste eigene Konto, ein Universitätsabschluß, der Führerschein und täuschten darüber hinweg, wie zögernd

das Kind verschwand, das nur die Eltern noch in dem frisch geformten Erwachsenen ausmachen konnten. Doch wie er sie jetzt anschaut, weiß er, daß sie, auch wenn sie sich noch so sehr an ihn kuschelt, nicht mehr unschuldig ist. Wahrscheinlich rasen ihr die Gedanken nur so durch den Kopf, dreht sich alles schneller, als es bei ihm möglich wäre, vielleicht um

ein bruchstückhaftes Mosaik jüngster Ereignisse – laute Stimmen in Zimmern, flüchtige Eindrücke von Pariser Straßen, ein offener Koffer auf einem ungemachten Bett – oder was sie sonst gerade beschäftigen mag. Man starrt auf einen Kopf, auf üppiges Haar und kann nur Vermutungen anstellen.

Dieses zweite traumgleiche

Zwischenspiel mag fünf Minuten gedauert haben, vielleicht auch zehn. Irgendwann, als die Logik seiner Gedanken sich aufzulösen beginnt, schließt er die Augen und läßt sich rücklings nach hinten fallen, ein angenehmes Gefühl, durchsetzt mit Bildern von einem schlammigen Gezeitenfluß, von unbeholfenen Fingern, die ein verknotetes Seil lösen,

mit dem sich ebenso Währungen umrechnen wie Wochenenden in Werktage verwandeln lassen. Doch noch während er hinabsinkt, weiß er, daß er nicht einschlafen darf – es sind Gäste da, und er hat noch andere Verpflichtungen, auch wenn sie ihm gerade nicht einfallen. Als Rosalind die Haustür öffnet, fährt er auf und blickt erwartungsvoll über die linke Schulter. Daisy

hat ebenfalls halb den Kopf gehoben, und das Gespräch zwischen Theo und Grammaticus verstummt. Ehe sie hören, wie die Tür wieder geschlossen wird, folgt eine ungewöhnlich lange Pause. Perowne nimmt an, daß seine Frau mit Einkäufen, Paketen oder Prozeßakten beladen ist, und will gerade aufstehen, um ihr zu helfen, da betritt sie das Zimmer. Sie bewegt sich

langsam, steif und scheint dem zu mißtrauen, was sie erwarten mag. Sie hält die braune Ledermappe in der Hand. Das Gesicht ist bleich und die Haut so straff gespannt, als zerrten unsichtbare Hände sie hinter den Ohren zusammen. Die Augen sind dunkel, weit aufgerissen und versuchen verzweifelt, etwas mitzuteilen, das ihr Mund, der sich einmal öffnet und

schließt, offenbar nicht sagen kann. Sie sehen, wie Rosalind stehenbleibt und zur Tür zurückblickt, durch die sie gerade gekommen ist.

»Mum?« ruft Daisy.

Perowne löst sich von seiner Tochter und springt auf. Obwohl Rosalind über dem Bürokostüm einen Wintermantel trägt, glaubt er zu sehen, wie ihr Puls rast – ein Eindruck, der durch ihren schnellen, flachen Atem

entsteht. Die Familie ruft sie beim Namen und will auf sie zugehen, doch weicht Rosalind aus und stellt sich mit dem Rücken an die hohe Wohnzimmerwand. Sie scheucht sie mit den Augen zurück, warnt sie mit einer flüchtigen Handbewegung. Ihre Miene verrät Angst, aber auch Wut, und die hochgezogene Oberlippe deutet vielleicht sogar Ekel an. Durch den kaum einen

halben Zentimeter breiten Spalt zwischen Tür und Angel erkennt Perowne im Flur eine schattenhafte Gestalt, die kurz zögert und dann verschwindet. Ehe etwas zu sehen ist, spüren sie an Rosalinds Reaktion, daß jemand ins Zimmer tritt. Perowne aber kann im Flur immer noch die Gestalt warten sehen, weshalb er vor den anderen begreift, daß nicht einer, sondern zwei

Eindringlinge im Haus sind.

Als der Mann ins Zimmer kommt, erkennt Perowne ihn sofort an den Kleidern, der Lederjacke, der Wollmütze. Die beiden Typen auf der Bank haben nur die richtige Gelegenheit abgepaßt. Und noch bevor ihm der Name wieder einfällt, erkennt er auch das Gesicht und den seltsamen Gang, das nervöse Zittern, als der Kerl sich dicht, zu dicht, neben

Rosalind stellt. Statt vor ihm zurückzuschrecken, behauptet sie ihren Platz. Doch sie muß den Kopf abwenden, um ihm endlich das Wort sagen zu können, das sie schon vorhin auszusprechen versuchte. Sie schaut ihrem Mann in die Augen.

»Messer«, sagt sie, als rede sie mit ihm allein. »Er hat ein Messer.«

Baxters rechte Hand steckt

tief in der Jackentasche. Er mustert das Zimmer und die Anwesenden mit zusammengepreßtem Schmollmund wie ein Mann, der es kaum erwarten kann, einen Witz zu erzählen. Den ganzen Nachmittag muß er von diesem Auftritt geträumt haben. Mit unmerklich nachjustierenden Kopfbewegungen wandert sein Blick von Theo und Grammaticus am anderen

Ende des Zimmers zu Daisy und schließlich zu Perowne, der direkt vor ihr steht. Natürlich ist es logisch, daß Baxter hier ist. Einige Sekunden lang kann Perowne im Geiste nur dumm dieses Wort wiederholen: *Natürlich.* Das paßt. Fast alle Elemente seines Tages sind versammelt; jetzt fehlt nur noch Mutter, und Jay Strauss müßte noch mit seinem Squashschläger auftauchen.

Ehe Baxter etwas sagen kann, versucht Perowne, das Zimmer mit Baxters Augen zu sehen, als könnte er so das Ausmaß des Ärgers vorhersagen, der ihnen droht: die beiden Flaschen Champagner, der Gin, die Schalen mit Zitrone und Eis, die stuckverzierte, hohe Decke, unter der man sich klein vorkommt, die Drucke von Bridget Riley neben dem Hodgkin, das gedämpfte

Licht der Lampen, der Kirschholzboden mit persischen Teppichen, die achtlos gestapelten gewichtigen Bücher, den über Jahrzehnte immer wieder polierten Rosenholztisch. Das Strafmaß könnte enorm ausfallen. Perowne taxiert auch seine Familie mit Baxters Augen: Das Mädchen und der Alte dürften kein Problem sein, der Junge sieht stark, aber nicht sehr

tatkräftig aus. Und was den schlaksigen Arzt betrifft, nun, seinetwegen ist er hier. Natürlich. Wie Theo schon sagte, regiert auf den Straßen der Stolz, und hier ist er nun, ein Messer in der Tasche. Wenn alles geschehen kann, ist alles wichtig.

Henry steht drei Meter von Baxter entfernt. Als Rosalind ihn vor dem Messer warnte, ist er mitten in der Bewegung erstarrt. Wie ein Kind in

einem Anschleichspiel zieht er jetzt den hinteren Fuß vor und stellt sich breitbeinig hin. Mit den Blicken und einem fast unmerklichen Kopfschütteln drängt Rosalind ihn zurück. Sie kennt den Hintergrund nicht, hält die Männer für gewöhnliche Einbrecher und hofft, sie würden bald wieder verschwinden, wenn man sie nehmen ließe, was sie haben wollen. Sie ahnt auch nichts

von Baxters Krankengeschichte. Den ganzen Tag war ihm die Begegnung in der University Street wie ein lang gehaltener Klavierton im Kopf geblieben. Nur Baxter hatte er fast vergessen, zwar nicht die Tatsache seiner Existenz, doch die Rastlosigkeit seines Körpers, den sauren Nikotingeruch, die zittrige rechte Hand, das Äffische, das von der Wollmütze noch

betont wird.

Mit einem Blick läßt Baxter ihn wissen, daß er seine Bewegung gesehen hat, doch sagt er: »Nehmen Sie die Handys aus den Taschen, und legen Sie sie auf den Tisch.«

Als sich niemand rührt, sagt er: »Die Kids zuerst.« Und Rosalind befiehlt er: »Machen Sie schon, sagen Sie ihnen, was sie tun sollen.«

»Daisy, Theo, ich glaube, ihr tut besser, was er sagt.« Rosalinds Stimme klingt eher verärgert als ängstlich, und in dem abschätzigen ›ich glaube‹ schwingt sogar ein wenig Rebellion mit. Daisys Hände zittern, und sie hat Mühe, das Telefon aus der engen Rocktasche zu ziehen. Verzweifelt stöhnt sie einige Male kurz auf. Theo legt seinen Apparat auf den Tisch und geht zu ihr, um ihr zu

helfen, ein kluger Schachzug, denkt sein Vater, da sie jetzt fast nebeneinanderstehen. Baxters rechte Hand steckt immer noch tief in der Jackentasche. Wenn sie sich auf den richtigen Moment einigen können, sind sie jetzt in einer guten Position, um sich auf ihn zu stürzen.

Aber Baxter hat offenbar denselben Gedanken. »Leg ihr Handy neben deins, und geh wieder an deinen Platz.

Mach schon. Ganz zurück. Noch weiter.«

Irgendwo in Henrys Arbeitszimmer, in einer Schublade voller Krimskrams, liegt ein Pfefferspray, das er sich vor Jahren in Houston gekauft hat. Vielleicht funktioniert es sogar noch. Und unten im Außenkeller liegt zwischen den Campingsachen und altem Spielzeug noch ein Baseballschläger. In der

Küche gibt es jede Menge Hackbeile und Messer, aber der blaue Fleck auf seinem Brustbein sagt ihm, daß er einen Messerkampf in Sekundenschnelle verlieren würde.

Baxter dreht sich zu Rosalind um. »Jetzt Ihres.«

Sie wirft Henry einen Blick zu, langt in die Manteltasche und legt Baxter ihren Apparat in die Hand.

»Jetzt Sie.«

»Es ist oben und wird gerade aufgeladen«, sagte Perowne.

»Machen Sie’s nicht noch schlimmer«, sagt Baxter. »Ich kann’s sehen, Arschloch.«

Der obere Rand seines Handys ragt aus der abgeschrägten Kante seiner Hosentasche heraus. Eine Beule zeigt den übrigen Umriß an.

»Was Sie nicht sagen.«

»Legen Sie’s auf den Boden, und schieben Sie’s zu mir rüber.«

Wie um ihn gefügig zu machen, zieht Baxter das Messer aus der Tasche. Soweit Perowne sehen kann, ist es ein altmodisches, französisches Küchenmesser mit orangefarbenem Holzgriff und gebogener, glanzloser Klinge. Sorgsam darauf bedacht, keine überraschenden Bewegungen

zu machen, kniet er sich langsam hin und schiebt sein Handy zu Baxter hinüber, der es aber nicht aufhebt, sondern »Okay, Nige« ruft, »kannst jetzt kommen. Sammle die Handys ein!«

Verlegen bleibt das Pferdegesicht einen Moment in der Tür stehen. »Verdammt, ist das hier groß.« Dann sieht er Perowne und sagt: »Ach nee, der Straßenrowdy.«

Während sein Kumpan die Telefone einsammelt, sagt Baxter: »Was ist mit dem armen Opa da? Sag nicht, die haben ihm kein Handy gekauft.«

Grammaticus tritt aus dem Hintergrund vor und geht einige Schritte auf ihn zu. In der rechten Hand hält er das leere Glas. »Wissen Sie, ich habe kein Handy. Doch hätte ich eins, würde ich es Ihnen mit Vergnügen in Ihren

feigen Arsch rammen.«

»Ist das Ihr Dad?« fragt Baxter an Perowne gewandt.

Dies ist kein geeigneter Moment für feine Unterscheidungen, und er meint, die richtige Antwort zu geben, als er »ja« sagt.

Doch es ist die falsche. Mit seinen abrupten, abgehackten Bewegungen wie ein Stechkahnfahrer durchquert Baxter das Zimmer, wobei er Nigel

umrunden muß. Das Messer hält er fest in der Hand, die Spitze zeigt nach unten.

»Das war aber nicht sehr nett von so einem piekfeinen alten Herrn wie Ihnen.«

Perowne ahnt das drohende Unheil und will sich zwischen Baxter und Grammaticus drängen, aber Nigel stellt sich ihm grinsend in den Weg. Es ist zu spät. Schnell ruft er noch: »Fang keinen Streit mit ihm an!«

Doch schon steht Baxter vor dem alten Mann, und obwohl Theo sofort ahnt, was passieren wird, und schützend den Arm ausstreckt, landet Baxters Faust in hohem Bogen mitten im Gesicht des alten Mannes. Sie hören das leise Knacken zerbrechender Knochen, fast, als schnappte ein grüner Ast entzwei. Die Perownes schreien auf, »nicht« oder »nein«, und fürchten das

Schlimmste. Grammaticus ist jedoch nicht von der Hand mit dem Messer getroffen worden. Nackte Knöchel haben ihm die Nase gebrochen. Während die Beine nachgeben und er in sich zusammensackt, fängt Theo ihn auf, stützt ihn, als er auf die Knie fällt, und nimmt ihm sein Glas ab. Ohne einen Ton, ohne seinem Angreifer auch nur die Genugtuung eines leisen

Ächzens zu geben, bedeckt Grammaticus das Gesicht mit den Händen. Blut tropft unter seiner Armbanduhr hervor.

Henry begreift schlagartig, daß er bis jetzt wie in einem Nebel gelebt hat. Er war verblüfft, auch vorsichtig, aber noch nicht richtig – jedenfalls nicht auf nützliche Weise – verängstigt. Er hat sich mal wieder Tagträumen hingegeben, davon geträumt, sich mit Theo auf Baxter zu

stürzen, Pfefferspray zu holen, Baseballschläger, Hackebeile – alles nur Phantasien. Die Wahrheit, wie sich jetzt zeigt, lautet, daß Baxter ein besonderer Fall ist – ein Mann, der glaubt, keine Zukunft mehr zu haben, weshalb sein Handeln folgenlos für ihn bleibt. Das ist die Ausgangslage. Hinzu kommen seine einzigartigen Störungen, der individuelle

Ausdruck seines Zustandes – Impulsivität, mangelhafte Selbstkontrolle, Paranoia, Stimmungsumschwünge, Depression alternierend mit Temperamentsausbrüchen –, und einiges davon, vielleicht aber auch alles zusammen und noch mehr, dürfte ihn hergeführt, ihn angestachelt haben, als er über seinen Streit mit Henry vom Vormittag nachdachte. Und es wird ihn auch jetzt

antreiben. Noch ist kein spürbarer intellektueller Verfall zu merken – erst verliert man die Gefühle, zugleich mit der Fähigkeit zur physischen Koordination. Jeder, der deutlich mehr als vierzig CAG-Wiederholungen in der Mitte eines obskuren Gens auf Chromosom vier hat, ist dazu verdammt, dieses Schicksal auf die ihm eigene Weise zu teilen. *So steht es geschrieben.* Und

kein Maß an Liebe, Medizin, Bibelstunden oder Gefängnisstrafen kann Baxter heilen oder ihn von diesem Kurs abbringen. Das ist die Botschaft auf den winzigen Proteinen, sie könnte ebensogut in Stein gemeißelt oder in gehärteten Stahl geprägt sein.

Rosalind und Daisy laufen zu John Grammaticus, der neben dem Sofa kniet. Hilflos legt Theo seinem

Großvater eine Hand auf die Schulter. Perowne wird immer noch von Nigel zurückgehalten – ohne Kampf kommt er nicht an ihm vorbei. Baxter tritt beiseite, Messer in der Rechten, nimmt mit zuckender, zittriger linker Hand die Wollmütze ab und öffnet den Reißverschluß seiner Jacke. Umständlich steckt er sich eine Zigarette an. Während er raucht,

klimpert er mit dem Reißverschlußzug, betrachtet die Szene um den Mann am Boden und verlagert das Gewicht vom linken auf den rechten Fuß. Er scheint darauf zu warten, daß ihm einfällt, was als nächstes passieren soll.

Doch trotz der schuldmindernden Argumente mag Perowne nicht daran glauben, daß allein Moleküle und

fehlerhafte Gene seine Familie terrorisieren und die Nase seines Schwiegervaters gebrochen haben. Er selbst trägt auch Verantwortung, denn er hat Baxter auf der Straße vor seinen Kumpanen gedemütigt, obwohl er bereits ahnte, wie es um ihn steht. Natürlich, Baxter ist hier, um vor einem Zeugen seinen Ruf zu retten. Bestimmt hat er Nigel überredet oder ihn bestochen.

Der Junge ist ein Trottel, daß er sich zum Mitschuldigen macht. Baxter agiert, solange er noch dazu in der Lage ist, denn er muß wissen, was ihn erwartet. In den kommenden Jahren und Monaten werden die Athetose mit ihren unwillkürlichen, unkontrollierten Bewegungen und die Chorea mit dem Grimassieren, dem ruckartigen Heben der Schultern, dem Verkrampfen

der Finger und Zehen immer mehr Macht über ihn gewinnen, bis er nicht mehr auf die Straße kann, ohne sich lächerlich zu machen. Kriminelle Überfälle sind nur etwas für körperlich Gesunde. Irgendwann halluziniert er und krümmt sich auf einem Bett, das er nie wieder verlassen wird, liegt auf einer psychiatrischen Station für Langzeitkranke,

wahrscheinlich ohne Freunde, ganz bestimmt ungeliebt, und dort wird man sich – wenn er Glück hat, einigermaßen zuverlässig – um seinen langsamen Verfall kümmern. Doch noch kann er ein Messer halten, und deshalb ist er gekommen, um seine Würde wiederherzustellen, vielleicht auch, um sich ein Denkmal zu setzen: *Tja, dieser lange Lulatsch mit dem Benz hat*

einen verdammt großen Fehler gemacht, als er dem alten Baxter den Seitenspiegel zerdeppert hat.
Daß Baxter von seinen Männern verlassen wurde, besiegt von einem Fremden, der unversehrt davongehen konnte, diese Geschichte wird dann vergessen sein.

Und was hat sich dieser Fremde bloß gedacht, da er doch über den Zustand seines Gegenübers Bescheid wußte,

Patienten seiner Kollegen kannte, sogar vor einigen Jahren mit einem Neurochirurgen in Los Angeles wegen neuer Heilverfahren korrespondiert hat? Man versprach sich etwas davon, in Regionen des Putamen und Nucleus caudatus stereotaktisch einen Cocktail fötaler Stammzellen aus drei verschiedenen Quellen sowie zerkleinertes Nervengewebe des Patienten

zu impfen, aber es hat nie richtig funktioniert, und Perowne war davon nicht überzeugt. Wie konnte er nur nicht begreifen, daß es gefährlich war, einen emotional derart labilen Mann wie Baxter zu demütigen? Nur um einer Schlägerei aus dem Weg zu gehen und rechtzeitig beim Squash zu sein. Um aus einer unangenehmen Situation herauszukommen, gebrauchte

oder mißbrauchte er seine Autorität, doch was er tat, hat eine andere, weit schlimmere Situation provoziert. Er trägt die Verantwortung; Grammaticus' Blut tropft auf den Boden, weil Baxter den alten Mann für Perownes Vater gehalten hat. Ein guter Anfang, um Schande über den Sohn zu bringen.

Rosalind und Daisy knien mit Papiertaschentüchern neben Grammaticus.

»Alles in Ordnung«, sagt er mit gedämpfter Stimme. »Ich habe sie mir schon mal gebrochen. Auf den Stufen zu irgendeiner verdammten Bibliothek.«

»Fällt dir was auf?« ruft Baxter zu Nigel hinüber. »Jetzt sind wir schon ewig hier, und man hat uns immer noch nichts zu trinken angeboten.«

Das ist die Gelegenheit, von Nigel loszukommen und

um den Couchtisch herum zum Tablett mit den Getränken zu gehen. Henry hat vor, Baxter von der Gruppe um Grammaticus wegzulocken, er fürchtet, Rosalind oder die Kinder könnten die Fassung verlieren, wenn Baxter ihnen zu nahe kommt. Perowne tippt mit dem Zeigefinger auf eine der Champagnerflaschen, sieht fragend zu Baxter hinüber.

Rosalind legt einen Arm um Daisys Schultern, während sie sich beide um Grammaticus kümmern. Theo steht einige Schritte abseits, den Blick vernünftigerweise fest auf den Boden gerichtet, um jeden Blickkontakt mit Baxter zu vermeiden, dem es gelungen ist, die nervös zuckende Hand vom Reißverschluß zu nehmen. Das Messer steckt wieder in

der Tasche.

»Na also, zwei Gin pur, mit Eis und Zitrone.«

Der Vorteil, daß Baxters Fähigkeit zur Koordination sich weiter verringert, ist gegen die Gefahr abzuwägen, er könne in enthemmtem Zustand noch gemeiner reagieren – eine Entscheidung, ein Risiko, das Perowne trotz seiner Angst eingehen zu können glaubt. Wie ein Apotheker macht er

sich an die Aufgabe, füllt zwei Weingläser mit Tanqueray und gibt zu jedem eine Scheibe Zitrone und einen Eiswürfel hinzu. Er reicht Nigel ein Glas und hält Baxter das andere hin. Der Tisch steht im Weg, und erleichtert stellt Henry fest, daß Baxter auf ihn zukommt und Tisch und Sofa umrundet, um den Drink entgegenzunehmen.

»Hören Sie«, sagt

Perowne. »Gehen wir einmal davon aus, ich war heute morgen im Unrecht. Falls Sie möchten, daß der Wagen repariert wird…«

»Haben wohl noch mal nachgedacht, wie?«

Baxters Hand mit dem Glas zittert, und als er sich umdreht, weil er Nigel zuzwinkern will, verschüttet er reichlich Gin. Doch dann preßt er, wohl weil er gewohnt ist, seinen Zustand

zu verbergen, das Glas unwillkürlich an die Lippen, hält es auf diese Weise ruhig und leert es mit vier großen Schlucken. Dieser kurze Aufschub erlaubt Perowne die Überlegung, ob Baxter daran gedacht hat, die Telefonleitungen zu durchtrennen. Außerdem ist an der Haustür ein videoüberwachter Alarmknopf, ein zweiter im Schlafzimmer. Sind das neue

Tagträumereien? Vor lauter Sorge wird ihm schlecht. Mit Theos Hilfe bringen Rosalind und Daisy seinen Schwiegervater wieder auf die Beine. Und obwohl Perowne versucht, sie mit wiederholtem Wedeln der Hand in ihre Ecke des Zimmers zurückzuscheuchen, bringen sie Grammaticus ans Feuer.

»Ihm ist kalt«, sagt Rosalind. »Er muß sich

hinlegen.«

So viel zu seinem Plan. Jetzt sind sie alle wieder auf einem Fleck zusammen. Wenigstens ist Theo neben ihm. Aber hat er nicht längst entschieden, daß es ein kindischer Tagtraum ist, sich auf Baxter zu stürzen? Nigel dürfte eine Waffe haben. Diese beiden Typen sind echte Schläger. Also, was jetzt? Können sie hier nur rumstehen und darauf warten,

daß Baxter wieder zu seinem Messer greift? Henry merkt, daß er vor Angst und Unentschlossenheit auf den Zehenspitzen wippt. Das starke Bedürfnis zu urinieren drängt sich ständig aufs neue in seine Gedanken. Er will Theos Blick auffangen, ahnt aber auch, daß Rosalind womöglich etwas weiß oder daß sie eine Idee hat. Die Art, wie sie seine Seite streifte, könnte etwas zu bedeuten

haben. Sie ist direkt hinter ihm, legt ihren Vater auf das Sofa. Daisy wirkt jetzt ruhiger – die Sorge um den Großvater hat sie abgelenkt. Theo steht mit verschränkten Armen da und starrt immer noch so angestrengt zu Boden, als überlege er. Seine Arme sehen stark aus. So viele Kräfte in diesem Raum, die jedoch nutzlos sind ohne einen Plan und die Möglichkeit, sich darüber zu

verständigen. Vielleicht sollte er allein handeln, Baxter zu Boden ringen und darauf bauen, daß die anderen schon über ihn herfallen werden. Noch mehr Phantastereien, während sich die Möglichkeiten vervielfachen, wie Baxter ihnen Schaden zufügen könnte, so sprunghaft und hemmungslos unbekümmert, wie er ist. All diese geliebten, verletzlichen

Körper. Henrys sich selbst zensierende Gedanken driften willkürlich umher und lassen sich nicht bändigen. Das einzig Richtige wäre es, Baxter mit geballter Faust hart ins Gesicht zu schlagen und darauf zu hoffen, daß Theo über Nigel herfällt. Doch als Henry sich ausmalt, wie er zum Schlag ausholt, wie ein kriegerisches Phantom seiner selbst aus seinem Körper fährt und

Baxter angreift, erhöht sich sein Herzschlag derart, daß ihm schwindlig wird und er sich schwach und unzuverlässig fühlt. Noch nie in seinem Leben hat er jemandem ins Gesicht geschlagen, nicht mal als Kind. Und ein Messer hat er bislang immer nur in kontrollierter Bewegung und steriler Umgebung an betäubte Haut angesetzt. Er weiß schlichtweg nicht, wie

man sich rücksichtslos benimmt.

»Noch einen Schluck, Hausherr!«

Da dies dem letzten Rest seiner Strategie entgegenkommt, greift Perowne bereitwillig zum Gin, als Baxter ihm das Glas hinhält, füllt es auf und schenkt auch Nigel nach. Noch während er damit beschäftigt ist, merkt er, daß Baxter an ihm vorbei zu

Daisy hinüberschaut. Der starre Blick und das immergleiche eingefrorene Lächeln sorgen dafür, daß Henrys Kopfhaut sich mit einem eisigen Schauder zusammenzieht. Wieder verschüttet Baxter etwas Gin, als er das Glas an den Mund führt. Er behält Daisy im Blick, während er seinen Drink auf dem Tisch abstellt. Schade, er hat nur einen einzigen Schluck getrunken.

Seit dem Ausfall gegen Grammaticus ist kaum ein Wort über seine Lippen gekommen, was vermuten läßt, daß er selbst auch keinen Plan hat; sein Besuch ist eine improvisierte Vorstellung. Seine körperliche Verfassung verleiht ihm eine trostlose Art von Freiheit, nur weiß er vermutlich selbst nicht, wie weit er gehen will.

Alle warten, und endlich

fragt Baxter: »Und? Wie heißt du?«

»Himmel, nein«, sagt Rosalind rasch. »Wenn Sie ihr zu nahe kommen, müssen Sie erst mich umbringen.«

Baxter langt mit der Rechten wieder in die Tasche. »Also gut, also gut«, sagt er verdrossen. »Bring ich Sie eben zuerst um.« Dann richtet er den Blick wieder auf Daisy und wiederholt in exakt

demselben Ton: »Und? Wie heißt du?«

Sie löst sich von ihrer Mutter und sagt es ihm. Theo spannt die Arme an. Nigel regt sich und kommt etwas näher. Daisy starrt Baxter unverwandt an, wirkt aber verängstigt, die Stimme klingt atemlos, und die Brust hebt und senkt sich rasch.

»Daisy?« Aus Baxters Mund klingt der Name unmöglich, ein dummer,

schutzloser Kindergartenname. »Und das ist die Abkürzung für was?«

»Für nichts.«

»Kleines Fräulein Nichts.« Baxter geht hinter Grammaticus' Sofa, an dem Rosalind steht.

»Wenn Sie jetzt verschwinden«, sagt Daisy, »und nie wiederkommen, dann gebe ich Ihnen mein Wort, daß wir nicht die Polizei anrufen. Und Sie

können sich mitnehmen, was Sie wollen.«

Sie hat noch nicht zu Ende gesprochen, da brechen Baxter und Nigel in Gelächter aus. Es ist ein vergnügtes Lachen ohne jede Ironie, und Baxter lacht noch immer, als er nach Rosalinds Unterarm greift und sie rückwärts zieht, so daß sie neben Grammaticus' Füßen auf das Sofa fällt. Perowne und Theo gehen beide auf

Baxter zu. Daisy stößt beim Anblick des Messers einen unterdrückten Schrei aus. Es ist in Baxters rechter Hand, die leicht auf Rosalinds Schulter liegt. Rosalind starrt reglos geradeaus.

Baxter sagt zu Perowne und Theo: »Zurück auf eure Plätze. Macht schon. Ganz zurück. Los jetzt. Kümmere dich um sie, Nige.«

Zwischen Baxters Hand und Rosalinds Arteria carotis

communis liegen keine zehn Zentimeter. Nigel versucht, Perowne und Theo in die hintere Zimmerecke zu treiben, aber es gelingt ihnen, in verschiedene, diagonal einander gegenüberliegende Ecken auszuweichen, jeweils drei oder vier Meter von Baxter entfernt – Theo am Kamin, sein Vater vor einem der drei hohen Fenster.

Henry versucht, sich weder Panik anmerken zu lassen

noch einen flehentlichen Ton anzuschlagen. Er will wie ein vernünftiger Mann klingen, doch gelingt ihm das nicht ganz. Sein Herzrasen macht die Stimme dünn und unsicher, Lippen und Zunge fühlen sich wie aufgequollen an. »Hören Sie, Baxter, ich bin derjenige, von dem Sie was wollen. Daisy hat recht. Sie können sich nehmen, was Ihnen gefällt. Wir werden nichts dagegen unternehmen.

Andernfalls enden Sie in einer geschlossenen Anstalt. Dabei haben Sie noch viel mehr Zeit, als Sie glauben.«

»Klappe«, sagt Baxter, ohne auch nur den Kopf nach ihm umzudrehen.

Aber Perowne redet weiter: »Seit unserem Gespräch heute morgen habe ich mich mit einem Kollegen beraten. In den Staaten gibt es ein neues Verfahren und auch ein neues Medikament,

das zwar noch nicht auf dem Markt ist, aber jetzt für Versuche eingeführt wird. Erste Ergebnisse aus Chicago sind verblüffend. Eine Remissionsrate von über achtzig Prozent. Nächsten Monat will man hier mit fünfundzwanzig Patienten anfangen. Ich könnte Sie in einer der Versuchsgruppen unterbringen.«

»Was faselt der da?« fragt Nigel.

Baxter gibt keine Antwort, doch eine gewisse Anspannung, eine plötzliche Reglosigkeit in den Schultern verrät, daß er nachdenkt. »Sie lügen«, sagt er dann, doch fehlt es seinen Worten an Nachdruck, und Perowne fühlt sich ermutigt weiterzumachen.

»Sie benutzen die RNA-Interferenzmethode, über die wir heute morgen gesprochen haben. Die Forschung kam

schneller voran als gedacht.«

Er ist interessiert, Henry spürt genau, wie interessiert er ist. Baxter sagt: »Das ist unmöglich. Ich weiß, daß es nicht möglich ist.« Er sagt es und will vom Gegenteil überzeugt werden.

Henry antwortet ruhig: »Nun, erst habe ich das auch geglaubt, aber offenbar stimmt es doch. Der Probelauf beginnt am dreiundzwanzigsten März.

Das hat mir mein Kollege heute nachmittag erzählt.«

In einem Schub erneuter Unruhe blendet Baxter ihn aus. »Sie lügen«, sagt er noch einmal und wiederholt dann lauter, schreit fast, als schütze er sich gegen die Verlockungen der Hoffnung: »Sie lügen, und jetzt halten Sie den Mund, sonst können Sie sehen, was meine Hand anstellt.« Und die Hand mit dem Messer nähert sich

Rosalinds Kehle.

Aber Perowne hört nicht auf. »Ich lüge nicht, das verspreche ich Ihnen. Die Daten liegen oben in meinem Arbeitszimmer. Ich habe sie heute nachmittag ausgedruckt. Sie können mit raufkommen und…«

Er wird abrupt von Theo unterbrochen: »Schluß damit, Dad! Hör auf zu reden. Hör verdammt noch mal auf zu reden, oder er tut es!«

Und er hat recht. Baxter drückt das Messer flach an Rosalinds Hals. Sie sitzt aufrecht auf dem Sofa, die Hände umklammern die Knie, und sie verzieht keine Miene, der Blick ist immer noch starr geradeaus gerichtet. Nur ein Zittern in den Schultern verrät ihre Angst. Im Zimmer ist es still. Grammaticus am anderen Ende des Sofas nimmt nun doch noch die Hände vom

Gesicht. Das geronnene Blut auf der Oberlippe verstärkt seinen entsetzten, ungläubigen Gesichtsausdruck. Daisy steht neben der Seitenlehne, auf der Großvaters Kopf liegt. Etwas steigt in ihr auf, und vor lauter Anstrengung, einen Schrei oder einen Schluchzer zu unterdrücken, läuft ihr Gesicht dunkel an. Trotz seiner mahnenden Rufe ist Theo etwas näher gerückt.

Seine Arme baumeln nutzlos herab. Wie sein Vater hat er nur Augen für Baxters Hand. Perowne beobachtet sie und redet sich ein, Baxters Schweigen bedeute, daß ihn der Probelauf, das neue Verfahren interessieren, er mit der Versuchung kämpft.

Von draußen ist das Dröhnen eines Polizeihubschraubers zu hören, der vermutlich die sich auflösende

Demonstration observiert. Außerdem erklingen plötzlich Schritte auf dem Bürgersteig und ein fröhliches Hallo, als Freunde, sicher die ausländischen Studenten, über den Platz aufeinander zukommen und in die Charlotte Street einbiegen, in der sich die Restaurants und Bars allmählich füllen. Für Londons City beginnt der Samstagabend.

»Egal, jedenfalls habe ich gerade versucht, ein Gespräch mit dieser jungen Dame anzufangen, mit Fräulein Nichts.«

Nigel mit seinem Pferdegesicht steht anzüglich grinsend im Zimmer und sagt mit feuchten Lippen plötzlich ganz aufgeregt: »Weißt du, an was ich denke?«

»Das weiß ich, Nige. Und ich habe gerade dasselbe gedacht.« Dann sagt er zu

Daisy: »Ich will, daß du meine Hand anschaust…«

»Nein«, sagt Daisy rasch. »Mum. Nicht!«

»Schnauze. Ich bin noch nicht fertig. Schau meine Hand an, und hör mir zu. Okay? Stellst du dich an, ist es aus. Hör genau zu. Runter mit den Klamotten. Mach schon. Zieh dich aus.«

»Mein Gott«, sagt Grammaticus leise.

»Dad?« ruft Theo quer

durch das Zimmer.

Henry schüttelt den Kopf. »Nein, bleib, wo du bist.«

»Hast du gehört?« sagt Baxter.

Er meint nicht Theo, sondern Daisy. Sie starrt ihn ungläubig an, zittert, schüttelt fast unmerklich den Kopf. Ihre Angst erregt ihn, sein ganzer Körper schaudert, wippt vor und zurück.

Daisy stößt flüsternd hervor: »Ich kann nicht.

Bitte… ich kann nicht.«

»Doch, du kannst, Darling.«

Mit der Messerspitze ratscht Baxter einen halbmeterlangen Schlitz ins Ledersofa, direkt über Rosalinds Kopf. Sie starren die Wunde an, den häßlichen Striemen, der der Länge nach anschwillt, als die alte, gelbweiße Füllung wie subkutanes Fett hervorquillt.

»Verdammt, jetzt mach

schon«, brummt Nigel.

Baxters Hand mit dem Messer liegt wieder auf Rosalinds Schulter. Daisy sieht zu ihrem Vater hinüber. Was soll sie tun? Er weiß nicht, was er ihr sagen könnte. Sie beugt sich vor, will die Stiefel ausziehen, bekommt aber den Reißverschluß nicht auf, die Finger wollen ihr nicht gehorchen. Mit einem verärgerten Ausruf kniet sie

sich auf ein Bein und zerrt, bis der Verschluß nachgibt. Dann setzt sie sich wie ein Kind, das sich auszieht, auf den Boden und streift die Stiefel ab. Immer noch im Sitzen hantiert sie am Häkchen ihres Rocks, steht dann auf und tritt beiseite. Beim Ausziehen verkriecht sie sich entmutigt immer mehr in sich selbst. Rosalind schlottert, als Baxter sich über ihre Schulter vorbeugt

und seine zuckende Messerhand ihren Hals berührt. Doch sie wendet den Blick nicht von Daisy ab, anders als Theo, der es nicht erträgt, seine Schwester so zu sehen. Er starrt wie gebannt auf den Boden. Grammaticus hat den Blick ebenfalls abgewandt. Daisy beeilt sich jetzt, zieht mit ungeduldigem Keuchen die Strumpfhose aus, reißt sie sich fast herunter und wirft sie zu

Boden. In panischer Hast entkleidet sie sich, streift den schwarzen Pullover über den Kopf und wirft ihn zu den anderen Sachen. Sie steht kurz da in ihrer frischen weißen Unterwäsche, macht dann aber weiter. Mit einer fließenden Bewegung hakt sie den BH auf, schält mit den Daumen den Slip von den Hüften und läßt ihn fallen. Erst danach sieht sie zu ihrer Mutter hinüber, doch nur

kurz. Es ist geschafft. Mit gesenktem Kopf, Hände an den Seiten, steht Daisy da, unfähig, irgend jemandem in die Augen zu blicken.

Perowne hat seine Tochter seit über zwölf Jahren nicht nackt gesehen. Trotz der Veränderungen erinnert er sich an ihren Körper von den Badewannenzeiten, und selbst in seiner Angst – vielleicht auch gerade deswegen – sieht er vor allem

das verletzliche Kind. Doch er weiß, daß diese junge Frau sich nur zu genau bewußt ist, was ihre Eltern in diesem Augenblick an der vollen Rundung, der straffen Wölbung ihres Bauchs und den prallen kleinen Brüsten erkennen. Wieso ist er nicht vorher darauf gekommen? So ergibt alles einen Sinn, ihre Stimmungsschwankungen, die Euphorie und warum sie wegen einer Widmung

geweint hat. Sie ist bestimmt schon im vierten Monat. Aber es bleibt keine Zeit, darüber nachzudenken. Baxter hat seine Stellung nicht geändert. Rosalinds Knie beben heftig. Das Messer hindert sie daran, zu ihrem Mann hinzusehen, aber er meint zu spüren, daß ihre Augen nach ihm suchen.

Daisy steht vor ihnen, und Nigel sagt: »Scheiße, die hat schon einen Braten in der

Röhre. Die kannst du für dich behalten, Kumpel.«

»Schnauze«, sagt Baxter.

Ohne daß es jemand sieht, macht Perowne einen halben Schritt auf ihn zu.

»Sieh an, was ist denn das da!« sagt Baxter plötzlich. Mit der freien Hand zeigt er über den Tisch auf Daisys Buch. Vielleicht will er nur seine Verwirrung überspielen, sein Unbehagen angesichts einer

Schwangeren, oder er sucht nach einer Möglichkeit, die Demütigung noch zu steigern. Diese jungen Männer sind unreif, haben offenbar noch nicht viel sexuelle Erfahrung. Daisys Zustand macht sie verlegen. Er widert sie vielleicht sogar an. Das läßt hoffen. Baxter hat die Situation zugespitzt, aber jetzt weiß er nicht weiter. Da entdeckt er das Vorabexemplar auf dem

gegenüberliegenden Sofa und nutzt die Gelegenheit.

»Gib das mal her, Nige.«

Als Nigel ihm das Buch bringt, rückt Henry näher heran. Theo macht es ihm nach.

»*Mein dreister Kahn.* Von der dreisten Daisy Perowne.« Baxter blättert mit der linken Hand im Buch. »Du hast mir gar nicht gesagt, daß du Gedichte schreibst. Sind die alle von dir?«

»Ja.«

»Bist wohl mächtig schlau, wie?«

Er hält ihr das Buch hin. »Lies eins vor. Das schönste. Mach schon. Gib ein Gedicht zum besten.«

Sie nimmt das Buch und sieht ihn dabei flehentlich an. »Ich mach, was Sie wollen. Alles. Aber bitte, nehmen Sie das Messer von ihrem Hals weg.«

»Hast du das gehört?«

Nigel kichert. »Alles, hat sie gesagt. Mach schon, dreiste Daisy.«

»Nee, tut mir leid«, sagt Baxter zu ihr, als bedaure er es ebenso wie alle anderen. »Da könnte sich ja jemand von hinten anschleichen.« Und er wirft einen Blick über die Schulter auf Perowne und zwinkert ihm zu.

Das Buch zittert in ihrer Hand, als sie es wahllos aufschlägt.

Sie holt tief Luft und will anfangen, als Nigel sagt: »Lies uns dein schmutzigstes Gedicht vor, was richtig Dreckiges.«

Diese Worte bringen sie um ihre Entschlossenheit. Sie schließt das Buch. »Es geht nicht«, jammert sie. »Ich kann es einfach nicht.«

»Du kannst«, sagt Baxter. »Oder du siehst dir an, was meine Hand anstellt. Ist dir das lieber?«

Grammaticus sagt leise zu ihr: »Hör mal, Daisy. Sag das auf, was du mir immer aufgesagt hast.«

»Halt deine verdammte Schnauze, Opa!« ruft Nigel.

Bei Grammaticus' Worten schaut sie ihn verständnislos an, doch dann scheint sie zu begreifen. Sie öffnet erneut das Buch, schlägt die Seiten um, sucht eine Stelle und beginnt mit einem Blick auf ihren Großvater zu lesen. Die

Stimme klingt heiser und dünn, die Hand zittert so sehr, daß sie das Buch kaum halten kann, weshalb sie die andere Hand zu Hilfe nimmt.

»Nee«, sagt Baxter. »Noch mal von vorn. Ich hab kein Wort verstanden, überhaupt nichts.«

Also beginnt sie von vorn, ist aber kaum besser zu verstehen. Henry kennt ihre Gedichte, auch wenn er einige nur einmal gelesen

hat; an dies hier kann er sich nur äußerst vage erinnern. Die Verse verblüffen ihn – offenbar hat er sie nicht aufmerksam genug gelesen. Sie sind überraschend nachdenklich, anmutig und gewollt archaisch. Daisy hat sich in ein anderes Jahrhundert zurückversetzt. In seiner Angst hört er nur die Hälfte und bekommt vieles nicht richtig mit, doch als ihre Stimme kräftiger

wird und einen ruhigen Rhythmus findet, spürt er, wie er an den Worten entlang zu den Dingen hinübergleitet, die sie beschreiben. Er sieht Daisy in einer Sommernacht auf einer Terrasse stehen und auf einen Strand im Mondlicht blicken; das Meer ist ruhig, die Flut steigt, ein Duft erfüllt die Luft, am Himmel ein letzter Schimmer vom Sonnenuntergang. Sie spricht

zu ihrem Geliebten, bestimmt der Mann, der eines Tages der Vater ihres Kindes sein wird; er soll kommen und schauen oder vielmehr mit ihr lauschen. Perowne sieht an Daisys Seite einen glatthäutigen jungen Mann, nackt bis zur Hüfte. Gemeinsam hören sie die Brandung über die Kiesel rauschen und hören darin eine uralte Klage aus fernen Tagen. Daisy glaubt, es habe

eine noch ältere Zeit gegeben, als die Erde neu war und das Meer Trost spendete und Mensch und Gott nichts entzweite. Doch an diesem Abend hören die Liebenden nur Trauer und Verlust im Klang der Wellen, die ans Ufer schlagen und wieder zurückweichen. Sie dreht sich zu ihm um, und ehe sie sich küssen, sagt sie, daß sie sich lieben und einander treu sein müssen, nun ganz

besonders, da sie ein Kind bekommen und da es keinen Frieden und keine Gewißheit gibt, denn die Wüstenarmeen sind zum Kampf bereit.

Sie schaut auf. Ohne das Muskelzittern in ihren Knien kontrollieren zu können, sieht Rosalind immer noch ihre Tochter an. Alle anderen starren auf Baxter und warten. Er steht vornübergebeugt, das Gewicht auf der Rückenlehne

des Sofas. Obwohl er die Rechte nicht von Rosalinds Hals genommen hat, liegt das Messer lockerer in der Hand, und seine Haltung, die seltsam nachgiebige Krümmung seines Rückgrats, deutet womöglich auf ein Nachlassen seiner Entschlossenheit hin. Könnte es sein, wäre es im Bereich des Möglichen, daß ein simples Gedicht von Daisy einen Stimmungsumschwung

auslöst?

Schließlich hebt er den Kopf, richtet sich leicht auf und sagt plötzlich, fast ein wenig ausgelassen: »Lies es noch einmal.«

Sie blättert zurück, und mit größerem Selbstvertrauen beginnt sie erneut, probiert es mit dem verführerischen, nuancenreichen Ton einer Geschichtenerzählerin, die ein Kind verzaubern will.

Die See ist still heut nacht,
Die Flut steht hoch, der Mond fällt schön
Auf den Kanal – an Frankreichs Küste wacht
Ein schwaches Licht nur

Beim ersten Mal hatte Henry die Erwähnung von Englands Klippen überhört, die »groß und matt schimmernd in die Bucht« hineinragen. Jetzt

sieht er keine Terrasse, sondern ein offenes Fenster vor sich, es gibt auch keinen jungen Mann mehr, den Vater des Kindes. Statt dessen sieht er Baxter allein dort stehen, wie er, auf die Fensterbank gestützt, den Wellen lauscht:

> wie zitternder Gesang,
> In dem ein steter Ton
> von Trauer schwingt.

Es geht auch nicht um längst vergangene Zeiten, nur Sophokles wird erwähnt, den dieses Geräusch an »das trübe Auf und Ab« erinnert, »das Menschen elend macht«. Doch selbst in seiner jetzigen Verfassung will Henry nichts von einem »Meer des Glaubens« wissen, einem glitzernden, in ferner Vergangenheit verlorenen Paradies. Dann hört er erneut, diesmal mit Baxters Ohren:

Doch tut sich jetzt darin
Nur noch ein dumpfer Ton von Schwermut kund,
Ein Rauschen von fernher,
Der Wind trägt’s traurig über Felsen hin
Und über diesen nackten Schutt der Welt.

Es tönt wie eine wohlklingende

Verwünschung. Die Bitte, einander treu zu sein, scheint umsonst, wenn es weder Glück noch Licht, noch Frieden gibt, noch »vor Schmerzen irgendeine Flucht«. In einer Welt, in der »bei Nacht sich schlagen zwei Armeen«, kann Henry beim zweiten Hören auch nichts von einer Wüste vernehmen. Wohlklang und Pessimismus des Gedichts stehen, beschließt Henry,

miteinander im Widerspruch.

Baxter wirkt wie verzückt – doch könnte das auch täuschen, da sein Gesicht nie stillsteht. Die rechte Hand gibt Rosalinds Schulter frei, und das Messer verschwindet wieder in der Tasche. Daisy behält er im Auge. Mit einiger Selbstbeherrschung gelingt es Daisy, ihre Erleichterung hinter einer gleichgültigen Miene zu verbergen; nur ein Zittern der

Unterlippe verrät sie, als sie seinen Blick erwidert. Die Arme hängen schutzlos herab, die Finger halten das Buch. Grammaticus greift nach Rosalinds Hand. Der Ekel, mit dem Nigel das Gedicht ein zweites Mal gehört hat, ist gerade erst aus seinem Gesicht gewichen. Er sagt zu Baxter: »Ich nehm jetzt das Messer, und du fängst an.«

Henry fürchtet, das

Stichwort von Nigel, der Hinweis auf den Zweck ihres Besuchs, könnte einen erneuten Stimmungsumschwung auslösen, einen Rückfall.

Doch Baxter ist nicht mehr zu halten und ruft aufgeregt: »Du hast das gedichtet. Du hast das *gedichtet*!«

Das ist eine Feststellung, keine Frage. Daisy starrt ihn an und wartet.

Wieder sagt er: »Du hast

das gedichtet.« Dann fügt er eilig hinzu: »Es ist schön. Das weißt du, nicht? Es ist wunderschön. Und du hast das gedichtet.«

Sie wagt nicht, etwas zu sagen.

»Es erinnert mich an die Gegend, in der ich groß geworden bin.«

Henry weiß nicht mehr, wo das gewesen ist, es interessiert ihn auch nicht. Er will zu Daisy, um sie zu

beschützen, will zu Rosalind, wagt es aber nicht, solange Baxter neben ihr steht. Sein psychisches Gleichgewicht ist so labil, so leicht zu stören. Man darf ihn nicht überraschen und nicht bedrohen, das ist wichtig.

»Mann, Baxter«, Nigel weist mit einem Kopfnicken auf Daisy und grinst.

»Nee, ich hab meine Meinung geändert.«

»Was? Sei kein Arsch!«

»Warum ziehst du dich nicht wieder an?« sagt Baxter zu Daisy, als wäre ihre Nacktheit ein merkwürdiger Einfall von ihr selbst gewesen.

Einen Moment lang warten alle darauf, daß sie sich rührt.

»Ich faß es nicht«, sagt Nigel. »Nach dem ganzen Theater.«

Sie bückt sich nach Rock und Pullover und beginnt, sie überzuziehen.

Baxter fragt begierig: »Wie bist du nur darauf gekommen? Ich meine, du hast das gedichtet.« Und dann sagt er es noch einige Male hintereinander. »Du hast das gedichtet!«

Sie beachtet ihn nicht. Ihre Bewegungen beim Anziehen sind abrupt und beinahe wütend, als sie die Unterwäsche beiseite tritt, die sie auf dem Boden liegenläßt. Sie will ihre

Blöße bedecken und zu ihrer Mutter, nur darauf kommt es an. Baxter findet offenbar nichts Besonderes an seiner Verwandlung vom Herrn des Schreckens zum bewundernden Anbeter. Oder zum aufgeregten Kind. Henry versucht, Daisys Blick aufzufangen, um ihr zu signalisieren, daß es immer noch nötig ist, Baxter bei Laune zu halten. Doch Daisy hält ihre Mutter umarmt. Sie

kniet auf dem Boden, liegt halb auf Rosalinds Schoß, die Arme um ihren Hals geschlungen. Sie schmiegen sich aneinander und flüstern, ohne Baxter zu beachten, der über ihnen hektische kleine Schwankungen mit dem Oberkörper macht. Er ist manisch aktiv, stolpert über die eigenen Worte und verlagert das Gewicht hastig von einem Fuß auf den anderen. Als sie zu Rosalind

hinüberging, hat Daisy das Buch auf den Tisch fallen lassen. Jetzt schießt Baxter vor, schnappt es sich und wedelt damit herum, als könnte er Bedeutung aus den Seiten schütteln.

»Das nehm ich mir«, ruft er. »Du hast gesagt, ich darf mir nehmen, was ich will. Also nehm ich mir das hier. Okay?« fragt er Daisys Nacken.

»Scheiße«, zischt Nigel.

Es gehört zum Wesen eines degenerierenden Hirns, daß es periodisch jede Empfindung für eine gleichbleibende Persönlichkeit verliert und damit für das, was andere als schlüssiges Handeln erkennen können. Baxter hat vergessen, daß er Daisy genötigt hat, sich auszuziehen, oder daß Rosalind von ihm bedroht wurde. Mächtige Gefühle

haben seine Erinnerung daran ausgelöscht. In der heftigen Gefühlsaufwallung seines Stimmungsumschwungs existiert er ausschließlich im scharf umgrenzten Lichtkreis der Gegenwart. Jetzt ist der Moment, sich auf ihn zu stürzen. Henry sieht zu Theo hinüber, der wie in Zeitlupe nickt. Auf dem Sofa richtet sich Grammaticus auf, jeweils eine Hand auf den Schultern seiner Tochter und

seiner Enkelin. Rosalind und Daisy bleiben eng umschlungen – auch wenn dies schwer zu glauben ist, wähnen sie sich offenbar außer Gefahr oder auch bloß ein wenig sicherer, solange sie Baxter einfach ignorieren. Es muß an der Schwangerschaft liegen, sagt sich Henry, dieser sie überwältigenden Tatsache. Zeit zum Handeln.

Baxter schreit schon fast

wieder: »Sonst nehm ich nichts. Hörst du? Nur das hier. Mehr will ich nicht.« Er umklammert das Buch wie ein habgieriges Kind, das fürchtet, man könne ihm den Schatz wieder wegnehmen.

Henry blickt erneut zu Theo hinüber. Er hat sich näher herangeschoben und wirkt konzentriert, sprungbereit. Nigel steht zwischen ihnen, beobachtet sie, doch ist er allmählich

entnervt, weshalb er womöglich gar nicht eingreifen wird. Außerdem hat er, Perowne, es bis Baxter nicht weit; er könnte bei ihm sein, ehe Nigel etwas unternehmen kann. Perowne hört sein Blut in den Ohren pulsieren und sieht ein Dutzend Möglichkeiten voraus, wie sein Vorhaben schieflaufen könnte. Noch einmal schaut Henry zu Theo hinüber, dann beschließt er,

im Geiste bis drei zu zählen und loszustürmen, komme, was da wolle. Eins…

Plötzlich dreht Baxter sich um. Mit einem blöden, glückseligen Lächeln leckt er sich die Lippen, die Augen strahlen, der Ton ist herzlich, seine Stimme bebt, so freut er sich.

»Ich mach bei der Versuchsgruppe mit. Ich weiß darüber Bescheid. Man wollte es geheimhalten, aber

ich hab alles drüber gelesen. Ich weiß, was los ist.«

»Blöder Scheiß«, sagt Nigel.

»Ja«, erwidert Perowne ausdruckslos.

»Sie werden mir Ihre Unterlagen zeigen.«

»Natürlich, die amerikanischen Versuche. Die Papiere sind oben, in meinem Büro.«

Er hatte seine Lüge fast vergessen. Wieder sieht er zu

Theo hinüber, dessen Blick ihn zu ermutigen scheint, sich darauf einzulassen. Aber Theo weiß nicht, daß es gar keine Versuchsreihe gibt. Wenn Henry nun Baxter enttäuscht, wird er dafür einen hohen Preis zahlen müssen.

Baxter hat sich das Buch in die Tasche gesteckt und das Messer herausgeholt, mit dem er vor Perownes Gesicht herumfuchtelt.

»Los, gehen Sie schon. Ich bin direkt hinter Ihnen.«

Baxter hat ein solches Hochgefühl gepackt, er könnte vor Begeisterung jemanden erstechen. Die Worte sprudeln nur so aus ihm heraus.

»Die Versuche. Sie zeigen mir, was Sie haben. Alles, einfach alles…«

Henry will zu Rosalind, ihre Hand berühren, mit ihr reden, sie küssen – der

geringste Kontakt wäre genug, aber Baxter mit seinem seltsam metallischen Mundgeruch steht jetzt unmittelbar neben ihm. Ursprünglich hatten sie vor, ihn von den anderen fortzulocken und von Nigel zu trennen. Es gibt keinen Grund, sich nicht an den Plan zu halten. Und so wirft Henry seiner Frau einen letzten verzweifelten Blick zu, wendet sich ab und geht

langsam zur Tür.

»Behalt sie im Auge«, sagt Baxter zu Nigel. »Sie sind alle gefährlich.«

Er folgt Perowne über den Flur, und sie gehen die Treppe hinauf, ihre Tritte hallen im Gleichklang über die Steinstufen. Henry versucht sich zu erinnern, welche Papiere auf seinem Tisch er vorweisen könnte. Doch ihm fällt nichts Brauchbares ein, und der

Druck, einen Plan haben zu müssen, macht ihn konfus. Er könnte mit einem Papierbeschwerer werfen oder mit der klobigen alten Heftmaschine. Der orthopädische Bürostuhl mit der hohen Lehne ist zu schwer. Ein Briefmesser besitzt er nicht. Baxter ist ihm direkt auf den Fersen, hält kaum einen Schritt Abstand. Vielleicht wäre ein Tritt nach hinten jetzt das

richtige.

»Ich weiß, daß man es noch verheimlichen will«, sagt Baxter wieder. »Schließlich denken die immer zuerst an sich, stimmt's?«

Sie sind schon auf halbem Weg nach oben. Warum sollte Baxter glauben, daß der Arzt sein Wort hält und nicht die Polizei ruft, selbst wenn es die Versuchsreihe gäbe? Weil er ebenso

aufgedreht wie verzweifelt ist. Weil seine Gefühle mit ihm durchgehen und das Urteilsvermögen nachläßt. Weil Nukleus caudatus und Putamen verkümmern, ebenso die frontalen und temporalen Regionen. Doch das ist jetzt nicht wichtig. Perowne braucht einen Plan, und seine Einfälle kommen zu schnell, zu überstürzt – schon steht er mit Baxter vor dem Arbeitszimmer auf dem

breiten Treppenabsatz, der von dem hohen Fenster beherrscht wird, das auf die Straße hinausgeht, dort, wo sie in den Platz einmündet.

Auf der Schwelle zögert Henry einen Moment, er hofft, etwas zu entdecken, was ihm weiterhilft. Die Schreibtischlampen haben wuchtige Standfüße, doch wären die Kabelknäuel hinderlich. An die Steinfigur auf dem Bücherregal kommt

er nur auf Zehenspitzen heran. Ansonsten gleicht das Zimmer einem Museum, einem Schrein aus einer anderen, sorgenfreieren Zeit – auf dem mit einem Buchara-Teppich abgedeckten Sofa liegt der Squashschläger, den er dort hingeworfen hat, als er sich oben den Operationsplan für Montag ansehen wollte. Vom Arbeitstisch an der Wand blinkt der Bildschirmschoner

herüber – diese Aufnahmen vom Hubble-Teleskop aus den Tiefen des Alls, Lichtjahre entfernte Gaswolken, sterbende Sterne und rote Riesen, die für seine irdischen Sorgen keine Abhilfe bieten. Auf dem alten Tisch am Fenster stapelweise Papier, womöglich die letzte Rettung.

»Machen Sie schon.« Baxter stößt ihm ins Kreuz,

und gemeinsam betreten sie das Zimmer. Es ist ein Gefühl wie in einem Traum, still, fast betäubt und ohne Protest dem Untergang entgegenzugehen. Henry zweifelt nicht daran, daß Baxter keine Hemmungen kennt, ihn zu töten.

»Wo sind die Papiere? Zeigen Sie her.«

Baxters Eifer und Vertrauen wirken kindlich, doch fuchtelt er gleichzeitig

mit dem Messer herum. Aus unterschiedlichen Gründen wünschen sich beide Belege für die medizinischen Versuche und eine Bescheinigung herbei, die es Baxter erlaubt, sich der Gruppe der Privilegierten anzuschließen. Henry geht zum Tisch am Fenster, auf dem zwei Stapel Zeitschriften und Ausdrucke nebeneinanderliegen. Er senkt den Blick und entdeckt

einen Bericht über eine aktuelle Methode der Spinalfusion, über eine neue Technik zum Öffnen einer blockierten Karotis und einen skeptischen Beitrag, der Zweifel an der chirurgischen Hochfrequenztherapie des Globus pallidus zur Behandlung von Morbus Parkinson äußert. Er entscheidet sich für den letzten und hält ihn hoch, ohne zu wissen, was er damit

erreichen will, Hauptsache, er gewinnt Zeit. Seine Familie ist unten, und er fühlt sich sehr verlassen.

»Das hier erklärt den Versuchsaufbau«, beginnt er. Seine Stimme zittert wie die eines Lügners, aber da er dagegen nichts tun kann, redet er einfach weiter. »Das Problem sieht folgendermaßen aus: Der Globus pallidus, der blasse Globus, ist etwas ziemlich

Schönes, tief verborgen in den Stammganglien, einem der ältesten Teile des Corpus striatum, und der, äh, ist zweigeteilt in…«

Doch Baxter achtet gar nicht mehr auf ihn – er hat den Kopf abgewandt, um besser hören zu können. Von unten dringt das Geräusch schwerer, über den Flur laufender Schritte herauf, dann wird die Haustür geöffnet und gleich danach

ins Schloß geworfen. Hat man ihn heute zum zweitenmal im Stich gelassen? Hastig durchquert er das Arbeitszimmer und tritt auf den Treppenabsatz hinaus. Henry läßt den Artikel fallen und läuft ihm nach. Sie sehen Theo, die Zähne vor Anstrengung gebleckt, wie er mit rudernden Armen auf sie zurennt, immer drei Stufen auf einmal nehmend. Er stößt

einen unartikulierten Schrei aus, der wie ein Befehl klingt. Henry ist bereits in Bewegung. Baxter holt mit dem Messer aus. Perowne packt ihn mit beiden Händen am Handgelenk und hält den Arm fest. Endlich Feindkontakt. Und obwohl noch zwei Stufen fehlen, stürzt Theo fast im selben Moment nach vorn, packt Baxter am Aufschlag seiner Lederjacke und reißt ihn mit

einer peitschenartigen Drehbewegung aus dem Gleichgewicht. Henry, der immer noch Baxters Arm hält, hilft mit der Schulter nach, und gemeinsam werfen sie ihn die Treppe hinunter.

Er fällt rücklings, die Arme ausgebreitet, das Messer noch in der rechten Hand. In diesem einen Augenblick, der sich dehnt, endlos zu dauern scheint, in dem alles verstummt und

erstarrt, die Zeit stillsteht, schwebt Baxter in der Luft und schaut Henry gar nicht erschrocken, sondern eher verzweifelt direkt ins Gesicht. Und Henry meint, in den braunen, traurigen Augen den Vorwurf des Verrats zu entdecken. Er, Henry Perowne, besitzt so viel – Arbeit, Geld, Renommee, das Haus und ganz besonders die Familie – den gutaussehenden, gesunden

Sohn mit den starken Händen eines Gitarristen, der ihn gerettet hat; die schöne Tochter, Dichterin, die selbst nackt noch unerreichbar bleibt; den berühmten Schwiegervater; die begabte, liebende Frau; und er hat nichts für ihn getan, hat Baxter nichts abgegeben, der so wenig hat, was seine defekten Gene nicht zerrütten, und der bald noch weniger haben wird.

Die Treppe bis hinab zur Kehre ist lang, die Stufen sind aus hartem Stein. Wie ein scheppernder Glockenklöppel schlägt Baxters linker Fuß die Reihe der eisernen Geländerstangen entlang, kurz bevor sein Kopf auf halber Treppe auf den Boden schlägt und wenige Zentimeter über der Sockelleiste an die Wand kracht.

Sie stehen unter Schock, jeder auf eigene Weise, und auch nachdem die Polizei wieder gegangen ist und Baxter mit dem Krankenwagen fortgebracht wurde, ändert sich stundenlang nichts daran. Plötzliche, eindringliche, oft von Tränen begleitete Erinnerungsschübe wechseln mit betäubtem Schweigen. Keiner will allein sein, also bleiben sie im Wohnzimmer

zusammen, gefangen in einem Wartesaal, einem Niemandsland, das zwischen ihrem Martyrium und der Fortsetzung ihres Lebens liegt. Mit der Widerstandskraft der Jugend gehen Theo und Daisy nach unten in die Küche und holen Rotwein, Mineralwasser, eine Schale mit gesalzenen Cashewnüssen sowie Eis und ein Tuch, um ihrem Großvater eine

Nasenkompresse anzulegen.

So gut der Wein auch ist, zeigt er doch kaum Wirkung. Und Henry merkt, daß er lieber Wasser trinkt. Jetzt brauchen sie vor allem Nähe – eng sitzen sie beieinander, halten Hände, umarmen sich. Der Kriminalbeamte von der Nachtschicht hat sich mit dem Hinweis verabschiedet, daß am Morgen seine Kollegen kommen werden, um von jedem einzelnen eine

Aussage aufzunehmen. Sie sollten deshalb weder über ihre Eindrücke reden noch sie miteinander vergleichen. Eine vergebliche Anweisung, und niemand kommt auf die Idee, sich daran zu halten. Ihnen bleibt nichts anderes übrig, als zu reden, zu verstummen und wieder weiterzureden. Sie meinen, eine genaue Analyse der schrecklichen Ereignisse des Abends vorzunehmen, doch

geht es um ein einfacheres, vitaleres Bedürfnis. Sie machen nichts anderes, als sich gegenseitig in Erinnerung zu rufen, wie sie ins Zimmer kamen, wie er sich umgedreht hat, wie der Große mit dem Pferdegesicht einfach aus dem Haus gelaufen ist… Sie wollen es noch mal hören, aus anderer Perspektive, wollen sich vergewissern, was sie durchgemacht haben, um

durch die genauen Vergleiche ihrer Gefühle und Beobachtungen zu spüren, daß dieser Alptraum hinter ihnen liegt, daß sie zurückgekehrt sind in das vertraute Netz gesellschaftlicher und familiärer Beziehungen, ohne das sie nichts sind. Sie wurden von Eindringlingen überrascht und von ihnen bezwungen, weil sie nicht miteinander kommunizieren

und nicht gemeinsam handeln konnten – jetzt können sie es endlich wieder.

Perowne kümmert sich um die Nase seines Schwiegervaters. John lehnt es ab, sich noch in dieser Nacht in die Notaufnahme bringen zu lassen, und niemand versucht, ihn gegen seinen Willen zu überreden. Die Schwellung macht eine Diagnose bereits schwierig, doch ist die Nase noch in

Mittelstellung, weshalb Perowne annimmt, daß es sich um einen Haarriß des Processus maxillaris handelt – besser als ein Knorpelriß. Die meiste Zeit des restlichen Abends sitzt Henry dicht neben Rosalind. Sie zeigt ihm einen roten Fleck und einen kleinen Schnitt am Hals und beschreibt den Augenblick, als sie keine Angst mehr hatte und ihr das eigene Schicksal gleichgültig

geworden war.

»Mir war, als würde ich an die Decke schweben«, sagt sie, »als könnte ich uns alle, mich selbst eingeschlossen, von einer Zimmerecke aus beobachten. Ich dachte, wenn es jetzt passiert, dann spüre ich nichts. Und mir ist es egal.«

»Aber *uns* wäre es nicht egal gewesen«, sagt Theo, und sie lachen laut, zu laut.

Daisy erzählt mit

künstlicher Fröhlichkeit, wie sie es geschafft hat, sich vor Baxter auszuziehen. »Ich habe getan, als wäre ich wieder zehn Jahre alt, ginge zur Schule und müßte mich zum Hockey umziehen. Ich mochte die Sportlehrerin nicht und habe es gehaßt, mich ausziehen zu müssen, wenn sie da war. Aber die Erinnerung daran hat mir geholfen. Hinterher habe ich mir dann vorgestellt, ich

wäre im Garten vom Château und würde für Großvater ein Gedicht aufsagen.«

Daisys Schwangerschaft wird nicht erwähnt. Dafür ist es noch zu früh, vermutet Henry, da weder sie noch Rosalind darüber ein Wort verlieren.

Unter seiner Kompresse hervor sagt Grammaticus: »Weißt du, es klingt völlig verrückt, aber als Daisy das Gedicht von Arnold zum

zweiten Mal aufgesagt hatte, bekam ich einen Moment lang richtig Mitleid mit diesem Kerl. Ich glaube, Kleines, der hat sich regelrecht in dich verliebt.«

»Welcher Arnold denn?« fragt Henry, was Daisy und ihren Großvater zum Lachen reizt. Dann sagt Henry noch, obwohl Daisy gar nicht zuhört: »Weißt du, ich finde, es ist nicht gerade eines deiner besten Gedichte.«

Er weiß, was Grammaticus meint, und könnte jetzt auf Baxters Krankheit zu sprechen kommen, merkt aber, wie sich sein eigenes Mitgefühl gerade verflüchtigt; der Anblick von Rosalinds Hautabschürfung macht ihn hart. Was für eine Schwäche, was für eine irrsinnige Torheit, sich Sympathie mit einem Mann zu leisten – krank oder nicht –, der auf diese Weise

in sein Haus eindrang. Während Perowne die anderen reden hört, wächst seine Wut, bis er es fast bereut, Baxter nach dem Sturz routinemäßig ärztliche Hilfe geleistet zu haben. Er hätte ihn liegenlassen und an Hypoxie sterben lassen sollen, hätte sich auf Handlungsunfähigkeit aufgrund von Schock herausreden können. Statt dessen hat er sich mit Theo

sofort um ihn gekümmert, hat ihm, da er halb bewußtlos war und Henry eine Rückgratsverletzung vermutete, die Atemwege freigelegt und Theo gezeigt, wie er Baxters Kopf halten soll, während er mit Handtüchern aus dem oberen Bad eine Halsmanschette improvisierte. Rosalind rief unten inzwischen den Krankenwagen – die Telefonleitungen waren nicht

durchtrennt. Während Theo den Kopf stützte, rollte Perowne den Körper in Seitenlage und prüfte die Vitalfunktionen. Sie waren nicht allzu gut. Der Atem ging schwer, der Puls war langsam und schwach, die Pupillen etwas ungleich. Baxter lag mit geschlossenen Augen da und murmelte vor sich hin. Er reagierte auf seinen Namen und auf die Bitte, eine Faust zu machen –

Perowne schätzte ihn auf dreizehn Punkte auf der Glasgow-Komaskala. Dann ging er in sein Arbeitszimmer und rief in der Notaufnahme an, informierte den Bereitschaftsarzt und sagte, er solle eine Computertomographie vorbereiten und den diensthabenden Neurochirurgen alarmieren. Dann blieb nichts mehr zu

tun, als zu warten. In diesen Minuten gelang es ihnen, Daisys Buch aus Baxters Tasche zu ziehen. Theo hielt den Kopf, bis zwei Sanitäter aus dem Krankenhaus in grünen Anzügen kamen, einen Tropf anlegten und unter Perownes Anleitung intravenös Kolloid verabreichten.

Zwei Polizisten begleiteten den Krankenwagen, und wenige Minuten später traf

auch der Kriminalbeamte ein. Nachdem man ihm die Familie vorgestellt und er sich Perownes Bericht angehört hatte, sagte er, daß er sie jetzt nicht mehr vernehmen wolle, sie seien alle noch zu aufgeregt. Er ließ sich von Henry das Kennzeichen des roten BMW geben und notierte sich das *Spearmint Rhino*. Dann besah er sich den Schlitz im Sofa, ging nach oben, kniete neben

Baxter, entwand ihm das Messer und steckte es in eine sterile Plastiktüte. Von dem getrockneten Blut auf Baxters linker Hand – vermutlich Nasenblut von Grammaticus – nahm er eine Probe.

Der Beamte mußte laut lachen, als Theo fragte, ob er und sein Vater ein Verbrechen begangen hätten, als sie Baxter die Treppe hinunterwarfen.

Er stieß Baxter mit der Schuhspitze an. »Ich glaube kaum, daß der Anzeige erstatten wird. Und wir machen es ganz sicher auch nicht.«

Der Beamte rief auf dem Revier an und veranlaßte, daß zwei Polizisten ins Krankenhaus geschickt wurden, um Baxter während der Nacht zu bewachen. Sobald er bei Bewußtsein war, wollte man ihn

verhaften. Die formelle Anklageerhebung würde später erfolgen. Nach dem Verbot, über das Vorgefallene zu sprechen, verließen die drei Beamten das Haus. Die Sanitäter sicherten Baxters Lage, zurrten ihn auf der Trage fest und brachten ihn fort.

Rosalind scheint sich erstaunlich schnell zu erholen. Kaum eine halbe Stunde nachdem Polizei und

Krankenwagen verschwunden sind, sagt sie, es täte allen bestimmt gut, etwas zu essen. Niemand hat Appetit, doch folgen sie ihr nach unten in die Küche. Während Perowne die Fischbrühe aufwärmt und Miesmuscheln, Venusmuscheln, Garnelen und Seeteufel aus dem Kühlschrank holt, schneidet Rosalind Brot auf und rührt die Salatsoße an; Grammaticus legt seinen

Eisbeutel ab und öffnet noch eine Flasche Wein. Sie genießen es, sich gemeinsam zu betätigen, und als das Essen zwanzig Minuten später fertig ist, haben sie sogar Hunger. Und sie finden es geradezu beruhigend, daß Grammaticus auf dem besten Weg ist, sich zu betrinken, allerdings bleibt er in seiner gutmütigen Phase. Als sie sich setzen, erfährt Henry endlich den Namen des

Mannes, Matthew Arnold, dessen Gedicht ›Dover Beach‹ in allen Anthologien steht und das früher fast jedes Kind auswendig lernen mußte.

»Wie dein ›Mount Fuji‹«, sagt Henry, eine Bemerkung, die Grammaticus außerordentlich freut und ihn veranlaßt, einen Toast auszubringen. John ist in schelmischer Laune, ein Eindruck, der durch seine

clownesk angeschwollene Nase noch verstärkt wird. Der Abend ist offenbar wieder auf Kurs gebracht, denn in der Hand hält er das Vorabexemplar von *Mein dreister Kahn.*

»Vergeßt, was passiert ist. Heben wir unser Glas auf Daisy«, sagt er. »Ihre Gedichte sind der Beginn einer glänzenden Karriere. Ich bin stolz darauf, ihr Großvater und auch derjenige

zu sein, dem dieses Buch gewidmet ist. Wer hätte gedacht, daß es so nützlich sein kann, gegen Taschengeld Gedichte auswendig zu lernen. Nach dem heutigen Abend schulde ich ihr gleich noch mal fünf Pfund.«

»Auf Daisy«, erwidern sie, und als sie die Gläser heben, küssen sich Großvater und Enkelin, John umarmt Daisy, die Wiederversöhnung ist gelungen, die Newdigate-

Abfuhr vergessen.

Der Wein benetzt Henrys Lippen, doch er kann ihn nicht schmecken. Daisy und ihr Großvater nehmen gerade am Tisch Platz, als das Telefon klingelt, und weil Henry am nächsten steht, durchquert er die Küche, um den Anruf entgegenzunehmen. Er ist in einer derart außergewöhnlichen Verfassung, daß er den

amerikanischen Akzent nicht auf Anhieb erkennt.

»Henry? Bist du das, Henry?«

»Ach so, Jay. Was gibt es?«

»Hör zu. Wir haben ein extradurales Hämatom, männlich, Mitte zwanzig, Sturz von der Treppe. Sally Madden ist vor einer Stunde mit Grippe nach Hause gegangen, also habe ich nur Rodney hier. Der Junge

würde es gern machen, er ist gut, und er will nicht, daß du kommst, Henry. Aber wir haben einen Impressionsbruch direkt über dem Sinus sagittalis.«

Perowne räuspert sich. »Weiche Schwellung?«

»Direkt drüber. Deshalb schalte ich mich ein. Ich kenne unerfahrene Chirurgen, die beim Knochenrichten die Hauptvene beschädigt haben, mit dem Ergebnis, daß vier

Liter Blut auf dem Boden schwammen. Ich will einen Spezialisten dabeihaben, und du wohnst am nächsten. Außerdem bist du der beste.«

Vom anderen Ende der Küche schallt unnatürlich lautes, fast rüdes Gelächter herüber, das ebenso aufgesetzt wie vorhin klingt; sie tun nicht, als hätten sie ihre Angst vergessen – sie wollen sie einfach nur überstehen. Es gibt andere

Chirurgen, die Jay anrufen könnte, und im allgemeinen vermeidet es Perowne, jemanden zu operieren, den er kennt. Aber diesmal ist es anders. Und obwohl seine Einstellung zu Baxter sich schon mehrfach geändert hat, beginnt sich eine gewisse Klarheit, sogar ein Entschluß abzuzeichnen. Er meint jetzt zu wissen, was er tun will.

»Henry? Bist du noch dran?«

»Schon unterwegs.«

Fünf

Die Familie ist es gewohnt, daß Perowne bisweilen vom Abendessen fortgerufen wird – und diesmal geht von seiner Ankündigung, er müsse ins Krankenhaus, fast etwas Beruhigendes aus, so als kehre die Welt zum Alltag zurück.

Er beugt sich zu Daisys Ohr hinunter: »Wir haben

noch eine Menge zu bereden.«

Ohne sich nach ihm umzudrehen, drückt sie seine Hand. Und bestimmt zum dritten Mal an diesem Abend möchte er zu Theo am liebsten sagen: »Du hast mir das Leben gerettet«, lächelt ihm dann aber nur flüchtig zu und formt mit den Lippen lautlos die Worte »Bis später«. Theo hat selten so gut und gesund ausgesehen.

Die nackten Unterarme auf dem Tisch, sitzt er da mit schmerzfreiem, ungekrümmtem Rücken, seine klaren, ernsten, braunen Augen mit den gebogenen Wimpern sowie Haar, Haut und Zähne von blinder Perfektion – er leuchtet regelrecht im gedämpften Küchenlicht. Theo hebt sein Glas – Mineralwasser – und sagt: »Fühlst du dich auch fit genug, Dad?«

»Recht hat er, weißt du«, sagt Grammaticus. »Der Abend war lang. Nicht daß du noch irgend so einen armen Kerl umbringst.« Mit dem nach hinten gekämmten Silberhaar und dem Verband auf der Nase sieht er aus wie ein zusammengeflickter Löwe in einem Kinderbuch.

»Geht schon.«

Theo soll seine Akustikgitarre herunterholen, um seinen Großvater zu

begleiten, der Lust hat, Doc Watson nachzumachen, und ›St. James Infirmary‹ singen will. Und Rosalind und Daisy wollen die Aufnahme von Theos neuem Song ›City Square‹ hören. Am Tisch herrscht eine gekünstelte, aufgedrehte Partylaune, die Henry an einen Jahre zurückliegenden Familienausflug ins Theater erinnert – ein Abend blutiger, verstörender Grausamkeiten

im Royal Court Theatre. Beim anschließenden Essen brachten sie sich mit komischen Erinnerungen an irgendwelche Sommerreisen in Stimmung und tranken zuviel.

Als er sich verabschiedet hat und gehen will, ruft Grammaticus ihm nach: »Wir sind noch auf, wenn du zurückkommst.«

Perowne bezweifelt das, nickt ihm aber gutgelaunt zu.

Nur Rosalind spürt seine veränderte Stimmung. Sie steht auf, folgt ihm nach oben und sieht ihm zu, wie er den Mantel anzieht und Brieftasche und Schlüssel einsteckt.

»Warum hast du zugesagt, Henry?«

»Er ist es.«

»Und warum hast du dann zugesagt?«

Sie stehen an der Haustür mit den drei Schlössern und

dem beruhigend schimmernden Tastenfeld für den Sicherheitscode. Er küßt sie, dann zieht sie ihn an seinem Revers zu sich heran, und sie küssen sich erneut, länger und heftiger, eine Erinnerung und Wiederaufnahme ihres morgendlichen Liebesspiels und zugleich ein Versprechen, diesen Tag so zu beenden. Sie schmeckt salzig, und das erregt ihn.

Tief unter seinem Verlangen ruht die Erschöpfung wie ein Granitblock auf dem Meeresgrund. Doch in Momenten wie diesem, auf dem Weg in den OP, kann er professionell allem Verlangen widerstehen.

Während sie sich voneinander lösen, sagt er: »Ich habe heute morgen seinen Wagen geschrammt.«

»Das habe ich mir schon fast gedacht.«

»Und dann sind wir auf der Straße auch noch ziemlich heftig aneinandergeraten.«

»Und? Warum gehst du jetzt hin?« Sie befeuchtet ihren Zeigefinger – er mag es, wie ihre Zunge aufblitzt – und glättet ihm die Augenbrauen. Buschig, grau oder makellos weiß, darunter noch rotblonde Borsten, die vertikal abstehen – Beleg für das nachlassende Testosteron, das Ohr- und

Nasenhaar aussehen läßt wie Riedgras im Winter. Noch ein Anzeichen seines Alterns.

Er sagt: »Ich muß das hier zu Ende bringen. Ich bin verantwortlich.« Und auf ihren fragenden Blick hin: »Er ist sehr krank. Wahrscheinlich Chorea-Huntington.«

»Jedenfalls ist er ebenso irre wie gefährlich. Sag mal, hast du nicht was getrunken, Henry? Kannst du

operieren?«

»Das ist schon eine ganze Weile her. Von dem vielen Adrenalin habe ich einen ziemlich klaren Kopf.«

Ihre Finger spielen an seinem Mantelrevers, halten fest. Sie will ihn nicht gehen lassen. Er betrachtet sie zärtlich und mit einiger Verwunderung: Erst zwei, drei Stunden liegt ihre Qual zurück, doch steht sie vor ihm, als wäre sie ganz wieder

sie selbst, will wie stets alle Aspekte einer ungewöhnlichen Entscheidung begreifen und liebt ihn auf ihre präzise, gewissenhafte Weise, Anwältin durch und durch. Er zwingt sich, den Blick nicht auf die Schürfstelle an ihrem Hals zu richten.

»Kommst du zurecht?«

Während sie ihre Gedanken ordnet, schlägt sie die Augen nieder. Als sie

dann wieder zu ihm aufschaut, sieht er sich unvermutet frei schwebend und winzig klein in der schwarzen Arena ihrer Pupillen, sein Spiegelbild umrahmt von dem schmalen Ring ihrer grünen Iris.

»Ich denke schon«, sagt sie. »Mich beunruhigt nur der Gedanke an das, was du jetzt vorhaben könntest.«

»Nämlich?«

»Du willst ihm doch nichts

antun, dich an ihm rächen? Sei ehrlich.«

»Natürlich nicht.«

Er zieht sie zu sich heran, sie küssen sich aufs neue, und diesmal berühren sich ihre Zungen und umspielen einander – eine Art Versprechen in ihrem intimen Wörterbuch. Sich rächen. Ist ihr dieses Wort jemals zuvor über die Lippen gekommen? Leicht atemlos, so wie Rosalind es

ausgesprochen hat, klingt allein schon das Wort erotisch. Muß er jetzt wirklich aus dem Haus gehen? Doch noch während er sich die Frage stellt, weiß er, daß er sich auf den Weg machen wird – und sei es nur, weil die Situation ihn zwingt –, Jay Strauss und sein Team dürften den Patienten im Narkosezimmer bereits vorbereitet haben. Henry hat ein Bild vor

Augen, die eigene rechte Hand, wie sie die Schwingtür zum Waschraum öffnet. In gewisser Weise ist er schon unterwegs, obwohl er Rosalind noch küßt. Er sollte sich beeilen.

»Hätte ich mich heute morgen klüger verhalten«, murmelt er, »wäre das alles vielleicht nicht passiert. Und da Jay mich gerufen hat, fühle ich mich verpflichtet. Außerdem will ich es.«

Sie mustert ihn mit schräggelegtem Kopf und versucht noch immer, seine Absichten auszuloten, seine genaue Gemütsverfassung und auch, wie stark das Band zwischen ihnen beiden in diesem Augenblick ist.

Um sie abzulenken, aber auch, weil er wirklich neugierig ist, meint er noch: »Also werden wir wohl Großeltern.«

Ihr Lächeln wirkt traurig.

»Sie ist in der dreizehnten Woche und sagt, sie liebe ihn. Giulio ist zweiundzwanzig, aus Rom, studiert Archäologie in Paris. Seine Eltern haben ihnen genug Geld für eine kleine Wohnung gegeben.«

Henry muß seine väterliche Entrüstung zügeln, den aufwallenden Ärger über diesen Angriff eines unbekannten Italieners auf Frieden und Zusammenhalt

seiner Familie, den Ärger darüber, daß dieser Mann so frech seinen Samen deponierte, ohne sich vorher in Augenschein nehmen zu lassen – wo war er jetzt überhaupt? Und warum wußte die Familie dieses Jungen vor Daisys Familie Bescheid, wurden bereits Absprachen getroffen? Eine kleine Wohnung. Dreizehnte Woche. Perowne hält sich mit der Hand an dem antiken

Türknauf aus Messing fest. Endlich kommt Daisys Schwangerschaft – das Tabuthema dieses Abends – aufs Tapet, eine Katastrophe, eine Kränkung und Verschwendung, jedenfalls ein viel zu großes Thema, um sich darauf einzulassen oder darüber zu klagen, wenn man nur wenige Minuten von hier auf ihn wartet.

»Mein Gott, was für ein Schlamassel. Warum hat sie

uns bloß nichts gesagt? Hat sie über eine Abtreibung nachgedacht?«

»Kommt offenbar nicht in Frage. Aber jetzt rege dich nicht auf, Liebling, du mußt gleich operieren.«

»Und wie wollen sie leben?«

»So wie wir.«

In ihrem seligen Studentenleben voller Sex und Glück hatten sie sich abwechselnd um Baby Daisy

gekümmert, während die schlaflose Zeit des Juraexamens, der ersten Rechtsanwaltsstelle und seiner neurochirurgischen Anfänge nur so verflog. Er weiß noch, wie er nach vierunddreißig Stunden Schicht sein Fahrrad auf einer Betontreppe vier Stockwerke hoch dem ruhelosen Wimmern eines zahnenden Babys entgegengetragen hatte. Und

wie sie in der Wohnung in Archway mit nur einem Schlafzimmer das Bügelbrett beiseite räumen mußten, wenn sie spätabends auf dem Wohnzimmerboden vor dem Gasfeuer miteinander schlafen wollten. Vielleicht hatte Rosalind diese Erinnerungen geweckt, um ihn zu beschwichtigen. Das war nett gemeint, aber er macht sich trotzdem Sorgen. Was wird aus Daisy Perowne,

der Dichterin? Er und Rosalind hatten ihren Zeitplan immer aufeinander abgestimmt und sich die Hausarbeit redlich geteilt. Italienische Männer waren aber doch *pueri aeterni,* die sich von ihren Frauen die Mutter ersetzen, die Hemden bügeln und die Unterwäsche besorgen ließen. Wenn dieser nichtsnutzige Giulio für Daisy nur nicht das Ende aller Hoffnungen bedeutete.

Henry merkt, daß er eine Hand zur Faust geballt hat. Er öffnet sie und sagt nicht ganz wahrheitsgemäß: »Ich kann jetzt nicht darüber nachdenken.«

»Stimmt, das kann jetzt keiner von uns.«

»Ich muß los.«

Sie küssen sich noch einmal, ein unerotischer, sehr verhaltener Abschiedskuß.

Als er die Tür öffnet, sagt sie: »Eigentlich möchte ich

dich immer noch nicht gehen lassen. In dieser Stimmung, meine ich. Versprich mir, daß du keine Dummheiten anstellst.«

Er streicht über ihren Arm. »Versprochen.«

Während sich die Tür hinter ihm schließt und er sich vom Haus entfernt, genießt er die kalte, feuchte Nachtluft, ihre klärende Wirkung, sein zielstrebiges Ausschreiten

und, wie er sich eingesteht, auch die kurze Zeit des Alleinseins. Wenn das Krankenhaus doch nur weiter fort wäre. Unverantwortlicherweise verlängert er seinen Spaziergang um eine halbe Minute und geht über den Platz, statt direkt in die Warren Street einzubiegen. Die vereinzelten zarten Schneeflocken, die er vorhin gesehen hat, sind

verschwunden. Am Abend hat es geregnet, der Platz mit seinen gepflasterten Abwasserrinnen glänzt sauber im weißen Licht der Straßenlaternen. Niedrige Dunstwolken streifen die Spitze des Post Office Towers. Ihm gefällt, daß der Platz so verlassen daliegt. Während er in Richtung Osten eilt, nahe am hohen Parkzaun vorbei und unter den kahlen, schwankenden

und knarrenden Platanen entlang, wirkt der leere Platz, als sei er ganz auf seine Größe, die Strenge seiner Anlage, die feierlich weißen Formen reduziert.

Er versucht, nicht an Giulio zu denken. Statt dessen lenkt er seine Gedanken auf Rom, wo er vor zwei Jahren zu einem neurochirurgischen Kongreß war, die Zimmer mit Blick auf den Campo dei Fiori.

Walter Veltroni, der Bürgermeister höchstpersönlich, ein stiller, kultivierter Mann mit einem Faible für Jazz, hatte die Veranstaltung eröffnet. Die Ehrengäste wurden in Neros Palast, die für die allgemeine Öffentlichkeit größtenteils noch nicht zugängliche Domus Aurea, eingelassen, und Veltroni veranstaltete gemeinsam mit mehreren Kuratoren eine

Sonderführung für die Chirurgen. Perowne, der nichts weiter über das römische Altertum wußte, fand enttäuschend, daß die Anlage offenbar unter der Erde lag, da sie durch ein Tor in einen Hügel vordrangen. Ein Palast war für ihn etwas anderes. Sie kamen durch einen Tunnel, der erdig roch und von nackten Glühbirnen beleuchtet wurde. Nach beiden Seiten gingen

dämmrige Kammern ab, in denen Archäologen Bruchstücke von Wandfliesen zusammensetzten. Ein Museumsangestellter erklärte: dreihundert Räume mit weißem Marmor, Fresken, raffinierten Mosaiken, Schwimmbecken, Springbrunnen und Elfenbein-Intarsien, aber keine Küchen, Badezimmer oder Toiletten. Und gleich

darauf betraten die Chirurgen eine Welt der Wunder – Flure, bemalt mit Vögeln und Blumen und komplizierten, sich wiederholenden Ornamenten. Sie sahen Zimmer, in denen Wandbilder gerade erst unter einer Schicht aus Schmutz und Pilzbefall zum Vorschein kamen. Bis zur frühen Renaissance, fast fünfhundert Jahre lang, hatte der Palast unentdeckt unter dem Schutt

gelegen. Während der letzten zwanzig Jahre war er wegen Restaurierungsarbeiten geschlossen, und die Wiedereröffnung eines Teils der Anlage hatte zu Roms Millenniumsfeier gehört. Ein Museumsangestellter zeigte auf ein gezacktes Loch hoch über ihnen in der ungeheuren Kuppel. Dort hatten sich im fünfzehnten Jahrhundert Räuber durchgegraben, um Blattgold zu stehlen. Später

hatten Raphael und Michelangelo sich an Seilen herabgelassen und vor Staunen überwältigt die Muster und Motive kopiert, die sich ihnen im Licht qualmender Fackeln darboten. Ihr eigenes Werk war durch diese Ausflüge stark beeinflußt worden. Mit Hilfe seines Übersetzers bot Signor Veltroni einen Vergleich an, von dem er glaubte, er werde den Gästen

gefallen: Die Künstler hatten sich durch diesen Ziegelsteinschädel gebohrt, um den Geist des alten Roms aufzuspüren.

Perowne läßt den Fitzroy Square hinter sich und eilt ostwärts, überquert die Tottenham Court Road Richtung Gower Street. Wenn der Bürgermeister doch nur recht hätte und sich beim Durchbohren der Schädeldecke tatsächlich der

Geist und nicht das Hirn zeigte. Dann könnte er, Perowne, in einer Stunde Baxter besser begreifen und gehörte nach einem Leben routinierter Eingriffe gewiß zu den klügsten Menschen der Erde. Klug genug, um Daisy zu verstehen? Er kann dem Thema nicht länger ausweichen. Henry weigert sich zu glauben, daß sie schwanger werden wollte. Doch um ihretwillen muß er

positiv und großmütig sein. Dieser römische Giulio war vielleicht ebenso fleißig wie jene bewundernswerten Overalltypen, die sich in den düsteren Kammern der Domus Aurea mit ihren Zahnbürsten über Mosaiksteinchen beugten – Archäologie ist eine ehrenwerte Tätigkeit. Und Henrys Pflicht war es doch wohl, den Vater seines Enkelkindes zu lieben. Den

Räuber seiner Tochter. Wenn er sich endlich einmal zu einem Besuch herabließe, würde der junge Giulio reichlich italienischen Charme versprühen müssen.

Auf der Gower Street kehren die Reinigungskolonnen immer noch den Müll der Demonstranten auf. Vielleicht haben sie damit auch gerade erst angefangen. Die von Generatoren

betriebenen Scheinwerfer lärmender Räumfahrzeuge beleuchten Berge von Lebensmitteln, Plastikverpackungen und liegengelassenen Plakaten, die Männer in gelben und orangefarbenen Jacken mit breiten Besen vor sich herschieben. Andere schaufeln die Berge auf die Laster. Der Staat ist immer zur Stelle, zum Krieg ebenso bereit wie dazu, hinter den

Dissidenten aufzuräumen. Dabei ist der Abfall von archäologischem Interesse – ein *Nicht in meinem Namen* mit gebrochener Stange liegt zwischen Styroporbechern, fortgeworfenen Hamburgern und noch tadellosen Flugblättern der britischen Moslemvereinigung. Er macht einen Bogen um einen Haufen, auf dem zuoberst eine Scheibe Pizza mit Ananasstücken liegt,

Bierdosen mit Schottenkaro, eine Jeansjacke, leere Milchtüten und drei ungeöffnete Maisdosen. Diese Details bedrücken ihn, die Dinge wirken so prall und scharfkantig, als wollten sie jeden Moment aus ihren Verpackungen platzen. Offenbar steht er noch unter den Nachwirkungen des Schocks. In einem der Straßenkehrer erkennt er den Mann wieder, den er am

Morgen gesehen hat, als er den Bürgersteig in der Warren Street fegte: ein ganzer Tag mit dem Besen in der Hand, und jetzt, dank des unsauberen Weltgeschehens, auch noch reichlich Überstunden.

Wie jeden Samstag stehen scharenweise Menschen vor dem Krankenhaus, weshalb zwei Sicherheitsbeamte die Eingangsschleuse bewachen. Nicht selten wachen Leute,

wenn auch nicht ganz, aus trunkenem Rausch auf und erinnern sich dunkel daran, daß sie einen Freund zuletzt auf einer Trage gesehen haben, wie er in einen Krankenwagen gehoben wurde. Sie finden das Krankenhaus, oft jedoch das falsche, und verlangen mit Nachdruck, diesen Freund sehen zu dürfen. Aufgabe der Wachen ist es, keine Unruhestifter, Randalierer

oder Volltrunkene vorzulassen, die sich nur auf den Boden des Wartezimmers erbrechen oder sich mit dem Personal anlegen würden, mit einer zarten philippinischen Krankenschwester oder einem übermüdeten Arzt im Praktikum gegen Ende seiner Schicht. Sie müssen auch die Obdachlosen abweisen, die nichts als eine Bank oder ein paar Quadratmeter Fußboden

im warmen öffentlichen Gebäude suchen. Der Teil der Bevölkerung, der am Wochenende spätabends im Krankenhaus landet, ist nicht immer nett, höflich und dankbar. Henry erinnert sich gut daran, daß einen die Arbeit in der Notaufnahme zum Menschenfeind machen kann. Früher wurden sie toleriert, die Schläger, aber auch die Penner, die sogar ihre eigene kleine Ecke in der

Notaufnahme zugewiesen bekamen. Doch in den letzten paar Jahren hat sich geändert, was man so Kultur nennt. Das Krankenhauspersonal hatte die Nase voll. Es wollte beschützt werden, weshalb Männer, die früher als Rausschmeißer gearbeitet haben und sich auf diesen Job verstehen, Betrunkene und Krakeeler heute einfach vor die Tür setzen. Noch ein amerikanischer Import, und

diesmal kein schlechter: Nulltoleranz. Allerdings besteht immer die Gefahr, auch einen echten Patienten hinauszuwerfen; Kopfverletzungen, septischer Schock oder Unterzuckerung können wie Trunkenheit wirken.

Perowne drängt sich durch die kleine Menschentraube. An der ersten Tür erkennen ihn die Wachen, Mitch und Tony, beide Westinder, und

lassen ihn rein.

»Wie läuft’s?«

Tony, dessen Frau letztes Jahr an Brustkrebs gestorben ist und der vorhat, sich als Sanitäter ausbilden zu lassen, antwortet: »Wenig los, vergleichsweise.«

»Genau«, sagt Mitch. »Heute nacht ist *Tote Hosen* angesagt.«

Beide Männer lachen in sich hinein, und Mitch fügt noch hinzu: »Also, die

klugen Chirurgen, Mr. Perowne, die haben heute Grippe.«

»Muß wohl wirklich noch einiges lernen«, sagt Henry. »Ein extradurales Hämatom ist eingeliefert worden.«

»Haben wir gesehen.«

»Tja, dann mal nichts wie hin, Mr. Perowne.«

Statt aber direkt zu den Fahrstühlen zu gehen, macht er noch rasch einen Umweg durch den Wartebereich der

Notaufnahme, um sich zu vergewissern, daß Jay oder Rodney in der Zwischenzeit nicht zum nächsten Fall nach unten gerufen wurden. Die Wartebänke sind fast leer, doch wie nach dem Ende einer rauschenden Party macht der langgestreckte Raum einen mitgenommenen, erschöpften Eindruck. Ein süßlicher Geruch hängt in der abgestandenen Luft. Auf dem

Boden liegen Limonadendosen, und zwischen den Einwickelpapieren der Schokoriegel aus den Automaten entdeckt er eine Socke. Ein Mädchen hat ihren Arm um den Freund gelegt, der in sich zusammengesunken ist, den Kopf zwischen den Knien. Eine alte Frau mit einem leisen, eingefrorenen Lächeln im Gesicht wartet geduldig,

die Krücken im Schoß. Ein, zwei weitere Patienten starren vor sich auf den Boden, jemand liegt langausgestreckt auf einer Bank und schläft, den Kopf mit dem Mantel zugedeckt. Perowne geht an den Behandlungskabinen vorbei zum Schockraum, in dem ein Team sich um einen Mann kümmert, der am Nacken heftig blutet. Davor, im Hauptbereich, sieht er neben

dem Personalraum Fares, den diensthabenden Notfallarzt, mit dem er am Telefon gesprochen hat.

Als Perowne auf ihn zukommt, sagt Fares: »Ach ja, richtig. Dieser Freund, wegen dem Sie angerufen haben. Halswirbelsäule ist okay. Das CT zeigt ein bilaterales extradurales Hämatom mit Verdacht auf einen Impressionsbruch. Er ist um ein paar Punkte

gefallen, weshalb wir eine Schnellintubation veranlaßt haben. Vor einer halben Stunde wurde er nach oben gebracht.«

Nach dem Röntgen der Halswirbel – die erste Untersuchung – kann man hoffen, daß es mit Baxters Atmung keine Schwierigkeiten geben wird. Gemäß der Glasgow-Komaskala hat sich sein Bewußtseinszustand

verschlechtert – kein gutes Zeichen. Ein Anästhesist wurde gerufen – sicher Jays Assistenzärztin –, um ihn auf eine Not-OP vorzubereiten, wozu man ihm, unter anderem, den Magen ausgepumpt haben dürfte.

»Wie sieht es jetzt aus?«

»Elf Punkte, dreizehn, als er reinkam.«

Aus dem Schockraum ruft jemand nach Fares, und gleichsam entschuldigend

sagt er im Fortgehen: »Prügelei mit Bierflaschen in einer Buswarteschlange. Ach, ehe ich es vergesse, Mr. Perowne, Ihr Freund wurde von zwei Polizisten nach oben begleitet.«

Perowne fährt mit dem Fahrstuhl in den dritten Stock. Sowie er durch den breiten Gang auf die Doppeltüren der neurochirurgischen Station

zugeht, fühlt er sich besser. Sein zweites Zuhause. Auch wenn manchmal etwas schiefläuft, bestimmt er hier doch das Geschehen, verfügt über die nötigen Mittel, über definierte Ausgangsbedingungen. Die Türen sind verschlossen. Durch die Glasscheibe ist niemand zu sehen. Um nicht zu klingeln, nimmt er den längeren Weg über die Intensivstation. Er ist gern

spätabends hier – das gedämpfte Licht, die umfassende, wachsame Stille, die ernste Bedächtigkeit der wenigen Leute vom Nachtpersonal. Er geht durch den breiten Gang zwischen den Betten, vorbei an blinkenden Lichtern und dem steten Piepen der Monitore. Von seinen Patienten ist niemand mehr da. Seit Andrea Chapman zurückverlegt wurde, sind

alle, die auf dem gestrigen OP-Plan standen, wieder auf ihren Stationen. Ein Grund zur Zufriedenheit. Der Aufwachraum vor der Intensivstation wirkt unnatürlich leer. Die üblicherweise kreuz und quer abgestellten Krankenbetten wurden fortgeräumt – morgen aber sind sie wieder da und damit auch die Hektik, das ewige Klingeln der Telefone, der nichtige

Ärger mit den Sanitätern. Um Zeit zu sparen, ruft er nicht erst Rodney oder Jay aus dem OP heraus, sondern geht sofort in den Umkleideraum.

Kaum ist der Code in das Nummernschloß eingegeben, steht er vor einem wüsten, doch vertrauten Durcheinander, einem typischen Männersaustall, der an mehrere Dutzend weit fort von zu Hause einsitzende, jugendliche

Straftäter denken läßt. Er schließt seinen Spind auf und zieht sich eilig um. Lily Perowne wäre entsetzt – überall auf dem Boden liegt OP-Kleidung verstreut, saubere, dreckige, zusammen mit der Plastikverpackung, in der sie geliefert wurde, und OP-Schuhe, ein Handtuch, ein alter Pullover, eine Jeans; oben auf den Spinden leere Cola-Dosen, ein alter Spanner für Tennisschläger

sowie zwei Hälften einer Angel zum Fliegenfischen, die nicht zusammengehören und schon seit Monaten dort liegen. Ein Computerausdruck an der Wand fragt mürrisch: *Können Handtücher und Kittel nicht ordentlich entsorgt werden?* Irgendein Witzbold hat *nein* darunter geschrieben. Auf einem zweiten, etwas amtlicheren Schild an der Toilettentür

steht: *Achten Sie auf Ihre Wertsachen.* Früher hing dort ein Schild mit den Worten: *Bitte vorher den Klodeckel anheben.* Auf dem jetzigen heißt es resigniert: *Für Beschwerden über den Zustand der Toiletten 4040 wählen.* Einen künftigen Patienten der Chirurgie hätte der Anblick der Reihen weißer Clogs mit gelben, roten und braunen Flecken, dem angetrockneten Blut und

den verblaßten, mit Kugelschreiber hingekrakelten Initialen oder Namen wohl kaum beruhigt. Es kann ziemlich lästig sein, wenn man in der Eile kein passendes Paar findet. Henry bewahrt seine Clogs im Spind auf. Er nimmt sich vom *Large*-Haufen ein Ober- und ein Unterteil, zieht sich an und achtet darauf, die Plastiktüte in den Müll zu werfen. Diese Handgriffe

beruhigen ihn trotz des allgemeinen Chaos um ihn herum wie eine Konzentrationsübung vor einem Schachspiel. An der Tür nimmt er noch eine Haube von einem Stapel und setzt sie auf, während er über den leeren Flur eilt.

Er betritt den OP durch den Narkoseraum. Jay Strauss und seine Assistenzärztin Gita Syal warten neben dem Anästhesiegerät. Am Tisch

sitzen Emily, die OP-Schwester, Joan, die eingesprungen ist, und Rodney, der aussieht, als sollte er gefoltert werden. Perowne weiß aus Erfahrung, wie elend einem Assistenzarzt zumute ist, wenn sein Chef geholt werden muß, selbst wenn die Notwendigkeit außer Zweifel steht. Dabei ist es nicht einmal seine eigene Entscheidung gewesen. Jay

Strauss hat einfach den Vorgesetzten rausgekehrt. Rodney wird sich vorkommen, als ob Jay ihn verpfiffen hätte. Mit Tüchern abgedeckt, ruht Baxter mit dem Gesicht nach unten auf d e m OP-Tisch. Nur sein Schädel, beziehungsweise der vom Scheitel abwärts rasierte Hinterkopf, ist sichtbar. Liegt ein Patient erst einmal unter den Tüchern, verflüchtigt sich der Eindruck, das da auf

dem Tisch sei eine Person, ein Individuum. So stark beeinflußt uns das Auge. Was bleibt, ist ein kleines Stück Schädeldecke, das Operationsfeld.

Langeweile hängt in der Luft, dem Smalltalk sind die Themen ausgegangen. Oder Jay hat sich mal wieder darüber ausgelassen, daß der bevorstehende Krieg notwendig sei, und um nicht heruntergeputzt zu werden,

hat Rodney sich mit seinen pazifistischen Ansichten zurückgehalten.

»Fünfundzwanzig Minuten«, sagt Jay. »Gar nicht übel, Boss.«

Henry hebt grüßend eine Hand und winkt dann die junge Assistenzärztin an den Röntgenschirm, wo Baxters CT-Aufnahmen hängen. Sechzehn Aufnahmen auf einem Bild, sechzehn Querschnitte durch Baxters

Hirn. Das Blutgerinnsel sitzt zwischen dem Schädel und der harten Hirnhaut, der Dura, direkt in der Mitte des Schädeldachs auf der Trennlinie zwischen den beiden Hirnhälften. Groß und nahezu völlig rund liegt das Gerinnsel knapp fünf Zentimeter unterhalb des Scheitels und leuchtet auf den Scans makellos weiß mit typisch präzisem Rand. Die Fraktur ist ebenfalls deutlich

sichtbar, siebzehn Zentimeter lang, im rechten Winkel zur Mittellinie. In ihrem Zentrum, direkt über dieser Mittellinie, ist der Schädel gebrochen und teilweise eingedrückt. Gleich darunter, bedrohlich nah am scharfen Rand der wie tektonische Platten verschobenen Knochensplitter, verläuft eine wichtige Vene, der Sinus sagittalis superior. Wo die beiden Hemisphären

aufeinandertreffen, folgt diese Hauptvene der Hirnsichel, um Blut abzuleiten. Sie schmiegt sich in die Rinne des Sulcus, die sich dort bildet, wo sich die Dura jeweils separat um die beiden Hemisphären legt. Mehrere hundert Milliliter pro Minute fließen durch diesen Blutleiter, und es kann schnell passieren, daß ein Chirurg ihn beschädigt, wenn er die Knochenbruchstücke

anhebt. Dann tritt so viel Blut aus, daß man glaubt, die Flut sei nicht mehr aufzuhalten. In solchen Momenten können Assistenzärzte im zweiten Jahr leicht in Panik geraten. Und deshalb wurde Henry gerufen.

Während er sich die Bilder anschaut, sagt Perowne zu Rodney: »Erzählen Sie mir was über den Patienten.«

Rodney räuspert sich, spricht wie mit belegter,

schwerer Zunge: »Männlich, Mitte zwanzig, stürzte vor drei Stunden eine Treppe hinunter. War in der Aufnahme benommen, sackte auf der Glasgow-Komaskala von dreizehn auf elf Punkte. Schädelläsion, weitere Verletzungen nicht bekannt. Röntgenaufnahme der Halswirbel normal. Ein Scan wurde gemacht, eine Schnellintubation veranlaßt, dann hat man ihn direkt

raufgeschickt.«

Perowne blickt über die Schulter zu den Monitoren des Anästhesiegerätes. Baxters Puls liegt bei fünfundachtzig, Blutdruck bei hundertdreißig zu vierundneunzig.

»Und die Aufnahmen?«

Rodney zögert; vielleicht fragt er sich, wo der Haken ist und ob er etwas übersehen hat, das zu seiner Demütigung beitragen

könnte. Er ist ein großer Bursche, der bisweilen unter rührendem Heimweh nach Guyana leidet, wo er eines Tages, so sein ehrgeiziger Plan, eine Station für Kopfverletzungen aufmachen möchte. Früher, ehe Medizin und Neurochirurgie ihn in ihren Bann geschlagen haben, gab es für ihn die Hoffnung, in eine Rubgy-Profimannschaft übernommen zu werden. Er

hat ein freundliches, intelligentes Gesicht, und es heißt, Frauen vergöttern ihn und er treibe es ziemlich wild. Perowne nimmt an, daß er seinen Weg schon machen wird.

»Ein Impressionsbruch auf der Mittellinie der Schädeldecke, sowohl extradural wie auch«, Rodney zeigt auf eine kleine, weiße, wie ein Komma geformte Masse auf einem Bild weiter

oben – »subdural.«

Er hat das einzig Ungewöhnliche entdeckt, ein Gerinnsel unterhalb der Dura, und nicht bloß das große Gerinnsel oben drüber.

»Gut«, murmelt Perowne und hat mit diesem einen Wort Rodneys Tag gerettet. Es gibt jedoch noch eine dritte Anomalie, die der Assistenzarzt nicht bemerkt haben wird. Mit wachsendem medizinischem Fortschritt

verlernen jüngere Ärzte gewisse diagnostische Kniffe. In einer Aufnahme weiter oben auf der Folie fehlt Baxters Schweifkern auf beiden Hirnseiten die typisch konvexe Form, die normale, gesunde Ausbuchtung ins Vorderhorn der Seitenventrikel. Ehe DNA-Tests üblich waren, galt diese Schrumpfung als verläßliches Indiz für Chorea-Huntington. Henry hatte nie an seiner

Diagnose gezweifelt, dennoch gewinnt er diesem sichtbaren Beweis eine ureigene, freudlose Befriedigung ab.

Henry fragt Jay: »Haben wir Blut?«

»Im Kühlschrank liegt genug«, antwortet Gita Syal.

»Ist der Patient hämodynamisch stabil?«

»Blutdruck und Puls sind okay. Blutwerte vor OP normal, Lungendruck okay«,

sagt Jay. »Es kann losgehen, Chef.«

Perowne wirft einen Blick auf Baxters Kopf, um sich zu vergewissern, daß Rodney ihn an genau der richtigen Stelle rasiert hat. Es ist eine gerade, saubere Schnittwunde – von einer Mauer, einer Fußleiste, einem steinernen Treppenabsatz, kein Splitt und Dreck, wie man ihn nach einem Verkehrsunfall in offenen Wunden findet – von

der Notaufnahme genäht. Auch ohne abzutasten, kann er erkennen, daß sich im oberen Kopfbereich eine Schwellung gebildet hat – das Blut sammelt sich zwischen Knochen und Kopfhaut.

Er ist mit Rodneys Rasur zufrieden und sagt, schon auf dem Weg zum Waschbecken: »Öffnen Sie die Nähte, während ich mir die Hände schrubbe.« In der Ecke sucht

er noch schnell eine Klaviermusik aus. Er entscheidet sich für die *Goldberg-Variationen.* Die hat er in vier Aufnahmen da, doch wählt er nicht die etwas pathetische, unorthodoxe von Glenn Gould aus, sondern das verständige, samtweiche Spiel von Angela Hewitt, also die erste Arie mit allen dreißig Veränderungen.

Kaum fünf Minuten später steht er, in langem

Wegwerfkittel, Handschuhen und Maske, wieder am OP-Tisch. Er nickt Gita zu, damit sie den CD-Player anstellt. Von dem Edelstahl-Instrumentenwagen, den Emily neben ihn geschoben hat, nimmt er eine Klammer mit einem Tupfer und tunkt ihn in eine Schale mit Betadin-Lösung. Die zarte, wehmütige Arie setzt ein, entfaltet sich, beinahe zögerlich anfangs, so daß der

Operationssaal noch riesiger wirkt. Schon beim ersten sonnenblumengelben Tupfer auf der blassen Haut überkommt Henry ein vertrautes Wohlbehagen, das Vergnügen daran, unter den hellen Oberlichtern die Instrumente auf dem Wagen aufgereiht zu sehen und genau zu wissen, was er tut, mit seinem Team in der gedämpften Stille des OP zu sein und das Gemurmel der

Luftfilter zu hören, das schärfere Zischen des Sauerstoffs, der in die Maske strömt, die man unter den Tüchern an Baxters Gesicht befestigt hat. Es ist wie eine Kindheitserinnerung, die Faszination eines Brettspiels.

Er legt den Tupfer hin und sagt leise: »Lokale.«

Emily reicht ihm die vorbereitete Spritze. Rasch injiziert er an mehreren Stellen entlang der

Schnittwunde und auch im weiteren Umfeld. Das ist nicht unbedingt nötig, doch hilft das Adrenalin im Lignocain, die Blutung zu verringern. An allen Einstichstellen schwillt die Kopfhaut sofort an. Er legt die Spritze ab und öffnet die Hand. Ohne daß er sie darum bitten muß, legt Emily ihm das gut ausbalancierte Hautskalpell hinein. Er erweitert den Schnitt um

mehrere Zentimeter und vertieft ihn zugleich. Rodney steht mit dem bipolaren Kauter dicht neben ihm und verschließt an zwei, drei Stellen die Blutung. Bei jedem Kontakt piept es, und eine dünne, gräuliche Rauchwolke mit dem scharfen Geruch nach verbranntem Fleisch steigt auf. Trotz seiner massigen Gestalt gelingt es Rodney, seinem Chef nicht im Weg zu

stehen, während er geschickt die kleinen, blauen Raney-Klammern ansetzt, die das zerteilte Gewebe fest zusammenpressen und die Blutzufuhr unterbinden.

Perowne bittet um den ersten selbsthaltenden Wundspreizer und setzt ihn an. Den zweiten läßt er von Rodney setzen – jetzt ist der lange Schnitt wie ein weit geöffneter Mund auseinandergezogen,

Schädeldecke und Verletzung liegen deutlich zutage.

Der Bruch verläuft ziemlich gerade. Blut, dunkles Blut, quillt daraus hervor. Sobald Rodney die Wunde mit einer Salzlösung ausgewaschen und abgetupft hat, erkennt man, daß der Bruch knapp zwei Millimeter breit ist – er sieht wie die Luftaufnahme einer Erdbebenspalte aus, wie ein Riß durch ein trockenes

Flußbett. Der eingedrückte Teil in der Mitte weist zwei schiefstehende Knochensplitter sowie drei feinere, davon ausstrahlende Risse auf. Den Drillbohrer werden sie nicht brauchen. Perowne kann die Knochensäge in dem größeren Spalt ansetzen.

Emily reicht ihm das Kraniotom, aber ihm gefällt der Griff nicht – er sieht ein bißchen schief aus. Joan eilt

in den Vorraum, um ihm ein geeignetes Gerät zu bringen, öffnet die sterile Verpackung und steckt das Sägeblatt auf, während er zu Rodney sagt: »Wir öffnen einen Knochendeckel rund um den Impressionsbruch, damit wir volle Kontrolle über den Sinus sagittalis haben.«

Es heißt, niemand öffne einen Schädel so zügig wie Henry Perowne. Diesmal kann er sogar noch schneller

als gewöhnlich vorgehen, da keine Gefahr besteht, die Dura zu verletzen – das Blutgerinnsel drückt sie nach unten, fort vom Schädelknochen. Und obwohl sich Rodney mit einer Dakin-Spritze vorbeugt, um die Schnittkante mit einer Salzlösung zu besprühen, durchdringt der Geruch nach versengten Knochen den Operationssaal, ein Geruch, der manchmal noch an

Henrys Kleidern klebt, wenn er sich am Ende eines langen Tages auszieht. Eine Unterhaltung ist beim hohen Jaulen des Kraniotoms unmöglich. Henry gibt Rodney mit den Augen zu verstehen, daß er aufmerksam zusehen soll. Äußerste Vorsicht ist geboten, wenn er die Säge über die Mittellinie führt. Er wird langsamer und klappt den Griff des Bohrers hoch –

damit er den Blutleiter nicht erwischt und beschädigt. So dick, wie die schützenden Knochen sind, ist es ein Wunder, daß ein Hirn außerhalb des OPS überhaupt je zu Schaden kommt. Endlich hat Perowne eine vollständige ovale Platte aus Baxters Schädel ausgesägt. Ehe er den Knochendeckel anhebt, untersucht er die Bruchstücke der Fraktur. Er bittet um einen Watson-

Cheyne-Sezierer und hebelt die Splitter sanft nach oben. Sie lösen sich problemlos, und er legt sie in eine Nierenschale Betadin, die Emily ihm hinhält.

Mit demselben Sezierer hebt er dann die Platte aus dem Schädel, ein Ausschnitt so groß wie ein Stück von einer Kokosnuß, und legt sie in die Schale zu den übrigen Knochenstücken. Das Gerinnsel ist deutlich zu

erkennen, dunkelrot, fast schon schwarz, und von der Konsistenz frisch eingedickter Marmelade. Oder einer Plazenta, wie Perowne manchmal denkt. Um die Ränder sucht sich das Blut nun, da der Knochendeckel den Druck genommen hat, ungehindert seine Bahn. Es fließt aus Baxters Hinterkopf über die OP-Tücher und auf den Boden.

»Schwenk das Kopfende

nach oben, so weit wie möglich«, ruft Henry Jay zu. Liegt die offene Wunde höher als das Herz, fließt nicht soviel Blut. Der Tisch wird angekippt, und durch das Blut zu ihren Füßen treten Henry und Rodney rasch wieder näher, um gemeinsam das Gerinnsel mit einem Sauger und einem Adson-Elevatorium zu entfernen. Sie spülen die Wunde mit einer Salzlösung

– und entdecken endlich einen zentimeterlangen Riß im Blutleiter. Der Knochendeckel war gut gewählt, die Verletzung liegt mitten im Zentrum der freigelegten Stelle. Gleich darauf verdeckt ihnen das aufwallende Blut wieder den Blick. Offenbar hat sich ein scharfer Knochensplitter aus dem eingedrückten Schädeldach in die Vene gebohrt. Während Rodney

den Sauger hält, nimmt Perowne einen Streifen Surgicel, plaziert ihn über dem Riß, legt einen Tupfer darauf und bedeutet Rodney, daß er mit einem Finger zudrücken soll.

»Wieviel Blut haben wir verloren?« fragt Henry.

Er hört Jay bei Joan nachfragen, wieviel Spülung benutzt wurde. Gemeinsam stellen sie ihre Berechnungen an.

»Zweieinhalb Liter«, sagt der Anästhesist dann ruhig.

Ehe Perowne nach dem Elevatorium fragen kann, legt Emily es ihm schon in die Hand. Er findet eine offene, aber unbeschädigte Schädelstelle und nimmt sich zwei lange Stücke aus dem Perikranium, der fibrösen, äußeren Knochenhaut. Rodney hebt den Tupfer an und will schon das Surgicel vom Riß nehmen, als

Perowne den Kopf schüttelt. Das Blut könnte bereits gerinnen, und Henry will diesen Vorgang nicht stören. Behutsam legt er den Streifen Perikranium über das Surgicel, fügt eine zweite Lage Surgicel hinzu, dann den zweiten Streifen Perikranium und anschließend einen neuen Tupfer. Dann hält Rodney seinen Finger darauf. Perowne spült die Wunde

erneut mit einer Salzlösung aus und wartet. Die milchig-blaue Dura bleibt sauber. Die Blutung hat aufgehört.

Aber sie können die Wunde noch nicht schließen. Perowne greift nach einem Skalpell und macht einen kurzen Einschnitt in die Dura, teilt sie ein wenig und wirft einen Blick hinein. Auf Baxters Hirnoberfläche hat sich tatsächlich ein Gerinnsel ausgebreitet, doch ist es viel

kleiner als das erste. Henry weitet den Schnitt, und Rodney setzt die Nadel an und hält die Dura mit einigen Stichen zurück. Zufrieden registriert Perowne, wie zügig sein Assistenzarzt arbeitet. Rodney nimmt den Adson, um geronnenes Blut zu entfernen. Dann waschen sie mit Salzlösung aus, saugen das Gemisch ab und warten, ob die Blutung anhält – Perowne meint, eine der

nahen Granulationes arachnoideae könnte die mögliche Ursache sein. Und obwohl nichts zu sehen ist, will er noch nicht vernähen. Nur um sicherzugehen, zieht er es vor, einige Augenblicke zu warten.

In dieser kurzen Pause geht Rodney zum Tisch an der Tür zum Operationsvorbereitungsraum und setzt sich, um aus einer Flasche Wasser zu trinken.

Emily ist mit dem Instrumententablett beschäftigt, und Joan kümmert sich um die große Blutpfütze auf dem Boden.

Jay unterbricht sein leises Gemurmel mit der Assistenzärztin, um Perowne zu sagen: »Bei uns ist alles okay.«

Henry bleibt am Kopf des OP-Tisches stehen. Er hat die Musik zwar gehört, schenkt ihr aber erst jetzt wieder

seine volle Aufmerksamkeit. Mehr als eine Stunde ist vergangen, und Hewitt spielt schon die letzte Variation, das Quodlibet – stürmisch und witzig, fast derb, mit einem fernen Echo von Bauernliedern über Sex und Schlemmereien. Die jubelnden Töne verklingen, einige Sekunden Stille, dann setzt die Arie wieder ein, auf dem Notenblatt identisch, doch durch alle

vorhergegangenen Variationen verändert, noch immer zart, jetzt aber auch resigniert, etwas trauriger, von fern schweben die Klaviertöne heran, wie aus einer anderen Welt, schwellen nur allmählich an. Er schaut auf einen Teil von Baxters Hirn hinunter und kann sich leicht einreden, daß dies vertrautes Terrain sei, eine Art Heimatland, mit flachen Hügeln und

verschlungenen Tälern, den Sulci cerebri, jedes mit eigenem Namen versehen und einer ihm zugeschriebenen Aufgabe, für ihn so bekannt wie das eigene Haus. Direkt links von der Mittellinie verschwindet seitwärts unter dem Knochen die motorische Bahn. Dahinter verläuft parallel dazu die sensorische Bahn. Wie leicht wären sie zu verletzen, wie schrecklich die

lebenslangen Folgen. Wieviel Zeit hat er damit verbracht, Zugänge zu suchen, die um diese Bereiche einen großen Bogen machten, wie um die gefährlichen Viertel einer amerikanischen Stadt. Und diese Vertrautheit täuscht ihn täglich aufs neue über das Ausmaß seiner Unwissenheit hinweg, über die allgemeine Unwissenheit. Denn trotz aller neuen Fortschritte weiß man noch immer nicht, wie

diese gut geschützte, knapp ein Kilo schwere Zellmasse tatsächlich Informationen kodiert, wie sie Erfahrungen speichert, Erinnerungen, Träume und Absichten. Er zweifelt nicht daran, daß man den Kodierungsmechanismus in den kommenden Jahren entschlüsseln wird, auch wenn es nicht zu seinen Lebzeiten geschehen mag. So wie der digitale Code der DNA zur Reproduktion des Lebens

wird sich auch dieses fundamentale Geheimnis des Hirns eines Tages offenbaren. Doch selbst dann bleibt es ein Wunder, daß bloße feuchte Materie dieses strahlende Kino der Gedanken, Bilder, Töne und Berührungen hervorbringen kann, zu lebendiger Illusion einer unmittelbaren Gegenwart gebündelt, in dessen Mitte wie ein Gespenst die Vorstellung von

einem Ich hockt, eine weitere herrlich gewobene Illusion. Ob je erklärt werden kann, wie Materie zu Bewußtsein wird? Er vermag sich eine zufriedenstellende Antwort nicht einmal vorzustellen und weiß doch, daß sie sich finden wird, daß man das Geheimnis lüften wird – falls es die Wissenschaftler und Institutionen weiterhin gibt, werden sich im Laufe der Jahrzehnte die Erklärungen

zu einer unwiderlegbaren Wahrheit über das Bewußtsein entwickeln. Es geschieht bereits, in den Labors unweit von diesem OP hat man sich längst an die Arbeit gemacht, und man wird den Weg zu Ende gehen, davon ist Henry überzeugt. Das ist der einzige Glaube, an dem er festhält. Es ist wahrlich etwas Erhabenes um diese Auffassung vom Leben.

Niemand sonst im OP weiß,

wie hoffnungslos es um dieses spezielle Hirn bestellt ist. Die motorische Bahn, die er gerade anschaut, ist durch Krankheit bereits beeinträchtigt, vermutlich durch eine Degeneration von Nucleus caudatus und Putamen, tief im Zentrum des Hirns. Henry legt einen Finger auf Baxters Hirnrinde. Zu Beginn einer Tumoroperation berührt er manchmal ein Hirn, ertastet

dessen Konsistenz. Wie schön das Märchen, wie verständlich und menschlich doch der Traum von der heilenden Berührung ist. Wenn man die Genesung einfach mit einem Streicheln des Zeigefingers bewirken könnte, würde er es jetzt tun. Aber die Grenzen der Kunst, der heutigen Neurochirurgie, sind offensichtlich: Angesichts dieser unbekannten Codes, dieses

komplexen, brillanten Schaltsystems, haben er und seine Kollegen nur brillante Klempnerarbeit zu bieten.

Baxters irreparables Hirn, dem strahlendhellen OP-Licht ausgesetzt, ist seit mehreren Minuten fleckenlos geblieben – kein Anzeichen einer Blutung der Granulationes arachnoideae.

Perowne nickt Rodney zu. »Sieht gut aus. Sie können zunähen.«

Da er mit ihm zufrieden ist und will, daß sein Assistenzarzt wegen dieses Abends kein ungutes Gefühl behält, überläßt er ihm die Führung. Rodney vernäht die Dura mit 3.0 Vicryl violett und legt den extraduralen Drain. Er setzt den Knochendeckel mitsamt den beiden Splittern aus dem Impressionsbruch wieder ein. Dann bohrt er den Schädel an, um die Titanplatte zu

verschrauben, mit der die Knochenteile gesichert werden sollen. An dieser Stelle ähnelt Baxters Hirn jetzt einem verrückt verlegten Pflaster oder dem zerbrochenen Kopf einer Porzellanpuppe, der ungeschickt repariert wurde. Rodney führt den subgalealen Drain ein, näht anschließend die Kopfhaut mit 2.0 Vicryl zusammen und setzt die Hautklammern. Perowne

bittet Gita, Barbers ›Adagio für Streicher‹ aufzulegen. Es ist in den vergangenen Jahren endlos im Radio abgenudelt worden, aber im letzten Stadium einer Operation hört Henry es manchmal ganz gern. Diese schmelzende, meditative Musik weckt den Gedanken an ein Werk, das lang gedauert hat und nun vollbracht ist.

Rodney sprüht die Wunde und ihr Umfeld mit

Chlorhexadin ein und legt einen Streifen Mull darauf. Dann übernimmt Henry – den Kopfverband will er lieber selbst anlegen. Einen nach dem anderen entfernt er die Stifte der Kopfklammer, nimmt drei breit ausgezupfte Tupfer und drückt sie flach an Baxters Kopf. Um den Kopf legt er zwei längliche Tupfer. Mit der Linken die fünf Tupfer haltend, beginnt er, eine lange Mullbinde um

Baxters Kopf zu wickeln, den er dabei mit der Hüfte abstützt. Es ist weder technisch noch körperlich einfach, die beiden Drains zu umgehen und den Kopf nicht fallen zu lassen. Als der Kopfverband endlich fixiert ist, gehen alle im OP auf Baxter zu, das ganze Team – dies ist der Moment, in dem die Identität des Patienten wiederhergestellt wird, jener kleine gewaltsam geöffnete

Ausschnitt des Hirns wird wieder Teil der Person. Das Auswickeln des Patienten bedeutet die Rückkehr ins Leben, und wenn Henry es nicht schon viele hundert Mal zuvor gesehen hätte, fände er es beinahe zärtlich. Während Emily und Joan vorsichtig die OP-Tücher von Baxters Brust und Beinen ziehen, sorgt Rodney dafür, daß Schläuche, Röhrchen und Drains nicht verrutschen.

Gita entfernt die über die Augen des Patienten geklebten Pads. Jay nimmt Baxter die aufblasbare Wärmedecke von den Beinen. Henry bleibt am Ende des OP-Tisches und stützt den Kopf in die Hände. Der hilflose Körper in Krankenhauskleidung kommt zum Vorschein und wirkt klein auf dem OP-Tisch. Der meditativ abfallende Klangbogen der

Orchesterstreicher scheint allein Baxter zu gelten. Joan deckt ihn zu. Behutsam, damit der extradurale und der subgaleale Drain sich nicht verheddern, wird Baxter auf den Rücken gedreht. Rodney schiebt ein Hufeisenkopfkissen auf den Tisch, und Henry bettet Baxters Kopf darauf.

»Soll ich ihn über Nacht ruhigstellen?« fragt Jay.

»Nein«, antwortet Henry.

»Wecken wir ihn auf.«

Der Anästhesist wird Baxter – allein durch den Entzug der Narkose – dazu bringen, das Atmen wieder selbst zu übernehmen. Strauss beaufsichtigt den Übergang mit einem kleinen schwarzen Beutel in der Hand, dem Ambubeutel, durch den Baxters Atemluft strömt. Jay traut eher seinen Händen als der elektronischen Anzeigetafel

des Anästhesiegerätes. Perowne zieht die Latexhandschuhe aus und feuert sie quer durch den Raum in die Mülltonne. Getroffen – immer ein gutes Zeichen.

Er streift den Kittel ab, stopft ihn ebenfalls in den Mülleimer und geht dann, immer noch mit der Haube, über den Flur, um das Formular zu holen, in das er seine OP-Notizen eintragen

muß. Im Stationszimmer sieht er die zwei wartenden Polizisten und sagt ihnen, daß man Baxter in den nächsten zehn Minuten auf die Intensivstation verlegen wird. Als er zurückkommt, herrscht im OP eine andere Stimmung. Country- und Westernmusik – Jays Geschmack – statt Samuel Barber. Emmylou Harris singt ›Boulder to Birmingham‹. Während

Emily und Joan den OP aufräumen – nachts fällt diese öde Aufgabe den Schwestern zu –, plaudern sie über die Hochzeit einer Freundin. Die beiden Anästhesisten und Rodney Browne diskutieren über Zinsen und Tilgungsraten bei Hypotheken, während sie letzte Hand anlegen, damit der Patient auf die Intensivstation gebracht werden kann. Baxter liegt

friedlich auf dem Rücken und zeigt noch keine Anzeichen eines wiedererwachenden Bewußtseins. Henry schnappt sich einen Stuhl und füllt das Protokoll aus. In das Namensfeld trägt er ein »bekannt als Baxter«, unter Geburtsdatum »geschätztes Alter 25 plus/minus«. Alle übrigen Angaben zur Person muß er frei lassen.

»Ihr solltet Angebote einholen«, sagt Jay zu Gita

und Rodney. »Das ist ein Nachfragemarkt.«

»Sie hat ein Bräunungsspray genommen«, sagt Joan zu Emily, »weil sie wegen ihres Basalzellenkarzinoms nicht in die Sonne darf. Jetzt ist sie hellorange angelaufen, Gesicht, Hände, einfach alles. Und die Hochzeit ist am nächsten Samstag.«

Henry findet das Geplapper beruhigend, und

rasch schreibt er auf: »Ext./subdural, sup. sag. Sinus revidiert, Pt. Bauchlage, Kopf erhöht, verstiftet, Schnitt erweitert/geschlossen, offenen Knochendeckel abgeklappt…«

Während der letzten zwei Stunden war er wie in einem Traum versunken, der jedes Gespür für Zeit und jeden Gedanken an die übrigen Bereiche seines Lebens

ausgelöscht hat. Selbst das Bewußtsein der eigenen Existenz hatte er verloren. Er war reine Gegenwart, frei vom Gewicht der Vergangenheit und allen Ängsten um die Zukunft. Im nachhinein, doch niemals währenddessen, will es ihm wie reines Glück vorkommen. Ein bißchen ist es wie Sex, weil er sich wie in einem anderen Medium fühlt, wenn auch die Freuden

nicht so offenkundig und keineswegs sinnlicher Natur sind. Diese geistige Verfassung bringt eine Zufriedenheit mit sich, die er von keiner passiven Form der Unterhaltung kennt. Bücher, Kino, selbst Musik können nichts dergleichen bei ihm auslösen. Die Zusammenarbeit mit anderen spielt eine Rolle, gewiß, doch liegt es daran nicht allein. Eine solch wohltuende

Selbstvergessenheit scheint einen bestimmten Schwierigkeitsgrad vorauszusetzen, einen hohen Anspruch an Können und Konzentration, einen gewissen Druck, Probleme, die gelöst werden müssen, sogar Gefahr. Er fühlt sich ruhig, entgrenzt, zum Leben vollauf berechtigt. Eine Empfindung reiner Leere, tiefer, stummer Freude. Wenn er einmal vom

Liebesspiel und von Theos Song absieht, hat er sich an seinem freien Tag, diesem kostbaren Samstag, in keinem Moment besser als bei der Arbeit gefühlt. Irgendwas, sagt er sich, während er aufsteht, um den OP zu verlassen, stimmt nicht mit ihm.

Er fährt mit dem Fahrstuhl ein Stockwerk nach unten und geht über einen frisch

gebohnerten, dämmrigen Flur zur neurochirurgischen Station, meldet sich bei der Nachtschwester an, bleibt vor einem Vierbettzimmer stehen und blickt durch die Glasscheibe. Da über dem vordersten Bett ein Leselicht brennt, öffnet er leise die Tür und tritt ein. Sie hat sich aufgerichtet und schreibt in ein Tagebuch mit pinkfarbenem Plastikeinband. Als Henry

sich an ihr Bett setzt, sieht er, ehe sie das Buch zuschlagen kann, daß sie über jedem ›i‹ statt einen Punkt sorgsam ein Herz gemalt hat. Sie begrüßt ihn mit einem träumerischen Lächeln, seine Stimme ist kaum mehr als ein Flüstern:

»Kannst du nicht schlafen?«

»Ich habe eine Tablette geschluckt, aber die Gedanken lassen mir keine Ruhe.«

»Das kenne ich. Letzte Nacht ist es mir genauso gegangen. Ich kam gerade vorbei – da dachte ich, die Gelegenheit ist günstig, es dir selbst zu erzählen. Die Operation ist wirklich gut verlaufen.«

Ihre glatte, dunkle Haut, das runde, lächelnde Gesicht und der dicke Mullverband, den er gestern nachmittag um ihren Kopf gewickelt hat, geben ihr etwas Würdevolles.

Eine afrikanische Königin. Sie kuschelt sich ins Bett und zieht die Decke über die Schultern hoch wie ein Kind, das seine liebste Gutenachtgeschichte hören will. Sie drückt ihr Tagebuch an die Brust.

»Haben Sie alles rausgeholt, wie Sie gesagt haben?«

»Problemlos, wie im Traum. Alles rausgeholt, selbst noch das letzte

bißchen.«

»Welches Wort haben Sie noch mal benutzt, um zu sagen, wie's wird?«

Er ist fasziniert. Die Veränderung in ihrem Benehmen, die mitteilsame Herzlichkeit, der Verzicht auf den harten Straßenslang, das kann nicht bloß an den Medikamenten oder ihrer Müdigkeit liegen. Doch die Stelle, an der er operiert hat, die Kleinhirnrinde, hat keine

Auswirkung auf emotionale Funktionen.

»Prognose«, sagt er.

»Richtig. Also, Doktor, wie lautet die Prognose?«

»Könnte nicht besser sein. Deine Aussichten auf eine vollständige Heilung liegen bei hundert Prozent.«

Sie kuschelt sich noch tiefer unter die Bettdecke. »Ich mag das, wenn Sie das sagen. Noch mal.«

Er tut ihr den Gefallen und

läßt seine Stimme so amtlich und sonor wie möglich klingen. Was immer sich auch in Andreas Leben geändert hat, sie wird es in ihrem Tagebuch festgehalten haben. Er klopft mit einem Finger darauf.

»Worüber schreibst du denn so?«

»Das ist ein Geheimnis«, sagt sie rasch. Doch ihre Augen leuchten, und der Mund öffnet sich, als möchte

sie sich ihm anvertrauen. Dann ändert sie ihre Meinung, preßt die Lippen fest aufeinander und schaut mit schelmischem Blick an die Decke. Sie platzt beinahe vor Aufregung.

Er sagt: »Ich kann Geheimnisse wirklich gut für mich behalten. Das muß man als Arzt.«

»Sie werden es keinem verraten? Bestimmt nicht? Schwören Sie es feierlich bei

der Bibel?«

»Ich verspreche, niemandem ein Wort zu sagen.«

»Es geht um folgendes. Ich habe mich entschieden. Okay? Ich werde Ärztin.«

»Phantastisch.«

»Eine Chirurgin. Eine Hirnchirurgin.«

»Noch besser, aber gewöhn dir schon mal an, dich Neurochirurgin zu nennen.«

»Also gut, eine

Neurochirurgin. Alle Mann aufgepaßt! Ich werde eine Neurochirurgin!«

Niemand wird je zählen können, wie viele echte oder erträumte medizinische Karrieren in der Kindheit in post-operativer Benommenheit angefangen haben. Im Laufe der Jahre hat schon manches Kind Henry Perowne auf seinen Visiten so ein Vorhaben anvertraut, doch noch keines war von

solch brennendem Ehrgeiz erfüllt wie Andrea Chapman. Sie ist zu aufgeregt, um unter der Decke liegenbleiben zu können, schüttelt sie ab, pflanzt die Ellbogen auf die Matratze und stützt, so gut sie dies trotz der Drains vermag, den Kopf in die Hände. Ihr Blick ist gesenkt, und sie denkt sorgfältig nach, ehe sie die nächste Frage stellt.

»Haben Sie gerade

operiert?«

»Ja, ein Mann ist die Treppe hinabgefallen und hat sich den Kopf aufgeschlagen.«

Doch der Patient interessiert sie nicht. »War Dr. Browne dabei?«

»Ja, war er.«

Endlich. Sie sieht mit flehentlicher Ehrlichkeit zu Henry auf. Das Herz ihres Geheimnisses liegt offen zutage.

»Ist er nicht ein wunderbarer Arzt?«

»Oh, er ist sehr gut. Der beste. Gefällt er dir?«

Sie bringt kein Wort heraus und nickt nur. Er läßt ihr eine ganze Weile Zeit.

»Du bist in ihn verliebt.«

Beim Klang dieses geheiligten Wortes zuckt sie zusammen, dann prüft sie rasch, ob er sich über sie lustig macht. Ihr Blick trifft auf ein undurchdringlich

ernstes Gesicht.

Behutsam fragt er nach: »Glaubst du nicht, daß er ein bißchen alt für dich ist?«

»Ich bin vierzehn«, protestiert sie. »Rodney ist einunddreißig. Aber das Problem ist…«

Jetzt setzt sie sich auf, drückt ihr pinkfarbenes Buch noch immer an sich, überglücklich, endlich über das einzig wichtige Thema reden zu können.

»…daß er herkommt und da sitzt, wo Sie jetzt sitzen, und mir erzählt, daß ich das mit dem Lernen ernster nehmen muß, wenn ich Ärztin werden will, und daß ich aufhören soll, in Discos zu gehen und so, dabei merkt er gar nicht, was zwischen uns passiert. Das läuft völlig ohne ihn ab. Er hat keinen Schimmer! Ich meine, er ist älter als ich, er ist dieser bedeutende Chirurg und all

das, aber er ist so *unschuldig*!«

Sie umreißt ihre Pläne. Sowie sie Oberärztin geworden ist – in etwa fünfundzwanzig Jahren, so Henrys heimliche Hochrechnung –, fährt sie zu Rodney nach Guyana, um ihm bei der Leitung seiner Klink zu helfen. Nach weiteren fünf Minuten über Rodney steht Perowne auf, um zu gehen. Als er an der

Tür steht, sagt sie: »Wissen Sie noch, wie Sie gesagt haben, daß Sie ein Video von meiner Operation machen wollen?«

»Ja.«

»Darf ich das jetzt sehen?«

»Ich denk schon. Aber möchtest du das wirklich?«

»Mein Gott, ich will doch Neurochirurgin werden, schon vergessen? Also muß ich es mir einfach anschauen. Ich will direkt in meinen

Kopf sehen. Und dann muß ich es Rodney zeigen.«

Auf dem Weg nach draußen sagt Perowne der Schwester, daß Andrea wach und guter Dinge ist, dann fährt er mit dem Fahrstuhl erneut in den dritten Stock und folgt dem langen Flur, der hinter dem neurochirurgischen Operationssaal verläuft und ihn zur Intensivstation zurückbringt. In sanftem

Dämmerlicht geht er über die breite Bettenavenue mit ihren wachsamen Maschinen und blinkenden bunten Lichtern. Leuchtreklame in verlassenen Straßen fällt ihm ein – der große Raum strahlt die zerbrechliche Stille einer Stadt kurz vor Tagesanbruch aus. Im Stationszimmer sitzt Brian Reid, der diensthabende Krankenpfleger, ein Schotte, und füllt eifrig irgendwelche

Formulare aus. Von ihm erfährt er, daß Baxters Werte stabil sind, daß er zu sich gekommen ist und jetzt vor sich hin döst. Reid nickt vielsagend zu den beiden Polizisten hinüber, die sich in der Nähe von Baxters Bett im dunklen Hintergrund halten. Perowne wollte nach Hause gehen, sobald er sich davon überzeugt hatte, daß der Gesundheitszustand seines Patienten stabil ist, doch als

er das Stationszimmer verläßt, ertappt er sich dabei, wie er den Saal durchquert. Kaum sehen die gelangweilt vor sich hindösenden Beamten Henry näher kommen, stehen sie auf, um ihm höflich zu versichern, daß sie auf dem Flur warten werden.

Baxter liegt auf dem Rücken und atmet problemlos durch die Nase, Arme eng an die Seiten

gepreßt, sämtliche Geräte angeschlossen. Perowne fällt auf, daß seine Hände nicht mehr zittern. Schlaf, die einzige Zeit der Gnade. Schlaf und Tod. Anders als bei Andrea verleiht ihm der Kopfverband nichts Würdevolles. Mit den kräftigen Bartstoppeln und den dunklen Rändern unter den Augen sieht er wie ein Boxer aus, den ein mächtiger Hieb niedergestreckt hat,

oder wie ein erschöpfter Chefkoch, der zwischen den Schichten ein Nickerchen in der Vorratskammer macht. Im Schlaf hat sich sein Kiefer entspannt, wodurch sich der Eindruck eines Affenmauls verringert. Außerdem ist die Stirn nicht länger vor Empörung über die schändliche Ungerechtigkeit seines Zustandes gerunzelt, und diese Glätte verleiht ihm eine

gewisse Abgeklärtheit.

Perowne holt sich einen Stuhl und setzt sich. Eine Patientin am anderen Ende ruft etwas, vielleicht im Schlaf, ein schriller, dreimal wiederholter Aufschrei des Erstaunens. Ohne sich umzudrehen, spürt er, daß der Pfleger zu ihr eilt. Perowne schaut auf die Uhr. Halb vier. Er weiß, er sollte sich auf den Weg machen, sollte nicht auf dem Stuhl einschlafen. Doch

da er schon mal hier sitzt, fast wie durch Zufall, wird er einen Moment bleiben, und er wird nicht dösen, weil ihn zuviel beschäftigt, zu viele widersprüchliche Impulse. Seine Gedanken sind verschlungen, schlangenhaft, getrieben von derselben wellenförmigen Kraft, die den langen Saal wie ein Ribbeln durchläuft, selbst den Boden unter seinem Stuhl. Seine Gefühle sind wie

das Licht – wellenförmig, so hieß es früher im Physikunterricht. Er muß bleiben und sie wie gewohnt in ihre Komponenten zerlegen, in ihre Quanten, und sämtliche distalen und proximalen Gründe ausbreiten, erst dann wird er wissen, was er tun soll, was das richtige ist. Er greift nach Baxters Handgelenk und tastet nach dem Puls. Das ist eigentlich unnötig, da er vom

Monitor in leuchtend blauen Ziffern abzulesen ist – fünfundsechzig Schläge pro Minute. Er tut es, weil er es tun will. Es gehörte zu dem ersten, was er als Student gelernt hat. Ein simpler, primitiver Kontakt, der den Patienten beruhigt, solange er mit unzweifelhafter Autorität durchgeführt wird. Zähle die Schläge, diese leisen Schritte, fünfzehn Sekunden lang, dann mit vier

multiplizieren. Der Pfleger ist immer noch am anderen Ende beschäftigt. Die Beamten auf dem Flur sind durch ein Fenster in den Schwingtüren gerade noch zu sehen. Es vergeht mehr als eine Viertelminute. Und er hält weiter Baxters Hand, während er versucht, seine Gedanken zu ordnen und zu überlegen, was zu tun ist.

Rosalind hat im

Schlafzimmer die Lampe neben dem Sofa angelassen, gleich unter dem Spiegel, und so heruntergedimmt, daß sie weniger Licht gibt als eine Kerze. Eingerollt liegt seine Frau auf ihrer Seite, die Decke am Bauch zusammengeknüllt, die Kissen über den Boden verstreut – sichere Anzeichen ihres unruhigen Schlafs. Er wartet ein, zwei Minuten lang am Fußende ab, ob er sie

beim Hereinkommen geweckt hat. Sie sieht jung aus – das Haar fällt ihr ins Gesicht, was ihr etwas Unbekümmertes, Zügelloses verleiht. Er geht ins Bad und zieht sich im Halbdunkel aus, weil er sich nicht im Spiegel sehen will – der Anblick seines hageren Gesichtes könnte ihn über das Alter sinnieren lassen, und das wäre Gift für seinen Schlaf. Er duscht sich, um den

Schweiß der Konzentration und alle Krankenhausspuren abzuwaschen – stellt sich vor, wie sich feiner Knochenstaub aus Baxters Schädel in den Poren seiner Stirn gesammelt hat –, und seift sich gründlich ein. Beim Abtrocknen fällt ihm selbst bei diesem spärlichen Licht auf, daß der blaue Fleck auf seiner Brust noch sichtbar ist und sogar größer geworden zu sein scheint, etwa wie ein

Fleck auf einem Tuch. Allerdings tut er nicht mehr weh, wenn er darüberstreicht. Fast kommt es ihm jetzt wie eine ferne Erinnerung vor, so als wäre es Monate her, daß er den Schlag erhielt und die heftige Schockwelle durch seinen Körper fuhr. Eher beleidigend als schmerzhaft. Vielleicht sollte er doch Licht machen und sich den Fleck genauer ansehen.

Doch er geht in ein

Handtuch gehüllt ins Schlafzimmer und knipst die Lampe aus. Ein Fensterladen steht zwei Zentimeter weit offen und läßt einen hellen, aber sanften, diffusen Lichtstrahl auf den Boden und die gegenüberliegende Wand fallen. Er macht sich nicht die Mühe, den Fensterladen zu schließen – totale Dunkelheit, die völlige Blockade aller Sinneswahrnehmungen,

könnte seine Gedanken wieder kreisen lassen. Besser, etwas anstarren und hoffen, daß ihm die Lider schwer werden. Schon will sich seine Müdigkeit verflüchtigen, wird unzuverlässig, wie ein Schmerz, der kommt und geht. Er muß sie verhätscheln, das Nachdenken um jeden Preis vermeiden. Er zögert, wie er da an seiner Bettseite steht;

das Licht reicht aus, um zu erkennen, daß Rosalind die ganze Decke in Beschlag genommen, sie zerknäult und an ihre Brust gedrückt hat. Zieht er sie ihr fort, wird sie wach, aber um ohne Decke zu schlafen, ist es zu kalt. Er holt sich zum Zudecken zwei dicke Morgenmäntel aus dem Bad. Irgendwann dreht sie sich schon um, und dann nimmt er sich seinen Teil.

Doch als er sich ins Bett

legt, streicht sie mit einer Hand über seinen Arm und flüstert: »Ich habe immer wieder geträumt, daß du es bist. Und jetzt bist du es wirklich.«

Sie hebt die Decke und läßt ihn in das Wärmezelt ein. Ihre Haut ist heiß, seine kühl. Sie liegen Seite an Seite, Gesicht an Gesicht. Er kann sie kaum sehen, nur ihre Augen sind zwei helle Punkte, die den weißen

Lichtstrahl an der Wand hinter ihm widerspiegeln. Er legt die Arme um sie und küßt ihren Kopf, als sie sich enger an ihn schmiegt.

»Du riechst gut«, sagt sie.

Er bedankt sich mit einem undeutlichen Grunzen. Dann sind sie still, während sie die Möglichkeit erkunden, ob diese Nacht wie eine ihrer vielen Nächte sein kann, in denen sie gestört werden und später einander umarmend

einschlafen. Doch vielleicht warten sie auch nur darauf, anfangen zu können.

Nach einer Weile sagt Henry ruhig: »Erzähl mir, wie du dich fühlst.« Und während er sie darum bittet, legt er ihr eine Hand ins Kreuz.

Sie stöhnt hörbar auf. Er stellt eine schwierige Frage. »Wütend«, bricht es endlich heraus. Doch weil sie flüstert, klingt es nicht recht

überzeugend. Dann setzt sie hinzu: »Und ich hab immer noch Angst vor ihnen.«

Als er sie damit beruhigen will, daß sie nie wieder zurückkommen werden, fällt sie ihm ins Wort: »Nein, ich meine, ich hab so ein Gefühl, als ob sie noch im Zimmer sein würden. Als ob sie immer noch da wären. Ich hab einfach noch Angst.«

Er spürt, wie ihre Beine zu zittern beginnen, zieht sie

näher zu sich heran und küßt ihr Gesicht. »Liebling«, murmelt er.

»Tut mir leid. Ich hatte diese Zitteranfälle schon, als ich ins Bett ging. Dann haben sie sich etwas gelegt. Mein Gott, ich will, daß das aufhört.«

Er greift nach unten und legt die Hände auf ihre Beine – das Zittern geht offenbar in kurzen, trockenen Spasmen von ihren Knien aus, als

knirschten die Knochen in ihren Gelenken.

»Du hast einen Schock«, sagt er und massiert ihr die Beine.

»O mein Gott«, sagt sie immer wieder, sonst nichts.

Minuten vergehen, ehe das Zittern verklingt; er hält sie, wiegt sie in seinen Armen und sagt ihr, daß er sie liebt.

Als sie sich schließlich wieder beruhigt hat, fährt sie mit ihrer ruhig bleibenden,

vertrauten Stimme fort: »Gleichzeitig bin ich wütend. Ich will, daß er bestraft wird, ich komme nicht dagegen an. Ich hasse ihn, er soll sterben. Du hast mich gefragt, was ich fühle, nicht, was ich denke. Dieser gemeine, widerliche Kerl, wie konnte er John das nur antun? Wie konnte er Daisy zwingen, sich auszuziehen, mich mit dem Messer bedrohen und dann dich, damit du nach oben

gehst? Ich dachte, ich sehe dich vielleicht nie mehr lebend wieder…«

Sie bricht ab, und er wartet. Als sie weiterredet, klingt sie entschlossener. Wieder liegen sie Gesicht an Gesicht, er hält ihre Hand, streicht mit dem Daumen über ihre Finger.

»Als ich an der Tür mit dir geredet habe, über Rache meine ich, da hatte ich vor meinen eignen Gefühlen

Angst. Ich dachte, an deiner Stelle würde ich ihm was Schlimmes antun. Und ich hatte Sorgen, du könntest das gleiche denken und in ernste Schwierigkeiten geraten.«

Es gibt so vieles, was er ihr sagen, worüber er mit ihr reden möchte, aber dies ist nicht der richtige Zeitpunkt. Er weiß, sie kann ihm jetzt die Antwort nicht geben, die er sich wünscht. Also wird er bis morgen warten, bevor die

Polizei kommt, dann ist sie vielleicht nicht mehr so aufgeregt.

Mit den Fingerspitzen ertastet sie seine Lippen und küßt ihn. »Wie lief die Operation?«

»Ganz gut. Eigentlich nur Routine. Er hat viel Blut verloren, aber wir konnten ihn wieder zusammenflicken. Rodney war gar nicht schlecht, hätte allein aber vielleicht Probleme gehabt.«

»Also überlebt dieser Kerl, dieser Baxter, und kann angeklagt werden.«

Außer einem halbherzigen, vage zustimmenden Brummen durch die Nase gibt Henry keine Antwort. Er sollte sich überlegen, wann er das Thema anschneiden will; Sonntagmorgen, Kaffee in großen weißen Tassen, der Wintergarten in strahlendhellem Sonnenlicht, die Zeitungen, über die sie

schimpfen und die sie doch lesen; während er nach ihrer Hand greift, blickt sie auf, und er sieht in ihrem Gesicht diese ruhige Intelligenz, hellwach, bereit, ihm zu verzeihen. Er schlägt im Dunkeln die Augen auf und merkt, daß er geschlafen hat, wahrscheinlich nur wenige Sekunden.

Rosalind sagt: »Er war schrecklich betrunken, gefühlsduselig, das Übliche

eben. Gar nicht so einfach, ihn nach all dem auch noch zu ertragen. Aber die Kinder waren phantastisch. Sie haben ihn in ein Taxi verfrachtet, und der Hotelarzt hat sich um seine Nase gekümmert.«

Henry hat das flüchtige Gefühl, durch die Nacht zu reisen. Einmal ist er mit Rosalind in einem Schlafwagen von Marseille nach Paris gefahren.

Zusammengepfercht lagen sie auf dem oberen Bett auf dem Bauch, sahen das schlafende Frankreich vorüberziehen und redeten bis in den frühen Morgen miteinander. Heute nacht ist das Gespräch selbst die Reise.

In seinem wohligen, fast schwebenden Zustand hat er nur warmes Mitgefühl für seinen Schwiegervater übrig. »Er hat sich prächtig

gehalten«, sagt er. »Die konnten ihm keine Angst machen. Und er hat Daisy gesagt, was sie lesen soll.«

»Stimmt, er war tapfer«, gibt sie ihm recht. »Aber du warst einfach unglaublich. Gleich von Anfang an habe ich gemerkt, wie du kalkulierst und Pläne machst. Und ich habe gesehen, daß du Theo diesen Blick zugeworfen hast.«

Er nimmt ihre Hand, küßt

ihre Finger. »Keiner von uns hat durchgemacht, was du durchmachen mußtest. Du warst phantastisch.«

»Daisy hat mir Halt gegeben und soviel Kraft ausgestrahlt…«

»Aber Theo auch, als der die Treppe heraufgejagt kam…«

Einige Minuten lang verwandeln sich die Ereignisse des Abends in ein buntes Abenteuer, ein Drama

starker Naturen, innerer Kraftquellen, unvermuteter neuer Charaktereigenschaften, die unter Druck zum Vorschein kamen. Früher haben sie so geredet, wenn die Familie gemeinsam Berge in den schottischen West Highlands bestiegen hat – irgendwas lief immer schief, jedoch auf interessante, lustige Weise. Plötzlich sind sie munter, überschlagen sich mit Lob,

und weil es ihnen so vertraut ist und weniger absurd klingt, als wenn sie jeder den anderen preisen würden, schwärmen sie von ihren Kindern. In den vergangenen beiden Jahrzehnten haben Henry und Rosalind viele Stunden damit verbracht, sich allein über die Kinder zu unterhalten. Ihre jüngsten Taten leuchten im Dunkeln – wie Theo ihn am Revers gepackt, wie Daisy ihm

direkt in die Augen geschaut hat. Was waren sie doch für wunderbare Kinder, einfach erstaunlich, und was für ein Glück, ihre Eltern zu sein. Aber die Begeisterung kann nicht vorhalten, allmählich klingen ihre Worte in den eigenen Ohren hohl und unwirklich; sie verstummen. Sie können Baxter nicht länger ausweichen, der Gestalt im Zentrum ihrer Qual – grausam, schwach,

bedeutungslos, und doch müssen sie sich mit ihm auseinandersetzen.
Außerdem reden sie über Daisy, sprechen aber die Schwangerschaft nicht an. Sie sind noch nicht soweit, stehen jedoch kurz davor.

Nach einer Weile sagt Henry: »Das Problem ist doch folgendes: Sein Verstand läßt nach, und er dachte, er kommt her, um eine Rechnung zu begleichen.

Wer weiß, was ihn für unheimliche, unbeherrschbare Gefühle getrieben haben.« Dann beginnt er, ihr in allen Einzelheiten die Begegnung auf der University Street zu beschreiben, und vergißt nichts, was in seinen Augen wichtig sein könnte – den Polizisten, der ihn weiterwinkt, die Demonstranten in der Gower Street und die

Begräbnistrommeln, seine eigene Kampfeslust vor der Konfrontation. Während er redet, liegt ihre Hand auf seiner Wange. Sie könnten Licht machen, aber sie finden sie tröstlich, diese intime, vertrauensvolle Dunkelheit, das ungeschlechtliche, kindliche Kuscheln und dieses Reden bis tief in die Nacht. Daisy und Theo haben es getan, im obersten Stock, mit Freunden, die über Nacht

blieben – kleine Stimmen, die morgens um drei Uhr noch murmelten und von Schlaf überwältigt wurden, um dann tapfer wieder anzusetzen. Als Henry zehn Jahre alt war, blieb eine um ein Jahr jüngere Kusine einen Monat lang bei ihnen, weil ihre Mutter im Krankenhaus lag. Da in seinem Zimmer ein Doppelbett stand und sonst kein Platz war, kam sie zu ihm. Henry und seine

Kusine zeigten sich tagsüber die kalte Schulter – Mona war pummelig, hatte dicke Brillengläser, ihr fehlte ein Finger, vor allem aber war sie ein Mädchen –, doch am ersten Abend begann eine körperlose Flüsterstimme aus einem warmen Deckenhügel auf der anderen Bettseite heraus am Epos eines Schulausflugs in eine Süßwarenfabrik zu weben, Schokoladetafeln, die eine

Schütte hinabschossen, und die Maschine, die sich so schnell drehte, daß man sie nicht mehr sah, dann die rasche, schmerzlose Verstümmelung, das »wie mit einem Staubwedel versprühte Blut«, das die Jacke der Lehrerin rot färbte, Freunde, die ohnmächtig wurden, und ein Vorarbeiter, der auf Händen und Knien unter der Maschine nach dem »fehlenden Teil« suchte. So

fasziniert, wie Henry war, hatte er doch nur ein aufgestochenes Furunkel anzubieten, aber Mona ließ es großmütig gelten, und damit begann die Reise in der Zeitkapsel; ihre kurzen Leben und etwas Phantasie reichten aus, sie für die Nacht und bis zum Sommermorgen mit gräßlichen Anekdoten zu versorgen und auch mit anderen Themen für andere

Nächte.

Nachdem er ihr alles über den Zusammenstoß erzählt hat, sagt Rosalind: »Natürlich war das kein Mißbrauch deiner Autorität. Sie hätten dich umbringen können.«

Er wollte nicht, daß sie zu diesem Schluß kommt, er hatte sie in eine andere Richtung zu lenken versucht. Er will aufs neue ansetzen, aber sie beginnt eine eigene

Geschichte. So ist es nun mal mit diesen nächtlichen Reisen – die Schritte, die Sequenzen halten sich an keine logische Abfolge.

»Als ich heute abend auf dich gewartet habe, wollte ich kurz vor dem Einschlafen ausrechnen, wie lange er mir das Messer an den Hals gehalten hat. Im nachhinein kommt es mir vor, als wäre überhaupt keine Zeit vergangen – nicht, daß es mir

kurz vorkam. Es war keine Zeit, keine meßbare Zeit, keine Minute oder Stunde. Nur eine Tatsache…«

Während sie sich erinnert, kommt das Zittern zurück, doch schwächer diesmal, dann klingt es ab. Er umklammert ihre Hand.

»Ich habe mich gefragt, ob es daran lag, daß ich nur eine einzige Sache gefühlt habe, nur die reine Angst, keine Veränderung, kein

Empfinden für das Vergehen von Zeit. Aber das war es nicht. Ich habe was anderes gespürt.«

Sie schweigt lang. Da er ihre Miene nicht lesen kann, hält er sich zurück, fragt dann aber schließlich doch: »Was denn?«

Ihre Stimme klingt eher nachdenklich als gequält. »Dich. Du warst da. Ich habe mich nur einmal zuvor so verängstigt und hilflos

gefühlt, und das war vor meiner Operation, als ich noch glaubte, ich könnte blind werden. Da hast du mich begleitet, um mit mir zu warten. Du warst so linkisch und ernst. Die Ärmel deines weißen Kittels gingen dir kaum über die Ellbogen. Ich habe immer gesagt, daß ich mich damals in dich verliebt habe. Ich glaube, das stimmt auch. Manchmal frage ich mich, ob ich das nur

erfunden habe und ob es nicht später passiert ist. Heute abend dann eine noch größere Angst, und du warst wieder da, hast versucht, mir mit deinen Blicken etwas zu sagen. Immer noch da. Nach all den Jahren. Daran habe ich mich gehalten. An dich.«

Er spürt, wie ihre Finger über sein Gesicht streichen, dann küßt sie ihn. Nicht mehr so ganz wie Kinder, ihre Zungen berühren sich.

»Aber es war Daisy, die dir zu Hilfe gekommen ist. Sie hat mit diesem Gedicht einen Stimmungsumschwung bewirkt. Arnold wer?«

»Matthew Arnold.«

Er erinnert sich an ihre Gestalt, den blassen Körper, die feste Rundung, die seinen Enkel barg, schon mit eigenem Herz, eigenem Nervensystem, einem wachsenden, stecknadelkopfgroßen Hirn –

dazu kann sich unbeaufsichtigte Materie in der völligen Finsternis des Leibes entwickeln.

Rosalind versteht die Bedeutung seines Schweigens und sagt: »Ich habe noch mal mit ihr geredet. Sie ist verliebt, sie ist aufgeregt, sie will das Baby. Wir müssen auf ihrer Seite sein, Henry.«

»Bin ich«, sagt er. »Sind wir.«

Seine Augen sind geschlossen, doch er hört Rosalind aufmerksam zu. Das Leben des Babys nimmt Gestalt an – ein Jahr in Paris mit den entzückten Eltern, dann nach London, wo dem Vater eine gute Stellung in einer wichtigen Ausgrabung angeboten wurde – eine römische Villa im Osten der City. Vielleicht ziehen sie eine Weile zu ihnen, und sie wohnen gemeinsam am

Fitzroy Square. Henry murmelt zustimmend, er ist froh – das Haus ist weitläufig, sechshundertfünfzig Quadratmeter, es braucht wieder den Klang einer Kinderstimme. Er spürt seinen Körper, groß wie ein Kontinent, der sich von ihm aus über das Bett erstreckt – er ist ein König, er ist riesig, gastfreundlich, immun, er stimmt jedem Vorhaben zu,

das Güte und Herzenswärme verlangt. Soll das Baby seine ersten Schritte hier machen, seine ersten Sätze in diesem Palast sprechen. Daisy will ihr Baby, dann mag es auf die bestmögliche Weise geschehen. Sollte sie je Dichterin werden, wird sie auch daraus Gedichte machen – das Thema ist gewiß ebenso gut wie eine Reihe von Liebhabern. Er kann den Kopf nicht bewegen, kann

kaum die Hand heben, um Rosalinds Hand zu streicheln, während sie die Zukunft vor ihm ausbreitet, die familiären Veränderungen – er folgt ihr aufmerksam, genießt ihre zufriedene Stimme. Der erste Schock ist vorüber. Sie kommt wieder zurecht. Und Theo hat auch von seinen Plänen erzählt, will für fünfzehn Monate nach New York gehen, ein Engagement für New Blue Rider, um in

einem Club im East Village aufzutreten. Es muß sein, Theos Musik braucht das, und sie werden dafür sorgen, daß es klappt, werden ihm helfen, eine Wohnung zu finden, werden ihn besuchen. Der König gibt brummelnd seine Zustimmung.

Das Jaulen eines Krankenwagens, der südwärts über den Platz fährt und in die Charlotte Street einbiegt, läßt ihn wieder wach werden.

Er stützt sich auf einem Ellbogen auf und rückt näher heran, bis sein Gesicht über ihrem schwebt.

»Wir sollten schlafen.«

»Ja. Die Polizei hat gesagt, sie kommt um zehn.«

Doch als sie aufhören, sich zu küssen, sagt er: »Faß mich an.«

Kaum durchfährt ihn das herrliche Gefühl, hört er sie flüstern: »Sag mir, daß du mir gehörst.«

»Ich gehöre dir. Ganz allein nur dir.«

»Streichle meine Brüste. Mit deiner Zunge.«

»Ich will dich, Rosalind.«

Und so geht für ihn der Tag zu Ende. Der Moment ist heftiger, durchdringender als der träge, zärtliche Beginn des Samstags, ihre Bewegungen sind rascher, gieriger, eher drängend als froh – beinahe, als kehrten sie aus dem Exil zurück,

kämen aus langer Haft frei, um sich mit lärmendem Appetit und rauhen Manieren an einem Festmahl gütlich zu tun. Sie können ihrem Glück nicht ganz trauen, wollen so viel, wie sie in dieser kurzen Zeit bekommen können. Sie wissen auch, daß am Ende, wenn sie einander wieder in Besitz genommen haben, die Aussicht auf Vergessen wartet.

Einmal flüstert sie ihm zu:

»Mein Liebling. Wir hätten getötet werden können, aber wir leben.«

Sie leben für die Liebe auf, doch nur kurz. Das Ende kommt als plötzlicher Sturz, so intensiv in seiner Lust, daß es nur mit Qualen zu ertragen ist, unerträglich tief berührend, fast, als würden Nervenenden bloßgelegt und sauber abgezogen. Hinterher lösen sie sich nicht sofort voneinander. Reglos liegen

sie im Dunkeln, spüren, wie die Herzschläge sich verlangsamen. Henry fühlt die Erschöpfung, und die plötzliche Klarheit sexueller Entspannung gerinnt zu einer einzigen Tatsache, trocken und flach wie die Wüste. Er muß sie jetzt durchqueren, allein, doch das macht nichts. Schließlich sagen sie sich nur mit einem Händedruck gute Nacht – für Küsse sind sie zu wund –, dann dreht Rosalind

sich auf die Seite und schläft binnen wenigen Augenblicken tief und fest.

Noch wartet das Vergessen nicht auf Henry Perowne – vielleicht ist er so übermüdet, daß es ihm den Schlaf raubt. Er liegt auf dem Rücken, wartet geduldig, den Kopf dem hellen Lichtstreif zugewandt, und spürt einen unangenehmen Druck auf der Blase. Nach einigen Minuten

steht er auf, nimmt einen Morgenmantel vom Boden und geht ins Bad. Der Marmorboden ist eiskalt, die offenen Vorhänge vor den hohen Nordfenstern geben den Blick auf ein paar Sterne an einem Himmel mit orangen Wolkenfetzen frei. Es ist Viertel nach fünf, und von der Euston Road dringt bereits das Rauschen des Verkehrs herüber. Nachdem er sich erleichtert hat, beugt

er sich über das Waschbecken, dreht den Kaltwasserhahn auf und nimmt einen kräftigen Schluck. Kaum kommt er wieder ins Schlafzimmer, hört er das ferne Grollen eines Flugzeugs, vermutlich die erste Maschine der morgendlichen Rush-hour in Heathrow, und vom Geräusch angezogen, geht er an das Fenster, an dem er schon einmal gestanden hat, und

stößt die Fensterläden auf. Lieber steht er hier ein paar Minuten und sieht hinaus, als daß er still im Bett liegt und den Schlaf herbeizuzwingen versucht. Leise schiebt er das Fenster hoch. Die Luft ist diesmal wärmer, doch zittert er trotzdem. Auch das Licht ist weicher, die Konturen auf dem Platz, vor allem die Äste der Platanen im Park, sind nicht mehr klar umrissen, sie scheinen ineinander zu

verschmelzen. Wie kommt es nur, daß bei niedrigen Temperaturen alle Konturen schärfer sind?

Die Bänke haben ihr erwartungsvolles Aussehen verloren, die Abfalleimer wurden geleert, das Pflaster gefegt. Offenbar ist am Abend die energische Mannschaft in ihren gelben Jacken durchgekommen. Henry versucht, die in der Ordnung liegende Ruhe zu

finden, und erinnert sich an den Platz in seinen besten Momenten – Mittagszeit, wochentags, bei warmem Wetter, wenn die Angestellten der umliegenden Betriebe, der Werbefirmen und Designbüros ihre Sandwiches und Salatdosen auspacken und die Parktore geöffnet werden. In stillen Gruppen räkeln sich Männer und Frauen aller Hautfarben auf

dem Gras, meist um die Zwanzig, Dreißig, selbstbewußt, fröhlich, nicht unterdrückt, fit durch private Fitnessstudios, in ihrer Stadt daheim. So vieles trennt sie von den heruntergekommenen Gestalten, die die Parkbänke aufsuchen. Allein an der Arbeit liegt es nicht. Das ist nicht nur eine Frage von Chancen und Klassenverhältnissen – die

Säufer und Junkies kommen aus allen Schichten, ebenso wie die Büroleute. Manche der schlimmsten Wracks gingen auf Privatschulen. Perowne, von Berufs wegen gewohnt, alles weitmöglichst zu reduzieren, denkt unwillkürlich, daß es an unsichtbaren Falten und Verwerfungen des Charakters liegt, in Codes geschrieben, auf molekularer Ebene definiert. Die Sorte Mensch

leidet unter einem kläglichen Geschick, die ihren Lebensunterhalt nicht verdient, dem Alkohol nicht widersteht oder sich heute nicht mehr daran erinnern kann, wozu sie sich gestern entschlossen hat. Keine soziale Gerechtigkeit, und gäbe es sie noch so reichlich, vermag diese entkräftete Armee zu heilen oder zu vertreiben, die in jeder Stadt die öffentlichen Plätze

heimsucht. Was also tun? Henry zieht den Bademantel enger um sich. Man muß Pech erkennen, wenn man es sieht, muß nach diesen Leuten Ausschau halten. Manche kann man von ihrer Sucht befreien, andere – denen kann man es nur irgendwie leichter machen, kann ihr Elend nur lindern.

Irgendwie! Er ist kein Gesellschaftstheoretiker, und natürlich denkt er an Baxter,

an diesen unlösbaren Knoten von Problemen. Vielleicht ist es der Gedanke an ihn, der Henry zittern läßt, vielleicht ist es aber auch ein körperliches Zeichen seiner Erschöpfung – er muß sich mit der Hand am Fenstersims abstützen. Ihm ist, als würde er sich auf einem Riesenrad drehen, als wäre er auf dem London Eye am Südufer der Themse, knapp vor dem höchsten Punkt – hellsichtig

hängt er dort oben, ehe es wieder nach unten geht, und kann in aller Ruhe nach vorne schauen. Vielleicht, so stellt er sich vor, liegt es auch an der Ostdrehung der Erde, die ihn mit stattlichen tausend Meilen die Stunde dem Morgenlicht entgegenträgt. Wenn der Schlaf und nicht die Uhr den Tag einteilt, dann ist für ihn noch Samstag, ein Tag, der unter ihm fortfällt, tief wie

ein Leben. Und von hier aus, vom höchsten Punkt, hat er, ehe der Abstieg beginnt, einen weiten Blick. Sonntag klingt nicht so vielversprechend und aufregend wie der vorige Tag. Der Platz unter ihm, still und verlassen, gibt keinen Hinweis auf die Zukunft preis. Doch von hier oben kann er Dinge erkennen, die unweigerlich geschehen müssen. Bald wird die Zeit

seiner Mutter gekommen sein, das Heim wird ihm eine Nachricht schicken, oder man wird ihn holen, und er wird mit seiner Familie in ihrem winzigen, mit all dem Zierat vollgestopften Zimmer an ihrem Bett sitzen, wird starken braunen Tee trinken und sehen, was von ihr geblieben ist, die Hülle der alten Wettkampfschwimmerin, die in die Kissen sinkt. Bei dem

Gedanken spürt er jetzt nichts, aber der Kummer wird ihn überwältigen, er weiß es, denn es ist schon einmal geschehen.

Es kam in ihrem Siechtum der Zeitpunkt, da mußte er sie aus dem Haus holen, dem Haus ihrer Familie, in dem er aufgewachsen war, um sie ins Pflegeheim zu geben. Die Krankheit ließ die Hausfrauenroutine immer weiter ins Leere laufen, die

ihr so lange Halt gegeben hatte. Sie stellte die Butterdose in den Herd und ließ ihn über Nacht an; sie versteckte den Haustürschlüssel vor sich selbst in den Ritzen der Fußbodendielen; sie verwechselte Shampoo mit einem Bleichmittel. Und dann kamen die Augenblicke existentieller Verwirrung, wenn sie sich auf der Straße, in einem Geschäft oder in

irgendeinem Haus wiederfand, ohne zu wissen, woher sie kam, wer diese Menschen waren, wo sie wohnte und was sie als nächstes tun sollte. Ein Jahr später hatte sie ihr Leben ebenso wie das alte Haus vergessen. Doch es zu verkaufen wäre ihm wie Verrat vorgekommen, und so unternahm Henry nichts. Hin und wieder sahen er und Rosalind danach, kümmerten

sich um das Haus seiner Kindheit, und im Sommer mähte er den Rasen. Alles blieb an seinem Platz, wartete – die gelben Gummihandschuhe an der hölzernen Wäscheklammer, die Schublade mit den gebügelten Staub- und Geschirrtüchern, der glasierte Tonesel mit den Körben voll Zahnstocher. Ein modriger Geruch der Vernachlässigung machte sich breit, eine

Schäbigkeit legte sich über die Dinge, die nichts mit Staub zu tun hatte. Selbst von der Straße sah das Haus wie besiegt aus, und als Kinder an einem Nachmittag im November einen Stein durch das Wohnzimmerfenster warfen, wußte er, daß er handeln mußte.

Rosalind und die Kinder halfen ihm an einem Wochenende, das Haus zu räumen. Sie suchten sich

jeder ein Andenken aus – das gebot der Respekt. Daisy nahm sich einen Messingteller aus Ägypten, Theo einen Reisewecker, Rosalind eine schlichte Früchteschale aus Porzellan. Henry entschied sich für einen Schuhkarton voller Fotografien. Andere Erinnerungsstücke gingen an Neffen und Nichten. Lilys Bett, die Anrichte, zwei Schränke, Teppiche und die

Kommode warteten auf eine Räumungsfirma. Die Familie packte Kleider, Küchenutensilien und Nippes, den keiner wollte, für den Wohltätigkeitsbasar ein – Henry hatte nicht gewußt, wie sehr die Toten noch in den Häusern lebten. Der Rest wurde in Mülltüten gestopft und für die Müllabfuhr nach draußen gebracht. Sie arbeiteten schweigend, fast wie Plünderer – es wäre

unangemessen gewesen, das Radio anzustellen. Sie brauchten einen Tag, um Lilys Leben aufzulösen.

Ohne Erlaubnis der Mitwirkenden räumten sie die Bühne eines Theaterstücks, eines anspruchslosen Ein-Personen-Dramas. Sie fingen mit dem an, was sie ihr Nähzimmer genannt hatte – sein altes Zimmer. Sie würde nicht zurückkommen, wußte

nicht mehr, was Stricken war, doch die zahllosen Nadeln einzusammeln, die tausend Strickmuster, den halbfertigen gelben Babyschal, um es Fremden zu geben, war, als verbannte man sie aus dem Leben. Sie arbeiteten zügig, fast hektisch. Sie ist nicht tot, sagte sich Henry immer wieder. Doch ihr Leben, alle Leben, kamen ihm dürftig vor, wenn er sah, wie rasch,

mit welcher Leichtigkeit das ganze Drum und Dran, die vielen Kleinigkeiten eines Daseins eingepackt, aufgeteilt oder verramscht werden konnten. Gegenstände wurden zu Trödel, sobald sie von ihrem Besitzer und ihrer Vergangenheit getrennt wurden – ohne Lily sah der alte Teewärmer mit der kläglich dünnen Isolierung, den verschossenen

Bauernhofmotiven und seinen hellbraunen Flecken auf dem billigen Stoff einfach abscheulich aus. Während sich die Regale und Schubladen leerten, die Kisten und Tüten füllten, begriff Henry, daß niemand irgendwas besaß. Alles ist nur gemietet oder geborgt. Unsere Besitztümer werden uns überdauern, am Ende werden wir sie im Stich lassen. Sie arbeiteten den

ganzen Tag und stellten für die Müllmänner dreiundzwanzig Säcke nach draußen.

Er fühlt sich hager und zerbrechlich in seinem Bademantel, während er in den Morgen sieht, der noch dunkel ist, noch zu gestern gehört. Ja, das wird geschehen, und er wird alles Nötige veranlassen. Lily hat einmal mit ihm einen Friedhof besucht, nicht weit

von ihrem Haus, um ihm die Reihen kleiner, metallener, in eine Wand eingelassener Schließfächer zu zeigen, in denen sie ihre Asche aufbewahrt haben wollte. Das wird geschehen, und sie werden dort mit gesenkten Köpfen stehen und der Aussegnung lauschen. Oder macht man das bei der Einäscherung? Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit… Er hat es im

Laufe der Jahre oft gehört, kann sich aber nur an Bruchstücke erinnern. Er flieht wie ein Schatten und bleibt nicht…, geht auf wie eine Blume und fällt ab. Ja, und dann kommt die Reihe an John Grammaticus, eine dieser tiefgreifend verändernden Krankheiten, wie sie Trinker befallen, oder ein tödlicher Herzinfarkt, ein Hirnschlag. Sie werden alle auf verschiedene Weise

darunter leiden, Henry weniger als andere. Der alte Dichter war heute abend tapfer, hat so getan, als schmerze die Nase nicht, und Daisy dann genau das richtige Stichwort gegeben. Wenn es soweit ist, wird es auch Ärger um das Château geben, falls Teresa John heiratet und ihren Anteil beansprucht und die in Gesetzesdingen versierte Rosalind ihr Anrecht auf das

Haus verteidigt, das ihre Mutter gestaltet hat, das Haus, in dem Daisy, Theo und Rosalind selbst als Kinder ihre Sommer verlebt haben. Und Henrys Rolle? Weise und unwandelbare Treue.

Was noch, außer dem Tod? Theo wird zum ersten Mal von zu Hause fortgehen – es wird keine Postkarten geben, keine Briefe oder E-Mails, nur Anrufe. Sie werden nach

New York fliegen, um ihn und seine Band zu hören, wie sie den Amerikanern ihren Blues bringen – der denen vielleicht gar nicht gefällt –, und es wird Gelegenheiten geben, alte Freunde aus seiner Zeit am Bellevue Hospital wiederzusehen. Daisy wird ihre Gedichte veröffentlichen, ein Baby bekommen und Giulio mitbringen – Henry sieht immer noch den

dunkelhäutigen Lover mit nacktem Oberkörper aus dem falsch verstandenen Gedicht vor sich. Ein Baby mit seinem enormen Gepäck wird Leben ins Haus bringen, und jemand anderes, er nicht und Rosalind nicht, wird nachts aufstehen müssen. Giulio auch nicht, es sei denn, er ist ein ziemlich ungewöhnlicher Italiener. Ein reiches Leben. Und dann wird er, Henry, fünfzig werden, wird Squash

und die Marathons aufgeben, und das Haus wird sich leeren, wenn Daisy und Giulio eine Wohnung finden, Theo auch, und Henry und Rosalind werden enger zusammenrücken, sich aneinanderklammern, denn ihre Aufgabe, Kinder aufzuziehen und junge Erwachsene in die Welt zu entlassen, ist getan. Die Ruhelosigkeit, dieser Hunger, den er letztens nach einem

anderen Leben gespürt hat, wird sich legen. Es kommt eine Zeit, da wird er weniger operieren und mehr Verwaltungsarbeit erledigen – auch eine andere Art Leben –, und Rosalind wird bei der Zeitung aufhören, um ihr Buch zu schreiben, und es kommt eine Zeit, da werden sie merken, daß sie keine Kraft mehr für den Fitzroy Square haben, für die Junkies, den Verkehrslärm

und den Staub. Vielleicht wird eine Bombe im Namen des Dschihad sie mit all den anderen Furchtsamen in die Vororte treiben oder noch weiter hinaus aufs Land oder in das Château – ihr Samstag wird zu einem Sonntag werden.

Wie aufgeschreckt durch seine Gedanken zuckt hinter ihm Rosalind zusammen, stöhnt und regt sich noch einmal, ehe sie sich wieder

beruhigt und er sich erneut zum Fenster umdreht. London, sein kleiner, offen vor ihm liegender, unmöglich zu verteidigender Ausschnitt wartet wie hundert andere Städte auf seine Bombe. Die Rush-hour böte eine passende Gelegenheit. Vielleicht wäre es wie bei dem Unglück in Paddington – verbogene Schienen, zerbeulte, steil in die Höhe ragende Pendlerzüge, Krankentragen,

die durch zerbrochene Fenster gereicht werden, der Katastrophenplan des Krankenhauses im Einsatz. Berlin, Paris, Lissabon. Die Behörden sind einer Meinung, der Anschlag ist unausweichlich. Die Zeiten haben sich geändert – bloß weil es die Zeitungen melden, braucht es nicht falsch zu sein. Doch selbst vom Gipfelpunkt seines Tages aus ist diese Zukunft

schwerer zu deuten, ein Horizont unklarer Möglichkeiten. Vor hundert Jahren mochte ein Arzt mittleren Alters im seidenen Morgenrock an diesem Fenster gestanden haben, keine zwei Stunden vor dem Anbruch eines Wintertages, um über die Zukunft des neuen Jahrhunderts nachzudenken. Februar 1903. Man könnte diesen Edwardianer regelrecht um

das beneiden, was er noch nicht wußte. Falls er kleine Jungen hatte, verlor er sie wahrscheinlich ein Dutzend Jahre später an der Somme. Wie hoch war die Zahl der Toten durch Hitler, Stalin, Mao? Fünfzig Millionen, hundert Millionen? Beschriebe man ihm die Hölle, die vor ihm lag, warnte ihn, den guten Doktor – dieses leutselige Produkt von Wohlstand und

Jahrzehnten des Friedens –, er hätte es nicht geglaubt. Man hüte sich vor Utopisten, diesen Fanatikern, die den Weg zur idealen Gesellschaftsordnung zu kennen glauben. Hier sind sie wieder, Totalitaristen in neuem Gewand, vereinzelt noch und schwach, doch wächst ihre Zahl, und sie wüten, dürsten nach Massenvernichtung. Hundert Jahre Krise sind zu

überstehen. Vielleicht ist dies aber auch nur ein Moment der Schwäche, eine müßige, schwülstige Phantasie, ein Nachtgedanke über eine vorübergehende Störung, die mit etwas Zeit und gesundem Menschenverstand sich lösen läßt oder sich von alleine erledigt.

Das unmittelbar vor ihm Liegende, der nächste Hügel, ist leichter zu erkennen: So sicher, wie seine Mutter

sterben wird, wird er mit Professor Taleb in Hoxton in das irakische Restaurant essen gehen. Der Krieg wird nächsten Monat beginnen – das genaue Datum muß längst feststehen, fast, als handelte es sich um ein großes Open-air-Sportereignis. Später wird es zum Töten oder Befreien zu heiß. Bagdad wartet auf seine Bomben. Wo ist nur Henrys Wunsch geblieben, den

Tyrannen zu beseitigen? Am Ende dieses Tages, nach diesem einzigartigen Abend, ist er furchtsam, verletzlich, zieht immer wieder den Bademantel eng um sich. Ein weiteres Flugzeug fliegt von links nach rechts durch sein Blickfeld, folgt der Themse auf dem eintönigen Sinkflug in Richtung Heathrow. Es fällt ihm schwer, sich die Intensität der Auseinandersetzung mit

Daisy ins Gedächtnis zurückzurufen, sich erneut in seine Gefühle hineinzuversetzen – die Gewißheiten sind fragwürdig geworden: Ist die Welt, die der Professor beschrieb, wirklich unerträglich? Bewirkt die Beseitigung des Regimes etwas dauerhaft Gutes und kostet womöglich weniger Tote als sein Fortbestand, wie finster die amerikanischen Motive auch

sein mögen? ›Womöglich‹, hört er Daisy sagen, ist nicht gut genug; von der Geschichte eines einzigen Mannes hast du dir den Kopf verdrehen lassen. Eine Frau, die ein Kind austrägt, besitzt eine besondere Autorität. Wird mit dem Morgen seine Hoffnung auf ein entschiedenes Vorgehen wiedererwachen? Jetzt hat er nichts als Angst. Er ist schwach und unwissend,

erschrocken darüber, wie sich die Folgen einer Tat der Kontrolle entziehen und neue Ereignisse hervorbringen, neue Folgen, bis man an einem Punkt anlangt, den man sich nie träumen ließ und für den man sich auch nie entschieden hätte – ein Messer an der Kehle. Während Andrea Chapman darauf hofft, von der unwahrscheinlichen Liebe eines jungen Arztes

davongetragen und selbst Ärztin zu werden, liegt Baxter ein Stockwerk tiefer in seiner ureigenen Dunkelheit, von Polizeibeamten bewacht. Doch eine kleine Gewißheit gibt Henry Halt, eine Überzeugung, die sich beim Abendessen zu formen begann, noch ehe Jay anrief, und die sich gefestigt hat, als er auf der Intensivstation saß und Baxter den Puls fühlte.

Er muß Rosalind, dann den Rest der Familie und die Polizei überreden, daß sie keine Anklage erheben. Die Sache muß fallengelassen werden. Sollen sie den anderen Mann verfolgen. Für Baxter wird der lebenswerte Abschnitt seines Daseins auf Erden immer kürzer, ehe bald der Abstieg in höllische Halluzinationen beginnt. Henry könnte ein, zwei Kollegen bitten, Spezialisten

auf diesem Gebiet, die Staatsanwaltschaft davon zu überzeugen, daß Baxter nicht mehr verhandlungsfähig sein wird, wenn es zum Prozeß kommt. Das mag stimmen oder auch nicht. Jedenfalls muß ihn dann das System sicher verwahren, muß er untergebracht werden, ehe er weiteres Unheil anrichtet. Dafür könnte Henry sorgen, könnte alles in seiner Macht Stehende tun, um es dem

Patienten irgendwie angenehmer zu machen. Ist das Vergebung? Wahrscheinlich nicht, er weiß es nicht, außerdem wäre es nicht an ihm, sie zu gewähren. Oder ist er derjenige, der Vergebung sucht? Schließlich ist er verantwortlich; vor zwanzig Stunden fuhr er über eine offiziell für den Verkehr gesperrte Straße und setzte damit eine Kette von

Ereignissen in Gang. Es könnte auch Schwäche sein – in einem bestimmten Alter, wenn den verbleibenden Jahren zum ersten Mal etwas Endliches anhaftet, wenn man selbst den ersten Kältehauch verspürt, sieht man einen Sterbenden mit größerem, fast brüderlichem Interesse. Doch er zieht vor, seine Einstellung für Realismus zu halten: Niemand würde dabei

gewinnen, einen Mann auf seinem Weg in die Hölle voranzupeitschen. Als er Baxter im Operationssaal das Leben rettete, hat er ihn auch zu dieser Qual verurteilt. Genug der Rache. Dies ist ein Gebiet, auf dem Henry Autorität ausübt, auf dem er Ereignisse beeinflussen kann. Er weiß, wie das System funktioniert – der Unterschied zwischen guter und schlechter Pflege ist

nahezu unendlich.

Daisy sagt ein Gedicht auf und verzaubert mit Worten einen Mann. Vielleicht hätte jedes beliebige Gedicht gereicht, um den Schalter eines plötzlichen Stimmungswechsels umzulegen. Baxter aber verfiel der Magie, geriet in ihren Bann und wurde daran erinnert, wie sehr er leben wollte. Niemand kann ihm verzeihen, daß er das Messer

gezückt hat. Doch Baxter konnte hören, was Henry nicht zu hören vermag und trotz Daisys Erziehungsanstrengungen vermutlich auch nie hören wird. Irgendein Dichter aus dem neunzehnten Jahrhundert – Henry muß noch herausfinden, ob dieser Arnold bedeutend oder unbedeutend ist – hat in Baxter eine Sehnsucht ausgelöst, die er selbst kaum

benennen könnte. Dieses Verlangen ist sein Anspruch auf Leben, auf eine geistige Existenz, und da die nicht mehr lange vorhalten wird, da sich die Tür seines Bewußtseins schließt, sollte er seinen Anspruch nicht aus einer Zelle heraus erheben müssen, darauf wartend, daß eine absurde Verhandlung gegen ihn beginnt. Sein düsteres, feststehendes Schicksal ist vielmehr ein

winziger Lapsus, ein Wiederholungsfehler im Code seines Seins, seines Genotyps – die moderne Variante einer Seele –, an dem – noch eine Gewißheit, die Henry erkennen kann – er unweigerlich zugrunde gehen wird.

Langsam läßt Henry das Fenster herab. Der Morgen ist noch dunkel, und jetzt ist die kälteste Zeit. Erst nach sieben wird es hell. Drei

Krankenschwestern überqueren den Platz, unterhalten sich gutgelaunt, gehen zur Frühschicht in sein Krankenhaus. Er zieht die Fensterläden vor, dreht sich zum Bett um, läßt den Morgenmantel zu Boden gleiten und legt sich hin. Rosalind hat sich von ihm abgewandt, die Knie angewinkelt. Er schließt die Augen. Diesmal wird er keine Mühe haben, dem

Vergessen entgegenzufallen, nichts kann ihn jetzt noch aufhalten. Schlaf ist kein Konzept mehr, sondern etwas Materielles, ein uraltes Transportmittel, ein sanftes Förderband, das ihn dem Sonntag entgegenträgt. Er schmiegt sich an sie, an ihren seidenen Pyjama, ihren Geruch, ihre Wärme, ihre geliebte Gestalt, zieht sie enger an sich. Blind küßt er ihren Nacken. Das wird es

immer geben, ist einer seiner letzten Gedanken. Dann: Es gibt nur dies. Und dann, undeutlich, fallend: Dieser Tag ist vorüber.

Danksagungen

Ich bin Dr. Neil Kitchen, Fellow des Royal College of Surgeons, dem leitenden Neurochirurgen und stellvertretenden Klinikdirektor des National Hospital for Neurology and Neurosurgery am Queen Square in London, zu großem Dank verpflichtet. Es war für mich ein Privileg, diesem begabten Chirurgen zwei

Jahre lang bei seiner Arbeit im Operationssaal zusehen zu dürfen, und ich danke ihm auch für die Freundlichkeit und Geduld, mit der er sich trotz eines anstrengenden Tagesprogramms immer wieder Zeit nahm, mir die Feinheiten seines Berufes ebenso wie jene des Gehirns mit seinen zahllosen Krankheiten zu erklären. Ich danke auch Sally Wilson, Fellow des Royal College of

Art und neuroanästhesistische Assistentin am selben Krankenhaus, und Anne McGuinness, Oberärztin in der Notaufnahme des University College Hospitals, sowie Oberinspektor Amon McAfee. Dank schulde ich darüber hinaus Dr. Frank T. Vertosick und seinem ausgezeichneten Buch *When the Air Hits your Brain* (Norton, New York 1996) für

einen Bericht über eine transsphenoidale Hypophysektomie. Ray Dolan, ein überaus literarischer Wissenschaftler, las das Manuskript von *Saturday* und machte scharfsinnige Anmerkungen zu neurochirurgischen Sachverhalten. Tim Garton Ash und Craig Raine lasen den Roman ebenfalls in einer sehr frühen Fassung und äußerten viele hilfreiche

Kommentare. Außerdem bin ich Craig Raine dafür dankbar, daß er mir großzügig gestattete, Daisy Perowne die Worte »erregte Gießkanne« und »seltsame Rose« aus seinem Gedicht ›Sexual Couplets‹ zuschreiben zu dürfen sowie die Zeile »jede Rose/an einem Schmarotzerstengel wächst« aus ›Reading Her Old Letter about a Wedding‹ (*Collected Poems* 1978–

1999, Picador, London 2000).
Annalena McAfee, meine Frau, las das Manuskript in den unterschiedlichsten Stadien, und ich bin der glückliche Nutznießer ihrer klugen Anmerkungen und ihrer liebevollen Unterstützung.

IM, London 2004

Zitatnachweis

Matthew Arnold: *Die Küste von Dover.* In: *Hundert englische Gedichte.* Herausgegeben und übersetzt von Hans-Dieter Gelfert. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 1999.

Saul Bellow: *Herzog.* Deutsch von Walter Hasenclever. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1965.

Philip Larkin: *Gedichte.* Deutsch von Waltraut Anna Mitgutsch. Stuttgart: Klett-Cotta 1988.

William Shakespeare: *Sonette.* Herausgegeben von Hanno Helbling. Das 80. Sonett in der Übersetzung von Stefan George. Zürich: Diogenes 1994.

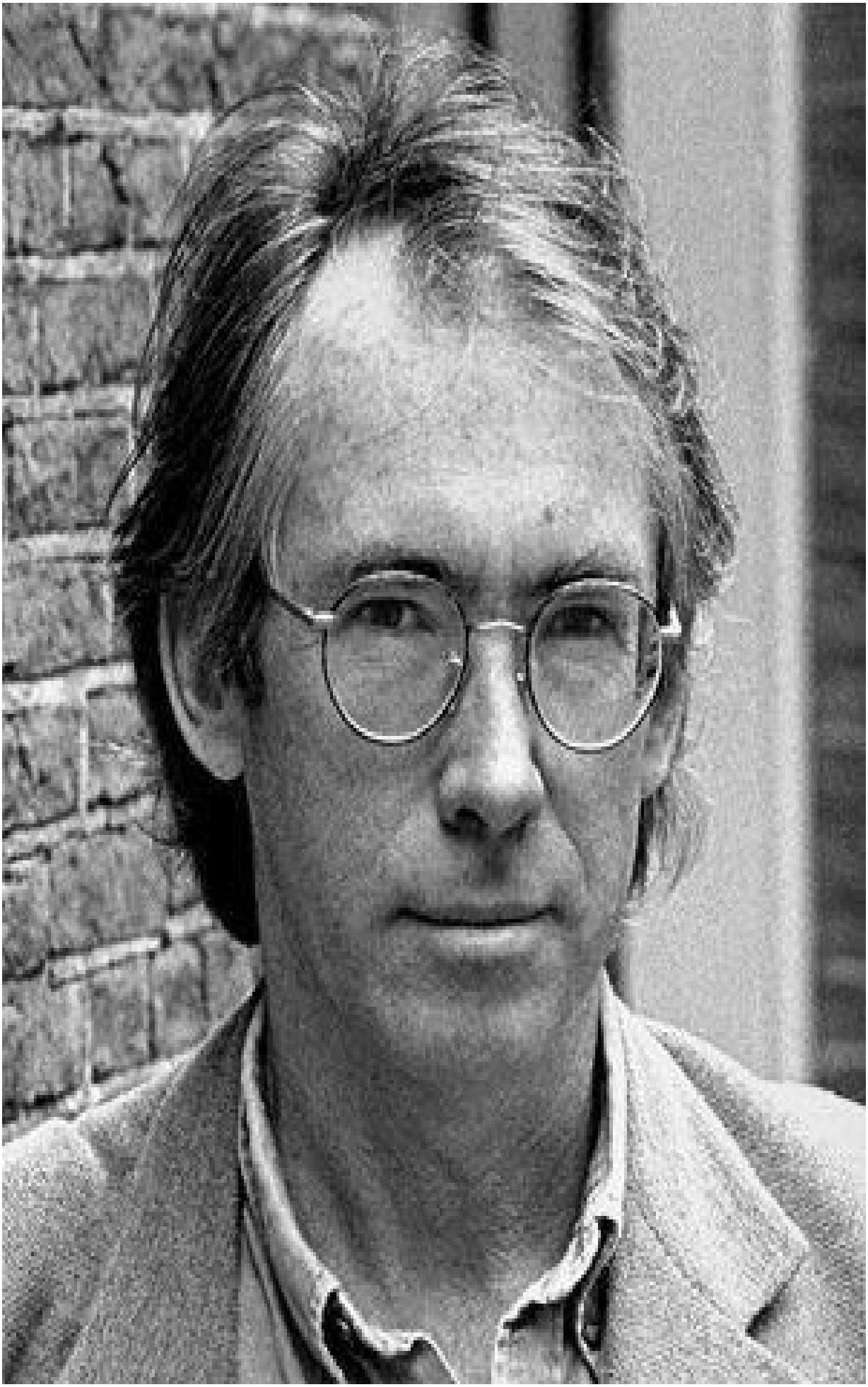


Foto: © Roeland Fossen

IAN MCEWAN, geboren 1948 in Aldershot (Hampshire), lebt in London. 1998 erhielt er für *Amsterdam* den Booker-Preis und 1999 den Shakespeare-Preis der Alfred-Toepfer-Stiftung für das Gesamtwerk. Sein Roman *Abbitte* wurde zum Weltbestseller und mit Keira Knightley verfilmt. Er ist Mitglied der Royal

Society of Literature, der Royal Society of Arts und der American Academy of Arts and Sciences. 2005 reiste er in die Arktis: Siehe Diogenes Magazin Nr. 4 sowie www.capefarewell.com.

Mehr Informationen erhalten Sie auf www.diogenes.ch